Bio 2428

Gallerie Preussischer Charaktere.

Aus
der Französischen Handschrift
übersetzt.

Inclusos utero Danaos et pinea furtim
Laxat claustra Sinon; illos patefactus ad auras
Reddit equus, laetique cavo se robore promunt
Thessandrus Sthenelusque duces, et dirus Ulyxes,
Demissum lapsi per funem, Acamasque, Thoasque
Pelidesque Neoptolemus, primusque Machaon.

VIRGIL. AENEID. LIB. II.

Germanien, 1808.

120

Fragment eines Schreibens an die Verlagshandlung.

Der Einsender erhielt das beikommende Manuskript durch die dritte oder vierte Hand, und es wurde ihm nur eine kurze Bedenkzeit gelassen, ob er den Druck desselben einleiten wolle, oder nicht. Er fand darin nichts, was den Staat, die Religion, oder die guten Sitten beleidigte, und trug also kein Bedenken, sein Ja zu geben, zumal, da ihm, auf seine schriftlichen Vorstellungen, erlaubt wurde, einige Abschnitte ganz zu unterdrücken, und in einigen andern manche einzelne Stelle wegzulassen.

Der beigefügte Prolog giebt den Maßstab zur Beurtheilung dieses wichtigen Werkes, das unverkennbar von einem sehr bedeutenden Manne herrührt. Jeder Schriftsteller, jeder Künstler muß es sich gefallen lassen, daß seine Arbeit öffentlich — oft sehr ungerecht — beurtheilt wird. Warum nicht auch Generale und Staatsmänner, besonders wenn der Erfolg ihres Thuns und Treibens so offen am Tage liegt, wie jetzt in dem Schicksal des Preussischen Staates? — eines Staates, der von

der Vorsehung dazu bestimmt zu seyn schien, der Frivolität des Südwestens, dem Fanatismus des Südens, und der Rohheit des Nordostens einen Damm entgegen zu setzen! Doch — er kann ja einst werden, was er noch nicht war; und vielleicht mußte erst alles in Ruinen liegen, damit es sich fester und schöner wieder aufbauen liesse.

Der Einsender kennt von allen in dieser Gallerie aufgestellten Männern nur den einzigen Johann von Müller; und diesem hat der geistreiche Verfasser wohl nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ob Er, oder ob so viele andre verständige Männer den großen Gelehrten Johann von Müller als Schriftsteller richtig beurtheilen, das muß die Nachwelt entscheiden, auf welche die Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft, und so manches andre Werk unseres wahrhaft gelehrten Historikers, ohne allen Zweifel kommen wird. Sehr gern würde der Einsender den Abschnitt, welcher Johann von Müller betrifft, zurückbehalten haben, wenn das nur von ihm abgehangen hätte; denn er achtet und liebt diesen Mann, schon von Maynz her, nicht bloß als Schriftsteller, sondern auch als einen sehr edlen, durch einen sanften, gefälligen Charakter ausgezeichneten, Menschen. — —

Prolog des Herausgebers.

Kaum hatte Lucian seine Göttergespräche bekannt gemacht; so erschien vor dem Throne des Zevs ein unermeßlicher Schwarm von Göttern und Göttinnen, aus den sogenannten kleinern Familien, um Rache zu fordern wegen des an ihnen verübten Frevels.

„Was hat Euch denn der Samosatenser zu Leide gethan?" fragte Zeus Kronion mit richterlichem Ernste.

Er hat unsere Nahmen genannt.

„Wie? Ihr wollt Götter seyn, und nicht erlauben, daß man Eure Nahmen nennt?"

Er hat der ganzen Welt unsere Thaten erzählt.

„Solche Ehre hat er Euch angethan, und Ihr wollt ihn bei mir verklagen?"

Er hat uns selbst geschildert.

„Doch unstreitig nach Euren Thaten! Denn ich wüßte nicht, woher er Euch sonst kennen sollte.“

Er hat Einige von uns gelobt, und Einige getadelt.

„Närrisches Volk! Wie hätte er es wohl anders machen sollen? Ohne Tadel kein Lob; ohne Lob kein Tadel! Uebrigens kann er ja nicht dafür, daß Ihr eifersüchtig auf einander seyd, wie die Kinder. Geht! Die Sache ist Euch neu; darum könnt Ihr Euch nicht sogleich darein finden. Ihr werdet Euch aber mit der Zeit daran gewöhnen, und dann Euch, hoff' ich, eine Ehre daraus machen, daß von Euch die Rede ist.“

So zurecht gewiesen, schlich sich der Schwarm der kleinen Götter und Göttinnen davon. Der ganze Vorfall belustigte von allen Olympiern keinen so sehr, wie den Momus. „Welche Götter!“ rief er halb lachend, halb weinend aus; „die dem Lichte die Finsterniß vorziehen!“

Inhalt.

Erste Abtheilung:

Militärpersonen.

		Seite
I.	Der General von Köckeritz. . . .	3
II.	Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig-Wolfebüttel.	14
III.	Friedrich Ludwig, Fürst v. Hohenlohe-Ingelfingen.	42
IV.	Der Prinz Friedrich Ludwig, gewöhnlich Louis Ferdinand genannt.	60
V.	Levin von Geusau, Generallieutenant und General-Quartiermeister.	103
VI.	Der General-Adjutant v. Kleist.	116
VII.	Wichart Joachim Heinrich von Möllendorf, General-Feldmarschall.	121
VIII.	Ernst Friedrich Wilhelm Philipp von Rüchel, Generallieutenant.	134
IX.	Der Generallieutenant von Blücher.	173
X.	Der Graf von Kalkreuth, General der Cavallerie.	189

Seite
XI. Der General von Phull. . . 198
XII. August Ludwig von Massenbach, Oberst und Generalquartiermeister-Lieutenant. 210

Zweite Abtheilung:

Cabinetsräthe, Staatsminister und Gelehrte.

I. Der Cabinetsrath Beyme. . . 255
II. Der Cabinetsrath Lombard. . . 273
III. Friedrich Wilhelm, Graf von der Schulenburg-Kehnert. . . . 282
IV. Christ. Heinr. Karl Graf von Haugwitz, Cabinets-Minister. . 315
V. Einige andre Minister: . . . 349
Der Freiherr von Hardenberg. 353
Der Graf von Hoym. . . 365
Freiherr von und zum Stein. 368
VI. Heinrich von Bülow. 381
VII. Johann von Müller. 415
VIII. Der Professor Kiesewetter. . . 446
IX. Der Hofrath Hirt. 461
X. Friedrich Buchholz. 470

Gallerie Preussischer Charaktere.

Erste Abtheilung:

Militärpersonen.

I.

Der General von Köckeritz.

Ich eröffne meine Gallerie mit dem Bildnisse eines Mannes, der das ganze Vertrauen des Königs besaß, und, ob er gleich einige gute Eigenschaften hat, dennoch für den Posten, auf dem er stand, sehr wenig berufen war.

Der General von Köckeritz ist von mittlerer Statur, ungemein saftreich und fleischig, beständig so knapp angezogen, daß man sich nicht in seiner Nähe befinden kann, ohne irgend ein Platzen zu befürchten, und, bei einer nicht schlech-

ten militärischen Haltung, von einer so einfältigen Miene, daß man dem Herzoge von Braunschweig-Oels nicht Unrecht geben kann, der seinen Kopf „einen ausgeschnittenen Kürbiskopf ohne Licht im Innern" nannte. Am besten nimmt er sich zu Pferde aus; und fragt man sich, was Friedrich Wilhelms des Dritten Aufmerksamkeit auf diesen Mann gerichtet habe, so kann man sich schwerlich eine andere Ursache denken, als seine gravitätische Manier zu reiten. Sieht man ihn dagegen in den Vorzimmern der Oberhofmeisterin von Voß, wo er einen großen Theil des Vormittags zuzubringen pflegt, dastehen oder dasitzen, die Däume um einander schiebend und die Langeweile mit dem Gleichmuth eines Gottes ertragend, so möchte man bei diesem Anblick entweder vor Kummer vergehen, oder wünschen, daß der

— — — — — — — — — — —

— — — — sein Werk so bald als möglich vollende.

Gesprächig wird dieser Edelmann nicht eher, als bis er sich, bei einer Pfeife Taback und einem Glase Kottbusser, mit seinen Vertrauten am runden Tisch oder auch am Whisttisch befindet; dann plaudert er aber auch alles aus, was man von ihm zu erfahren irgend ein Interesse hat. Man wußte bei Hofe lange nicht, woher es kam, daß man keinen einmal ausgesprochenen Gedanken vor dem Publikum verborgen halten konnte; endlich ward die Plaudertasche ausgemittelt: doch so fest steht Köckeritz, mit allen seinen Schwachheiten und offenbaren Fehlern, in der Gunst des Königs, daß er nicht daraus verdrängt werden konnte.

Ein Mann, der das ausschließende Vertrauen eines Königs hat, ist immer interessant, weil man durch ihn Dinge

erfährt, welche sonst unerforschlich sind. Doch abgesehen von dieser, durch den bloßen Standort erworbenen, Wichtigkeit, ist Köckeritz der unwissendste und langweiligste Mensch von der Welt. Er hat nichts studiert, und besitzt durchaus nicht die Kraft, eine Reihe von Abstraktionen in sich aufzunehmen. Man gab ihm, am Schlusse des Jahres 1805, den „neuen Leviathan," mit der Bitte: dies in der That bedeutende Buch durchzulesen, um daraus die wahren Verhältnisse Englands zu dem festen Lande von Europa kennen zu lernen; allein er ermüdete gleich bei den ersten Seiten, und gab das Buch mit der naiven Erklärung zurück, daß es, wie er sich ausdrückte, für ihn „zu hoch" sey. Ueberhaupt will er von Gelehrsamkeit nichts wissen; aber einen gewissen Blick, meint er, müsse man haben, und diesen gewissen Blick trauet

er sich im höchsten Grade zu, ohne zu ahnen, wie sehr er gemißbraucht wird und gegen seinen Willen zum Untergange des Staates beiträgt.

Man nennt ihn einen sehr ehrlichen Mann; dies ist er auch wohl wirklich. Reicht es aber schon hin, das Gute zu wollen? Und braucht man nicht außerdem auch Einsichten, um das Gute vom Bösen unterscheiden zu können? — Da des Generals von Köckeritz Einsichten so äußerst beschränkt sind, so ist er unaufhörlich der betrogene Betrieger, der das Gute will, aber das Böse thut.

Zwei Personen haben sich seines ganzen Wesens bemächtigt, so daß er nichts weiter ist, als was diese wollen, daß er seyn soll; nämlich sein Kamerdiener Nagel, der sonst sein Reitknecht war, und dessen Frau. Beide sind gleich erkäuflich, und haben seit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms des Dritten bereits

ein Vermögen von 60,000 Rthlrn. zusammen gebracht, welches vielleicht mehr ist, als ihr Herr hat. — Sogar von dem Sofa Sr. Excellenz des Ministers Hoym hat man Madame Nagel sich erheben sehen; und wenn sie wirklich ein Werkzeug dieses Ministers gewesen seyn sollte, so ist es wohl nicht zu verwundern, daß sie in so kurzer Zeit ein so bedeutendes Vermögen zusammen gescharrt hat.

Da das Interesse dieser Personen es mit sich bringt, die Freunde der ganzen Welt zu seyn, so ist auch der General Köckeritz so ein Allerwelts-Freund. Wem hat Er nicht das Wort geredet, wenn es darauf ankam, Gnadenbezeigungen zu erhalten! Die Zahl der Pensionisten, welche sich unter Friedrich Wilhelm dem Dritten so sehr vermehrt hat, betrachtet ihn, nicht mit Unrecht, als ihren Schutzpatron; und wenn es ganz nach ihm ginge, so würde die eine Hälfte

der Staatsbürger an den Bettelstab gebracht, damit es seinem Könige nie an Veranlassung zu Wohlthaten, und ihm nie an Protegirten fehlen möchte. Dagegen hat er niemals einem Manne von Genie das Wort geredet, nie einen großmüthigen Entwurf unterstützt, nie wahrhaft heilsame Maßregeln empfohlen und überhaupt nie etwas von dem gethan, was dem vertrauten Freunde eines Königs zukommt. Könnte er für seine Individualität, so ließe sich von dieser Seite eine lange Anklage gegen ihn erheben. Er ist nicht eigennützig, das ist wahr; aber er ist es bloß aus physischer Trägheit nicht. Diese ist so groß, daß er sich außer dem Essen und Trinken so leicht nichts zu Herzen gehen läßt. Es war eine bittere Satyre, als man vor mehreren Monaten von ihm bekannt machte, er sey vor Kummer gestorben. Der Kummer hat keine Gewalt über

ihn. Kaum war er vom Schlachtfelde bei Auerstädt, an der Seite des Königs, in Magdeburg eingetroffen, als Diejenigen, die ihn zu sprechen wünschten, um die wahre Lage der Sachen kennen zu lernen, ihn bei einem Puterbraten von enormer Größe fanden, ganz vertieft in den so lange entbehrten Genuß. Außerdem erzählt man noch, daß er, während der König auf seiner Flucht nach Königsberg einem Landgeistlichen, bei dem er abgetreten war, einen Begriff von der Streitart der Franzosen zu machen suchte, dem erstaunten Schwarzrock von hinten kam, und, mit Wasser im Munde, fragte: haben Sie denn nicht ein Stück Wurst, das Sie mir vorsetzen können?

Während des ganzen Krieges ist Köckeritz nicht von der Seite des Königs gewichen, und hat dadurch hinlänglich beurkundet, daß man den Titel eines

Generals führen, und mit, wer weiß wie vielen, Dekorationen bedeckt seyn kann, ohne auch nur einen Funken militärischen Geistes in sich zu tragen. Mit dem „gewissen Blick," dessen er sich in Friedenszeiten zu rühmen pflegte, hatte es ein Ende, sobald es zur Probe kam.

Aus allem, was bisher über Herrn von Köckeritz gesagt worden ist, scheint mit unwiderstehlicher Evidenz hervor zu gehen, daß sein Hauptverdienst in seiner — Polsterartigkeit besteht: eine Art des Verdienstes, welche weder Friedrich der Einzige, noch Napoleon der Große, ja keiner von allen vorzüglichen Gewalthabern, die vor ihm lebten, zu schätzen verstand, welche aber Friedrich Wilhelm erträgt, indem er vor allen Dingen einen ehrlichen Mann zu seinem Freunde haben will, sollte dieser ehrliche Mann auch so gefräßig, so einfältig und

so geschwätzig seyn, wie ein Kapuziner. — Bekanntlich warnt der Cardinal Richelieu in seinem politischen Testamente die Könige vor dem Umgange mit Menschen, denen man kein anderes Prädikat geben kann, als das der Ehrlichkeit. Die Sache ist wichtiger, als man auf den ersten Anblick glaubt; denn ist die Ehrlichkeit von der Einsicht getrennt, so giebt es in der Welt keine Individuen, welche leichter zu bestechen wären, als eben diese ehrlichen Leute. Widerstehen sie auch dem Gelde, so widerstehen sie doch andern Bestechungsmitteln nicht, welche mit ihren Liebhabereien zusammenhangen. Ein Berlinischer Jude pflegte zu sagen: Bestechung sey ein Wort von großem Umfange, und nicht selten habe er sich durch einen Teller voll Kirschen in den ersten Monaten des Jahres da den Weg gebahnt, wo er mit einer Rolle von tausend Frie-

drichsd'or würde zurück gewiesen worden seyn.

Den Herrn von Köckeritz würde man für seine Plane vielleicht durch eine gute Pfeife Knaster gewinnen können. Noch mehr über ihn sagen zu wollen, wäre eben so vergeblich, als Mohren zu waschen und Eulen nach Athen zu tragen.

II.

Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog v. Braunschweig-Wolfenbüttel, Königl. Preussischer General-Feldmarschall.

Der Sturm, welcher seit funfzehn Jahren ganz Europa bewegt, und seit mehreren Jahren Deutschland in seinen Grundfesten erschüttert, hat eine der ältesten Dynastieen in jenen Abgrund der Vernichtung geschleudert, aus welchem höchst selten eine Rückkehr Statt findet. Während der eine Zweig des Hauses Braunschweig auf dem Englischen Throne mit einer Allmacht waltet, die, weil sie ihr Fundament in der Beweglichkeit des stärksten Elementes hat, allen Angriffen

zu trotzen scheint, ist der andre Zweig dieses Hauses aus seinen Erbstaaten vertrieben und beinahe jedem Schicksale Preis gegeben. Jener berühmte Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, den man ein halbes Jahrhundert hindurch für einen der ersten Krieger hielt, und der, welches auch immer seine militärischen Talente seyn mochten, als Fürst das seltne Glück genoß, von seinen Unterthanen angebetet zu werden, weil er wirklich große administrative Einsichten besaß, hat das seltne Mißgeschick erlebt, in einem Alter von drei und siebzig Jahren von seiner Höhe herabgeworfen zu werden, und kaum so viel Zeit gehabt, durch einen schmerzenvollen Tod dem Dekrete zu entgehen, welches seinen Untergang als Dynast verfügte. Ein unwiderstehliches Verhängniß waltet über das Sterbliche; und wohl mag es Recht haben in allem, was es beschließt. Doch

bis das Recht unsern so begränzten als schwachen Blicken einleuchtet, sey es erlaubt, zu sagen, was der Herzog von Braunschweig eigentlich war, und warum sein Andenken, aller Verunglimpfung zum Trotze, noch lange in Ehren bleiben wird.

Wie verschieden auch die Braunschweigischen Prinzen seyn mochten, an deren Spitze der Herzog von Braunschweig stand, so war doch keiner unter ihnen, in welchem man nicht Spuren einer sehr sorgfältigen Erziehung angetroffen hätte. Vielleicht gab es in ganz Deutschland kein Fürstenhaus, worin mehr Talente vereinigt waren. Alle hatten das mit einander gemein, daß sie ihre Gedanken, sowohl mündlich als schriftlich, mit eben so vieler Präcision als Leichtigkeit zu entwickeln verstanden: ein nicht geringer Vorzug in einer Familie, deren Bestimmung das Regieren ist!

ist! Alle besaßen außerdem eine gewisse Gelehrsamkeit, die, wenn sie auch nicht über die Kenntniß der Römischen Schriftsteller hinaus ging, doch schon um deswillen schätzbar war, weil sie zur Achtung der Gelehrten hin führte.

Was den Herzog von Braunschweig insbesondre betrifft, so zeichnete er sich vor allen seinen Brüdern durch den Ernst aus, der ihm von seiner frühesten Jugend an beiwohnte. Die Rolle, welche er als Erbprinz im siebenjährigen Kriege spielte, wird ihm ewig zur Ehre gereichen. Es ist hier nicht der Ort, seiner Großthaten mit Ausführlichkeit zu erwähnen; allein, was er in der Schlacht bei Hastenbeck und in der Affaire bei Hoya leistete, diente eben so sehr dazu, seinen großen Oheim, den Herzog Ferdinand, zu verherrlichen, als ihm selbst einen bleibenden Ruhm zu erwerben. Wie sehr er das Zutrauen verdiente, welches

dieser Oheim in seine Beurtheilung setzte, das offenbarte sich nie glänzender, als in dem Jahre 1760, wo er an der Spitze von 15000 Mann nach dem Nieder=Rhein vorrückte, um den Entwürfen zu begegnen, welche Broglio gemacht hatte, Westphalen mit einer neuen Armee unter den Befehlen des Marquis von Castries zu überschwemmen.

Der Erbprinz berannte Wesel, worin eine Französische Besatzung lag, in eben dem Augenblick, wo Castries sich in Bewegung gesetzt hatte, diesen Waffenplatz zu retten. Castries drang in Eilmärschen bis an den sogenannten Eugenischen Kanal (fossa Eugeniana) vor. Muthig ging ihm der Erbprinz mit dem entgegen, was ihm, nach Abzug der Mannschaft, welche Wesel einschloß, noch übrig blieb. Es gelang ihm, über den Kanal zu kommen; es gelang ihm sogar, den Feind während der Dun-

kelheit der Nacht zu überfallen. Indeß fand er einen so starken Widerstand, daß er auf den Rückzug bedacht seyn mußte. Die Elemente selbst verschworen sich gegen ihn, indem der angeschwollene Strom die Schiffbrücken aus einander riß, über welche er zurück gehen wollte. Viele andere Generale an seiner Stelle würden jetzt den Kopf verloren haben; Er blieb ruhig. Während die Brücken hinter ihm wieder hergestellt wurden, zeigte er sich dem Feinde in Schlachtordnung, und erzwang auf diese Weise Achtung. Als das Brückenschlagen vollendet war, trat er seinen Rückzug mit Besonnenheit und Ordnung an. Ihm folgte der Marquis von Castries, welcher sich bald darauf zwischen Wesel und Schornbeck an der Lippe lagerte. Beide Corps wurden durch diesen Fluß so lange getrennt, bis sich der Erbprinz bei einbrechender ungünstiger Witterung tiefer in West-

phalen hinein zog, während sein Gegner sich in die Winterquartiere am Rhein begab.

Wie der Erbprinz von Braunschweig sich bei dieser Gelegenheit zeigte, so hat sich der Herzog von Braunschweig sein ganzes Leben hindurch bewiesen. Nie verlor er die nöthige Geistesgegenwart; nie vermochte die Gefahr, wie drohend sie auch bisweilen seyn mochte, irgend etwas über sein Gemüth; und wenn die allzu weit getriebene Verachtung derselben bei einem Feldherrn ein Fehler ist, so kann man freilich von ihm sagen, daß er diesen Fehler hatte, wiewohl er dadurch nie zu einer Tollkühnheit hingerissen wurde.

Der Erbprinz hatte sich nach dem Maßstabe Friedrichs des Zweiten zum Helden ausgebildet, als er im Jahre 1780 seinem Vater in der Regierung der herzoglichen Länder succedirte. Seine

Lage als Fürst war nicht die beste, weil er so viele Schulden vorfand, daß tausend andere Fürsten in seiner Stelle an ihrer Abbezahlung verzweifelt haben würden. So wie indeß der Herzog durch keine Hindernisse abzuschrecken war, so begegnete er auch diesem mit ungemeiner Gegenwart des Geistes. Friedrich der Zweite, welchem sein Vater neunmal hundert tausend Thaler schuldig geblieben war, hatte in dem Schreiben, worin er dem neuen Herzoge zu seinem Regierungsantritt Glück wünschte, sehr kalt angefragt: wodurch er ihm nützlich werden könne. Beleidigt durch diese Kälte, hinter welcher, nach der Vermuthung des Herzogs, allzu viel Liebe zum Gelde verborgen lag, bat er den König auf der Stelle, ihm zu erlauben, daß er die Schuld seines Vaters von neunmal hundert tausend Thalern in neun Tagen bezahlen dürfe. Wie er dies

möglich gemacht hat, ist mir nicht bekannt; jedermann weiß aber, daß er nicht nur diese Schuld, sondern auch alles, was sein Vater in Holland, in Hamburg u. s. w. geborgt hatte, zurück bezahlt, und im Innern seines Staates solche Anstalten getroffen hatte, daß sein Nachfolger gehindert worden wäre, in den Fehler seines Vaters zu verfallen. Er hätte damals sagen können, was ein Spartanischer König seiner Gemahlin zur Antwort gab, als sie sich darüber beklagte, daß er seinem Nachfolger die Hände gebunden habe: nur in der Beschränkung ist Sicherheit und wahre Macht. Das Weltgeschick hat indeß über diese Einrichtung des vorsichtigen Herzogs entschieden, wie über so vieles Andre, was er zur Beglückung seiner Unterthanen eingeführt hatte.

Der Herzog würde in seinem kleinen Staate ein sehr glücklicher Fürst

gewesen seyn, wenn ihn nicht die Natur eben dieses Staates gewissermaßen zum Vasallen eines größeren Fürsten gemacht hätte. Die Verhältnisse, in welchem das Haus Braunschweig seit mehr als einem Jahrhunderte mit dem Hause Brandenburg stand, waren in sich selbst nothwendig, und konnten daher von ihm nie abgeändert werden. Als Preussischer Feldmarschall aber, war der Herzog verpflichtet, seine Politik nie von der des Hauses Brandenburg zu trennen. In dieser Eigenschaft führte er jene Armee, welche die Bestimmung hatte, die Würde des Holländischen Erbstatthalters zu befestigen; und in eben dieser Eigenschaft unternahm er jenen berüchtigten Feldzug nach Frankreich, dessen wahre Absicht man bis jetzt nur durch Vermuthungen kennt.

Da der Grund zu dem Unglücke, welches im Jahre 1806 über das Haus

Braunschweig-Wolfenbüttel zusammenschlug, im Jahr 1792 gelegt worden ist, besonders durch jenes heftige Manifest, welches Preußen gegen die Hauptstadt Frankreichs erließ: so können wir nicht umhin, von diesem Manifest ausführlicher zu reden. Vor allen Dingen bemerken wir, daß der Graf von Schulenburg-Kehnert damals an der Spitze des Preussischen Departements der auswärtigen Angelegenheiten stand. Dieser wackere Staatsmann, von welchem weiter unten ausführlicher die Rede seyn wird, trug die Abfassung des Manifestes gegen Frankreich einem hypochonschen Legationsrathe Nahmens Renfner auf, dessen Frau, eine geborne Strasburgerin, durch die Revolution — ich weiß nicht welchen, Verlust an ihrem Vermögen gelitten hatte. Renfner, ein Mann von sehr beschränktem Geiste, der es immer nur auf den Beifall sei-

ner Vorgesetzten anlegen konnte, selbst wenn sie in seiner eignen Beurtheilung keiner Achtung werth waren — Renfner benutzte den ihm gewordenen Auftrag, sich bei dem Minister Schulenburg in Gunst zu setzen, und zugleich seinem eigenen Grolle gegen die Franzosen Luft zu machen. So entstand denn jenes verrufene Manifest, in welchem der Hauptstadt Frankreichs das Schicksal Jerusalems angekündigt wurde, wenn sie nicht sogleich zum Gehorsam gegen Ludwig den Sechzehnten zurückkehrte. Nichts konnte im Grunde dem Charakter des Herzogs weniger entsprechen, als ein solches Manifest; denn Alle, die ihn jemals gekannt haben, müssen ihm das Zeugniß geben, daß er bis zum entscheidenden Augenblicke die Ruhe, die Artigkeit, die Höflichkeit selbst war — nicht selten auf Kosten der Fürstenwürde, die durch eine allzu weit

getriebene Deferenz sich immer schadet. Was sollte er indeß thun? Ein anderes Manifest an die Stelle des von ihm nothwendig gemißbilligten setzen? in diesem Manifeste eine andere Sprache führen? Aber welche? Die Französische Regierung, so wie sie damals bestand, schien einer Schonung weder würdig, noch fähig. Die ganze zweite National-Versammlung in Einer Opposition gegen den König; die verschiedenen Clubs, wie von einem Schwindel getrieben; ganz Frankreich aufgeregt; alle Ideen von Ordnung und Ruhe verspottet und mit Verachtung unter die Füße getreten: — dies war die Lage der Dinge zu einer Zeit, wo Paris sich nicht als einen Theil des Französischen Reiches betrachtete, sondern das Französische Königreich zu einem Theile von sich machen wollte. Wir wissen jetzt sehr wohl, wohin dies alles hinaus sollte; wir wis-

sen besonders, daß die Herabwürdigung des Königthums eine nothwendige Folge jenes fehlerhaften Verhältnisses war, in welches Mirabeau die gesetzgebende Gewalt zu der vollziehenden gebracht hatte, und daß, was in Frankreich geschah, die Schuld, nicht sowohl der Personen, als der Dinge und Ideen war. Doch dies alles durchschauete man damals nicht; und je weniger man die Kraft der Dinge kannte, desto mehr mußten selbst ruhige Geister, wie der Herzog von Braunschweig, sich zur Theilnahme an jenem Unwillen hingerissen fühlen, der sich des Menschen immer bemächtigt, wenn er die Bosheit bekämpfen muß. Um sich noch vollständiger zu erklären, wie der Herzog von Braunschweig das Renfnersche Machwerk unterzeichnen und bekannt machen konnte, bedenke man ferner, Einmal, daß er in dem, was zu Paris vorgegangen war,

schwerlich etwas Anderes erblickte, als was er in Holland mit so vieler Leichtigkeit beigelegt hatte; zweitens, daß er, verführt durch die Vorurtheile der damaligen Zeit über die Französische Tapferkeit, nicht auf hartnäckigen Widerstand von Seiten des dritten Standes gefaßt war. Das Einzige, was er als Generalfeldmarschall in Erwägung zu ziehen hatte, war das Verhältniß, worin ein so großsprecherisches Manifest zu der Armee stand, die den Inhalt desselben vollstrecken sollte. Nun waren freilich funfzig tausend Preussen eine sehr geringe Macht, um eine Hauptstadt von mehr als einer halben Million Einwohner zur Raison zu bringen; allein, hatten denn die Französischen Prinzen nicht die kräftigste Unterstützung versprochen, und liessen sich die Wendungen, welche dieser unglückliche Feldzug nahm, vorhersehen und berechnen? Alles dieses zu-

sammen genommen, scheint mir der Herzog von Braunschweig wegen des gegen Frankreich, und nahmentlich gegen die Stadt Paris, erlassenen Manifestes außer Schuld zu seyn.

Ich erwähne hier des Französischen Krieges nicht, weil dies außer den Grenzen einer Charakteristik liegt. Nachdem der Herzog von dem Kriegesschauplatz abgetreten war, hat er als Rathgeber schwerlich zu einer Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich, oder (nach dem Baseler-Frieden) zu einer Erneuerung desselben, aufgemuntert. Kühnheit lag nie in seinem Charakter; dagegen war Standhaftigkeit ein Grundzug in demselben. Schwerlich hat es in neueren Zeiten unter den Fürsten Europa's einen gegeben, der sich noch langsamer entschloß, und, wenn denn endlich der Entschluß gefaßt war, tapferer ausharrte. Das Alter spielte in den letzten zehn

Jahren seines Lebens auch seine Rolle in ihm. Vermöge desselben konnte er die Triebfedern der Französischen Tapferkeit nicht mehr bestimmt sehen lernen, und sich überhaupt keinen deutlichen Begriff von der neueren Art, den Krieg zu führen, bilden. Was er unter seinem Oheim und unter Friedrich dem Zweiten gelernt hatte, das war ihm beständig gegenwärtig; doch darüber hinaus zu gehen und den Krieg mit neuen Ideen zu bearbeiten, das überstieg seine Kräfte. Eben deswegen wünschte er den Frieden, und es ist vorzüglich seinen Rathgebüngen beizumessen, daß Preussen ihn beinahe zwölf Jahre hindurch behielt.

Wie tief er in seinem politischen System war, darüber können wir keine Rechenschaft geben; doch die Wahrhaftigkeit bringt es mit sich, hier zu bemerken, daß er kein blinder Begünstiger

Englands war. Wie er auch in frühe-ren Zeiten über das Gleichgewichts-System geurtheilt haben mag, so leuchtete ihm doch am Ende seiner Tage sehr deutlich ein, daß England diese Idee immer nur benutzt habe, sich in den Alleinbesitz der Herrschaft zur See zu setzen. Er schrieb, in diesem Sinne, am Schlusse des Jahres 1805, einen Brief an einen ausgezeichneten Mann in England, worin er ihn darauf aufmerksam machte, daß, wenn England den Krieg mit Frankreich nur noch einige Jahre fortsetze, die Freiheit des festen Landes von Europa für eine längere Zeit verloren gehen, und England selbst in höchst mißliche Lagen kommen werde. Mit aller Achtung, die er für Napoleons Genie hatte, tadelte er den Nepotismus dieses Kaisers. Er sah darin nicht, was er billig hätte sehen sollen, ein Sicherungs-System gegen die Anfälle

der Continental-Mächte, im Fall einer entscheidenden Unternehmung gegen England; er konnte dies nicht sehen, weil er in den Grundsätzen des Feudal-Wesens geboren und erzogen war, und folglich nur das für recht halten mußte, was sich mit diesen Grundsätzen vertrug. Uebrigens mißbilligte er im Stillen die Hinneigung des Preussischen Cabinets nach Rußland. Nur mit der größten Vorsichtigkeit konnte er sich darüber äußern; doch alles, was seine Vertrauteren über diesen Gegenstand von ihm vernommen haben, beweiset, wie wenig er sich von einer Allianz Preussens mit Rußland versprach. Vielleicht waren seine Grundsätze über diesen Punkt nicht tief geschöpft: allein sie waren richtig; und mehr bedarf es bei Männern nicht, welche zum Handeln bestimmt sind.

Auf seiner letzten Reise nach Petersburg

burg ruhet bis jetzt noch ein undurchdringliches Dunkel. Die Besitznahme von Hannover durch Preussen konnte ihm schwerlich angenehm seyn, da er selbst, d. h. seine Dynastie, dadurch bedrohet war. Gewiß ist es, daß er sich hierüber niemals erklärt hat: allein seine Mißbilligung dieses Schrittes war die Folge seiner Grundsätze; und diese Mißbilligung mochte auf die Führung des letzten Krieges nur allzu viel Einfluß haben. Keinem von denen, welche in den letzten Tagen des Septembers bis zum 14ten October 1806 um seine Person waren, ist der sehr auffallende Mangel an Energie, mit welchem er handelte, entgangen. Ohne eine kräftige Offensive war alles verloren; und doch konnte nichts ihn zu einer solchen Offensive bewegen. Sein ganzes Aeußeres war der Ausdruck einer vollendeten Abspannung. Er glaubte, wie der Marchese

Lucchesini, daß Napoleon sich hinter der Fränkischen Saale verschanzen und den Angriff erwarten würde, um nicht in den Augen Europa's als der losschlagende Theil zu erscheinen. Alle seine Anordnungen waren von einer solchen Beschaffenheit, daß das Fehlerhafte derselben sogleich am Tage lag. Während er den Fürsten von Hohenlohe mit sich fortzureißen suchte, bemühete sich dieser, i h n fortzuziehen; und so entstand jene Lücke, welche es möglich machte, daß an einem und demselben Tage von derselben Preussischen Armee zwei ganz verschiedene Schlachten geliefert werden konnten. Die Franzosen waren bereits in Naumburg, als der Herzog noch immer nicht glauben wollte, daß sie ihm so nahe wären. Erst am 13ten October gingen ihm über die wahre Lage der Sachen die Augen auf; und als der Oberst von Massenbach, der an

diesem Tage seine letzte Unterredung mit ihm hatte, freimüthig zu ihm sagte: „die Preußische Armee sey in einer schrecklichen Lage; sie habe kein Brot, keine Fourage, und, nach einer heftigen Schlacht, auch keine Munition; die Stellung der Hohenlohischen Abtheilung tauge nichts; die Sachsen merkten Unrath, und fingen an zu wanken:" da sah ihn der Herzog, wie versteinert, an; und als er seine Besinnung wieder bekommen hatte, warf er sich auf einen Lehnsessel, und rief mit schwacher Stimme: „aber, mein Gott! so helfen Sie doch! Es gilt ja unsre Existenz!"

Diese war nicht mehr zu retten, und die Ereignisse des folgenden Tages beschleunigten nur den Zusammensturz der Preussischen Monarchie. Die Größe der Gefahr hatte dem Herzoge seine Spannkraft wieder gegeben. Er ritt an der Spitze des Heeres, als er in

der Gegend von Auerstädt ganz unerwartet auf den Feind stieß. Ein dichter Nebel entzog seinem Blicke die Stellung und Stärke desselben. Unter solchen Umständen einen Angriff zu wagen, lag nicht in seinem Charakter; er sprengte also zu dem Könige zurück, erzählte diesem, was ihm begegnet war, und that den Vorschlag: „man solle den Angriff so lange aufschieben, bis der Nebel sich verzogen haben würde; unterdessen könne man die ganze Armee aufmarschiren lassen." Sein Rath war eines erfahrnen Feldherrn würdig; er ward aber nicht befolgt. Zur Seite des Königs ritten der Generallieutenant von Blücher und der Feldmarschall von Möllendorf. Jener meinte: das, worauf der Herzog gestoßen wäre, würde wohl ein Schwarm von Chasseurs seyn, die er sogleich aus einander jagen wollte. Dieser wiederholte, was Winterfeld bei ei-

ner ähnlichen Gelegenheit zu Friedrich dem Zweiten gesagt haben soll; nämlich: Ew. Majestät, ich dächte, frische Eier, gute Eier. So überstimmt, sah der Herzog, da der König mit Ungeduld an seinen Degen schlug, keinen andern Ausweg, als sich an die Spitze der Grenadiere zu stellen, und den Feind im Nebel anzugreifen.

Der Kampf hatte noch nicht lange gedauert, als eine Flintenkugel ihn des kostbaren Organs beraubte, ohne welches man unmöglich eine Armee kommandiren kann. Ewige Dunkelheit bedeckte von diesem Moment an seine Augen. Man trug ihn aus der Schlacht, welche wohl verloren gehen mußte, da keiner von den übrigen Generalen seine Stelle einnahm. Er wurde von Auerstädt nach Blankenburg gebracht. Hier verweilte er mehrere Tage, die Folgen des Sieges abzuwarten. Unstreitig rech-

Braunschweig=Wolfenbüttel zusammenschlug, im Jahr 1792 gelegt worden ist, besonders durch jenes heftige Manifest, welches Preußen gegen die Hauptstadt Frankreichs erließ: so können wir nicht umhin, von diesem Manifest ausführlicher zu reden. Vor allen Dingen bemerken wir, daß der Graf von Schulenburg=Kehnert damals an der Spitze des Preussischen Departements der auswärtigen Angelegenheiten stand. Dieser wackere Staatsmann, von welchem weiter unten ausführlicher die Rede seyn wird, trug die Abfassung des Manifestes gegen Frankreich einem hypochonschen Legationsrathe Nahmens Renfner auf, dessen Frau, eine geborne Strasburgerin, durch die Revolution — ich weiß nicht welchen, Verlust an ihrem Vermögen gelitten hatte. Renfner, ein Mann von sehr beschränktem Geiste, der es immer nur auf den Beifall sei=

ner Vorgesetzten anlegen konnte, selbst wenn sie in seiner eignen Beurtheilung keiner Achtung werth waren — Renfner benutzte den ihm gewordenen Auftrag, sich bei dem Minister Schulenburg in Gunst zu setzen, und zugleich seinem eigenen Grolle gegen die Franzosen Luft zu machen. So entstand denn jenes verrufene Manifest, in welchem der Hauptstadt Frankreichs das Schicksal Jerusalems angekündigt wurde, wenn sie nicht sogleich zum Gehorsam gegen Ludwig den Sechzehnten zurückkehrte. Nichts konnte im Grunde dem Charakter des Herzogs weniger entsprechen, als ein solches Manifest; denn Alle, die ihn jemals gekannt haben, müssen ihm das Zeugniß geben, daß er bis zum entscheidenden Augenblicke die Ruhe, die Artigkeit, die Höflichkeit selbst war — nicht selten auf Kosten der Fürstenwürde, die durch eine allzu weit

nete er darauf, daß die geschlagene Armee sich wieder sammeln würde. In dieser Erwartung getäuscht, ließ er sich von Blankenburg nach Braunschweig tragen. Mit vollem Bewußtseyn kam er daselbst an; und als er erfuhr, daß man mehrere Kostbarkeiten, besonders Kunstwerke, eingepackt hatte, um sie in das Hollsteinische zu flüchten, gab er, in der gewissen Voraussetzung, daß die Franzosen nicht nach Braunschweig kommen würden, auf der Stelle Befehl zum Auspacken. Doch bald darauf erfuhr er, daß ein Französisches Corps gegen das Herzogthum Braunschweig in Anmarsch sey; und nun ließ er sich ohne Zeitverlust nach Altona bringen.

So schmerzhaft seine Wunde auch war, so verrieth er doch weder auf der Reise, noch bei oder nach seiner Ankunft in Ottensen, irgend ein Zeichen von Schwäche. Die, welche ihn in den letzten Au-

genblicken seines Lebens bedient haben, versichern, daß er alle seine Eigenthümlichkeiten beibehalten, und sich selbst auch keinen Moment ungleich geworden sey. Dies gereicht ihm zur höchsten Ehre; denn man endigt vortrefflich, wenn man so stirbt, wie man gelebt hat.

Wenige Tage vor der Schlacht war dem Herzoge der Tod des Erbprinzen gemeldet worden, den er gesund in Braunschweig zurück gelassen hatte. Mit stoischem Gleichmuthe vernahm und ertrug er diesen Todesfall. Nach dem Verluste der Schlacht von Auerstädt wünschte er unstreitig, zu sterben; und die gütige Natur erfüllte seinen Wunsch. Allmählich erschöpften sich seine Kräfte. Er starb, umgeben von seinen treuesten Dienern. Seine Leiche wurde zu Ottensen in eben der Kirche beigesetzt, bei welcher die Gebeine des Sängers der Messiade und des Herrmann ruhen. Un-

streitig glaubte man, die theuern Ueberreste nach Braunschweig in das Familienbegräbniß bringen zu können. Diese Hoffnung ist aber bisher getäuscht worden; und bleibt sie das, so wird es die Nachwelt interessant finden, daß Klopstock und der letzte Herzog von Braunschweig in derselben Umgebung ruhen, nachdem der Letztere einen unglücklichen Versuch gemacht hatte, die patriotischen Wünsche des Ersteren, welche immer auf Deutschlands Einheit und Freiheit gingen, zur Wirklichkeit zu erheben.

Da er zu den seltenen Fürsten gehörte, die, anstatt die Kraft ihrer Staaten zu erschöpfen, nur darauf bedacht sind, diese Kraft zu vermehren und ihren Unterthanen ein größeres Maß von Freiheit zu verschaffen: so wird sein Andenken von allen Braunschweigern gesegnet bleiben. In der Geschichte lebt

er fort, als ein Mann, der, nach funfzigjährigem Ruhm seinem Schicksal nicht länger gewachsen, unter Qualen endigte, aber sich selbst sagen konnte: ich habe ein so ausgezeichnetes Unglück nicht verdient.

III.

Friedrich Ludewig,

Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen,

Generallieutenant der Infanterie.

„Meinen Sie," läßt Lessing seinen Conti fragen, „daß Rafael nicht das größte malerische Genie gewesen wäre, wenn er unglücklicher Weise ohne Hände wäre geboren worden?" Lessing, der sehr tief blickte, hat von einer großen Wahrheit, die ihm vorschwebte, in dem Zusammenhange, worin er einmal schrieb, nur sehr wenig ausgedrückt. Es war nicht bloß der große Maler, der in Rafael steckte; es war überhaupt der große Mann. Daß dieser Rafael ein

Maler wurde, war unter denen Umständen, worin er einmal lebte, gewiß nothwendig; allein es läßt sich dabei doch nicht absehen, warum er, unter andern Umständen, nicht eben so wohl ein Feldherr hätte werden sollen. Der göttliche Funke des Genie's, der sein Wesen ausmachte, mußte sich auf irgend eine Weise zur Flamme entwickeln; und ob dies auf dem Schlachtfelde, oder in der Region der Kunst geschah, kann in einer höheren Ansicht der Dinge als gleichgültig betrachtet werden. Er gebrauchte Pinsel und Palette, und offenbarte sich dadurch als einen großen Maler; er gebrauchte nie den Commandostab, und hat sich daher nicht als einen großen Feldherrn offenbart, wiewohl sich nicht läugnen läßt, daß dieser deshalb nicht weniger in ihm war. Männer von Genie sind überhaupt zu allem berufen, was sie zu umfassen

für gut finden; während die Menschen, die kein Genie besitzen, eigentlich auch keinen Beruf haben, und in jeder Art von Beschäftigung nothwendig Handwerker, wo nicht gar Pfuscher, werden müssen.

Der Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen, mit welchem wir uns in diesem Abschnitte beschäftigen wollen, diente während des siebenjährigen Krieges, gegen Friedrich den Zweiten, als Capitain bei dem Schwäbischen Kreis-Contingent. Er war damals noch sehr jung, und wir wollen es also seiner Jugend zuschreiben, daß er sich in der frühesten Periode seiner militärischen Laufbahn nur durch seine vortheilhafte Gestalt, und durch seine Virtuosität im Reiten auszeichnete.

Nach dem Frieden wurde dieser Prinz auf Reisen geschickt. Er hielt sich längere Zeit in Paris auf, und kam dann

nach Potsdam, dem Könige Friedrich seine Dienste anzubieten. Da seine schöne Gestalt der Politik des Preussischen Hofes in Ansehung der Reichsfürsten das Wort redete, so fand seine Anstellung keine Schwierigkeit.

Als Major bei dem Tauenzienschen Regiment in Breslau, legte der Erbprinz von Hohenlohe-Jngelfingen den ersten Grund zu seinen spätern Schicksalen. Er war damals noch appanagirter Prinz, und sein Einkommen belief sich (das Gehalt eines Majors ungerechnet) auf nicht mehr und nicht weniger, als 600 (sechs hundert) Reichsgulden. Hiervon seine Bedürfnisse so zu befriedigen, daß die Grundsätze einer guten Oekonomie, welche zuletzt mit den Grundsätzen der Rechtschaffenheit und wahren Ehre identisch sind, gerettet würden, hatte um so mehr Schwierigkeiten, da die Bedürfnisse des

Prinzen sehr kostspielig waren. Er wollte vor allen Dingen gern für einen vortrefflichen Reiter gehalten werden; und da man einen solchen Ehrgeiz nur durch vortreffliche Pferde befriedigen kann, so stürzte vorzüglich dieser Artikel den Prinzen in Schulden, und zerrüttete im Voraus alle seine Verhältnisse.

Man sieht, dünkt mich, aus dieser, den Prinzen ausschließend beschäftigenden, Liebhaberei, daß er nicht dazu berufen war, den Preussischen Staat einst vom Untergange zu retten; denn, um eine solche Kraft zu gewinnen, hätte sein Ehrgeiz von ganz andrer Art seyn, und ihn zu allen den Studien hintreiben müssen, welche das bloße Metier in ein Nichts verwandeln, indem sie die Kunst emporheben.

Was für Friedrich den Zweiten und Napoleon den Ersten der Gegenstand eines anhaltenden und rast-

losen Nachdenkens war, das ließ den Prinzen von Hohenlohe-Ingelfingen unberührt.

Unterdeß brach der Bayerische Krieg aus. Der Prinz von Hohenlohe, der ihn in der Eigenschaft eines Oberstlieutenants mitmachte, fand, bei dem Rückzuge der Preussen aus Böhmen, Gelegenheit, einen auffallenden Beweis seiner Bravour zu geben, indem er, an der Spitze seines Bataillons, die von den Oestreichern angegriffene Artillerie der Preussen deckte. Durch diese Entschlossenheit erwarb er sich, wo nicht das Vertrauen, doch wenigstens die Gunst Friedrichs des Zweiten. Friedrich ließ es nicht dabei bewenden, ihn zum Obersten zu avanciren, sondern dachte auch darauf, wie er die Umstände desselben verbessern könnte; und da er seinen Beruf als König allzu sehr ehrte, um auf Kosten seines Staates freige-

dig zu seyn, so gerieth er auf den Gedanken, seinen Günstling vortheilhaft zu verheirathen.

Es lebte damals in Berlin ein sehr reicher Mann, der Graf von Sacken genannt, eben der, welcher unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten, bei Gelegenheit der Huldigung in Breslau, in den Fürstenstand erhoben wurde. Er war mit der Wittwe des Grafen Julius Gebhard von Hoym vermählt, und hatte eine einzige Stieftochter, die von ihrer Mutter in strenger Zurückgezogenheit gehalten wurde: ein Verfahren, das in volkreichen Städten, bei mannichfaltigen Gelegenheiten zur Corruption, nicht absolut zu empfehlen ist, weil es den Zögling nur allzu leicht mit einer Lüsternheit erfüllt, welche die Unschuld der Sitten vor der Zeit zerstört. Uebrigens war die junge Gräfin nicht bloß reich, sondern auch so schön, daß man sie vorzugs-

zugsweise nannte, wenn in diesen Zeiten von den Schönheiten in Berlin die Rede war.

Da Friedrich der Zweite um die Hand der Gräfin von Hoym, für den Prinzen von Hohenlohe-Ingelfingen, bei ihrem Stiefvater warb, so konnte keine abschlägige Antwort erfolgen. Die Heirath kam also zu Stande, und man kann mit Wahrheit sagen, daß der Prinz von Hohenlohe und seine Gemahlin eins der schönsten Paare in der ganzen Monarchie waren. Unglücklicher Weise kann man wohl eine Heirath, aber keine Ehe stiften; diese will, wie alles Schöne und Gute, nur aus sich selbst hervorgehen. Man sagt, die Gräfin von Hoym sey nicht so unschuldig in die Arme ihres Gemahls gesunken, als ein großer Theil des Publikums geglaubt, und als ihre strenge Mutter es beabsichtigt habe. Wie es auch damit

gewesen seyn möge, so ist doch so viel ausgemacht, daß die Verbindung des Fürsten von Hohenlohe und seiner Gemahlin nie hat als Muster aufgestellt werden können. Beide verfolgten divergirende Bahnen; und die natürliche Folge davon war, daß die ökonomischen Umstände des Fürsten sich nicht nur nicht verbesserten, sondern sogar noch verschlimmerten, und daß die Masse seiner Schulden, unter welcher er beinahe erlag, wiederum auf die Verschlimmerung seiner häuslichen Verhältnisse hinwirkte. Es zeigte sich hier recht auffallend, wie das Gute sich selbst zerstört, wenn es einem ihm fremden Zwecke dienen soll.

Die häuslichen Verhältnisse des Fürsten sollten aber auch auf den Staat selbst wirken. Als die Französischen Prinzen im Jahre 1791 Deutschland durchzogen, um Rechte, die sie durch ihren Unverstand verloren hatten,

durch die Kraft Deutscher Bajonette wieder zu gewinnen: da wandten sie sich auch an den Prinzen von Hohenlohe; sie benutzten seine Bedürftigkeit, und versprachen ihm, wie man sagt, bedeutende Besitzungen, wenn er, durch seinen Einfluß am Hofe Friedrich Wilhelms des Zweiten, den Krieg gegen Frankreich beschleunigen wollte. Es läßt sich leicht denken, daß diese Versprechungen nicht zurück gewiesen wurden.

In dem Kriege gegen Frankreich spielte der Fürst eine untergeordnete Rolle. Nur durch die Bestürmung des Bergschlosses Bitsch ist er merkwürdig geworden, wenn gleich nicht auf eine ihm vortheilhafte Weise, da die Eroberung dieses Bergschlosses nie von bedeutenden Folgen für den Fortgang der Operation seyn konnte, und folglich, als bloße Unternehmung, kein vortheilhaftes

Zeugniß für die strategischen Einsichten ihres Urhebers ablegt.

Nach dem Frieden im Jahre 1798 wurde er General-Lieutenant, und wünschte nun wohl nichts sehnlicher, als einen baldigen Krieg: — nicht, als hätte er jemals ein vorzügliches Talent für die Kriegeskunst gehabt (denn mit diesem wünscht man den Krieg aus Menschlichkeit niemals); sondern, weil er sich als Staatsbürger in einer von denen Lagen befand, welche den Krieg wünschenswerth machen. Sein Geldbedürfniß stieg nämlich von Jahre zu Jahre, und ein gewisser Herr von Triebenfeld, in dessen Händen sich seine Angelegenheiten befanden, war bei weitem mehr dazu gemacht, die Verlegenheiten des Fürsten zu seinem Vortheil zu benutzen, als ihm Erleichterung zu verschaffen. Dieser Triebenfeld, der sich aus einem Bedienten, durch seine

Intriguen, zu einem Edelmann em= porgearbeitet hat, spielt in der Geschichte des Fürsten eine so wichtige Rolle, daß der künftige Biograph des Letztern (wenn sich ein solcher finden sollte) nicht genug Rücksicht auf ihn nehmen kann.

Hohenlohe's Wünsche waren der Er= füllung nahe, als die Negociation des Grafen von Haugwitz alles rückgängig machte. Da man ihn niemals zu den Conferenzen in Potsdam gezogen hatte, so benutzte einer seiner Freunde, der seine Unfähigkeit zu dem Amte eines Feldherrn durchschauete, diesen Umstand, seine Empfindlichkeit zu reitzen, und ihm den Rath zu geben, daß er lieber seinen Abschied nehmen möchte. Hohenlohe fühlte sich indeß durch diesen wohlge= meinten Rath beleidigt. „Wie, mein Freund!" antwortete er; „ich den Ab= schied nehmen? in meinem sechzigsten Jahre? voll Gesundheit und Stärke?

Ich will noch Schlachten liefern!" — Im Grunde kann sich die Eitelkeit nicht fürchterlicher und abscheulicher ausdrükken, als in diesem Falle durch das Organ des Fürsten von Hohenlohe. So gewiß ein wahrer Feldherr dies nicht gesagt hätte: so schrecklich klingt es dem überlegenden Verstande aus dem Munde des Fürsten von Hohenlohe.

Kurz vor dem Ausbruche des letzten Krieges fragte ihn Jemand: was er von dem Kampfe zwischen Preussen und Frankreich erwarte. „Wir werden Mainz erobern!" antwortete er. —

Ich habe im vorigen Abschnitte gesagt, was jene Lücke im Preussischen Heere verursachte, wodurch es möglich wurde, daß zwei Schlachten an Einem Tage geliefert werden konnten. So weit indeß mein Urtheil reicht, muß ich behaupten, daß der Fürst von Hohenlohe, sich selbst überlassen, immer

bei dem Herzoge von Braunschweig geblieben wäre, und nie den kühnen Gedanken gehabt haben würde, den Herzog mit sich fortreißen zu wollen. Weil es ihm an allen strategischen Einsichten fehlt, so hatte er auch nicht den Willen, irgend eine militärische Idee durchzusetzen. Jene Einsicht sowohl, als diesen Willen, konnte er nur durch den Mann erhalten, der ihm als Kopf zugesellt war, nämlich durch den Obersten und General-Quartiermeisterlieutenant von Massenbach.

Alles würde in dem letzten Feldzuge, wo nicht gut, doch wenigstens erträglich gegangen seyn, wenn Massenbach den Herzog von Braunschweig eben so leicht hätte begeistern können, wie den Fürsten von Hohenlohe. Da der Herzog Widerstand leistete, und Massenbach in der Ueberzeugung blieb, daß seine Idee die einzig-richtige sey; so trat nach dem Ue-

bergange über die Elbe erst jener Still-stand ein, in welchem die ganze Armee das Selbstvertrauen verlor, und endlich jene Lücke, wodurch die Vernichtung des ganzen Preussischen Heeres möglich wurde. Massenbach hatte Recht; selbst der Herzog von Braunschweig gestand dies am 13ten October ein, und gab der Stellung auf dem Ettersberge den Vorzug: allein die Einheit der Idee war zu spät errungen, weil die Armee, als sich diese Einheit wirksam beweisen sollte, schon tournirt war.

In der Schlacht bei Jena übereilte der Fürst alles. Während Massenbach darauf bestand, daß er die Schlacht nicht annehmen sollte, fühlte er nur den Beruf zur Bravour, den schlimmsten, den ein General en chef haben kann. Der General Grawert war voran gegangen. Als der Fürst dieses erfuhr, rief er aus: ich fürchte mich auch

nicht vor den Franzosen; ich fürchte mich auch nicht! Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er dies bewies; unglücklicher Weise kam es aber darauf gar nicht an, und die Schlacht ging deshalb nicht weniger verloren: denn sie wurde nach keiner Idee geliefert.

Auf dem Rückzuge von Magdeburg nach Stettin war dem Fürsten von Hohenlohe vor nichts so bange, als daß er Macks Schicksal vor Ulm haben möchte. Er entging diesem Schicksale dennoch nicht! In seinem Corps bildete sich durch des General-Lieutenants von Blücher Abscheu vor einem Nachtmarsch eben die Lücke, die sich durch ihn in der Preußischen Armee bildete, als sie jenseits der Saale stand. Von der Cavallerie verlassen, konnte die Infanterie keinen Widerstand leisten, als es bei Prenzlau zur Entscheidung kommen soll-

te. Daher jene Capitulation, über die im Publicum so viel gesprochen wurde, und die man auf das vollständigste begreift, sobald man die Umstände kennt, unter welchen sie erfolgte. Sie war unvermeidlich, wofern man nicht einige tausend Mann ganz vergeblich niederhauen lassen wollte.

Nach dieser Capitulation ging der Fürst von Hohenlohe auf seine Güter in Schlesien.

Jetzt, am Schlusse, komme ich auf das zurück, wovon ich in dieser Charakteristik ausging. Die Anwendung auf den Fürsten läßt sich leicht machen. Man ist noch nicht ein Feldherr, weil man ein geborner Fürst ist. Feldherr wird man, wie man Künstler, Dichter, Philosoph wird; nämlich: durch die Macht des Genie's. Wo diese fehlt, da kann man, um gewisser Decorationen willen, für einen Feldherrn

gehalten werden; aber man ist es deswegen noch nicht. Der Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen war es nie; und da er es gleichwohl seyn sollte, so müssen wir seine Schicksale nicht länger anstaunen.

IV.

Der Prinz Friedrich Christian Ludwig, gewöhnlich Louis Ferdinand genannt.

Dieser Prinz war den 18ten Novbr. 1772 geboren, und hatte also ein Alter von beinahe vier und dreißig Jahren erreicht, als er am 10ten October 1806 bei Saalfeld blieb.

Die Entschlossenheit, mit der er sich selbst aufopferte, als er alles verloren sah, ist von Vielen bewundert worden, und hat selbst solche Personen mit ihm ausgesöhnt, welche, ohne diesen Umstand, streng über ihn geurtheilt haben wür-

den. Der Verfasser der vertrauten Briefe, hat seine großen Talente anerkannt, ihm aber die Moralität abgesprochen; der Herausgeber der Anekdoten und Charakter-Züge aus dem Leben des Prinzen hat für seine Moralität gestritten, und sie durch seine Wohlthätigkeit, durch seine Herablassung, vorzüglich aber durch jene auffallende Handlung zu erweisen gesucht, die der Prinz verrichtete, als er bei Mainz einen schwer verwundeten Oestreicher auf seinen Schultern aus dem Gefechte trug. Beide Schriftsteller würden Mühe haben, sich über den Begriff der Moralität zu vereinigen; und selbst, wenn sie darüber ins Reine gekommen wären, würde noch immer auszumitteln seyn, was Moralität in einem Prinzen vom Geblüt zu nennen sey. Seinen Standort als Prinz gehörig in's Auge fassen, alle

seine Verhältnisse überschauen, das, was man diesen Verhältnissen verdankt, ausmitteln, die eigenen Wünsche darnach abmessen, dem Unmöglichen mit Freiheit entsagen, und sich eine eigne Welt schaffen, wenn man sich in der Welt Anderer nicht wohlbefinden kann: — alle diese Bestandtheile von der Moralität eines Prinzen scheint weder der eine, noch der andere von jenen beiden Schriftstellern hinlänglich erwogen zu haben.

Unstreitig hatte die Natur den Prinzen Ludwig sehr reichlich ausgestattet. Er war in allen seinen Anlagen untadelhaft, und würde es auch in seinen Entwickelungen gewesen seyn, wenn ihm nicht Eins gefehlt hätte, was einem Prinzen gerade am wenigsten fehlen sollte: das Vermögen, Maß und Ziel zu halten. Diesen Mangel bemerkte man am auffallendsten, wenn er

sich an ein Fortepiano setzte. Er spielte mit ungemeiner Fertigkeit, konnte aber nicht Takt halten, weil etwas in ihm lag, wodurch er gegen seinen Willen unaufhörlich fortgerissen wurde. Man lasse sich nicht einfallen, dies eine Kleinigkeit zu nennen! Es ist nur allzu bedeutend; denn wer im Spielen eines musikalischen Instruments nicht Takt halten kann, der hält ihn auch in seinen Handlungen nicht, da die Mensur im Menschen ewig dieselbe ist. Bei einem tiefern Nachdenken über diese Eigenthümlichkeit des Prinzen, ist es mir oft so vorgekommen, als habe man seine physischen Anlagen auf Kosten seiner geistigen entwickelt. Er ging, er ritt, er schwamm, er schoß, er tanzte vortrefflich; allein es machte ihm Langeweile, im Zusammenhange zu denken, seine Combinationen denen Regeln zu unterwerfen, die man die logischen

nennt, und überhaupt sich mit eigentlich wissenschaftlichen Gegenständen zu beschäftigen.

Der Ueberreitz, den man durch seine physische Erziehung in ihn gebracht hatte, ließ ihn nie zu innerer Ruhe gelangen. Ganz anders würde das Resultat gewesen seyn, wenn man ihn von Jugend auf zum Studium der Mathematik und Geschichte angehalten hätte; denn, da man in diesen Wissenschaften keine Fortschritte machen kann, ohne von Zeit zu Zeit still zu stehen, und auf die durchlaufene Bahn zurück zu blicken: so gewöhnt man sich, wie von selbst, zu Besonnenheit und Ueberlegung, die das natürliche Feuer nur mäßigen, nicht dämpfen. Im Grunde hat man es ganz in seiner Gewalt, die Menschen excentrisch oder concentrisch zu bilden; das Unglück besteht nur darin, daß man gar zu wenig auf die Erfahrung achtet,

und in den meisten Fällen aus Unbesonnenheit gerade das Gegentheil von dem thut, was man gern thun möchte. Die Prinzen-Erziehung wird, vor allen, noch lange ein sehr schwieriges Problem bleiben, um so mehr, wenn fürstliche Eltern, wie in einer Art von Wahnsinn, immer nur auf das Aeußere achten, und alle geistige Vorzüge, mit tausend Freuden, körperlichen Geschicklichkeiten aufopfern. In dieser Hinsicht ist der Prinz Ludwig nur allzu sehr verzogen worden; und gerade als ob es nicht genug damit gewesen wäre, daß seine Eltern nachsichtig und schwach gegen ihn waren, mußte er auch noch dem Könige Friedrich Wilhelm dem Zweiten gefallen, der, durch die Vorliebe, die er in dem Feldzuge am Rhein für den jungen Prinzen faßte, nicht wenig dazu beitrug, ihn in dem, was ich seine Excentricität genannt habe, zu bestärken.

Den Prinzen nach seiner Neigung zu beschäftigen, hätte der Krieg gar kein Ende nehmen müssen: denn nur in dem Getümmel des Krieges befand er sich wohl; in Friedenszeiten gab es für die Art von Kraft, die in ihm war, keinen Gegenstand. Daher seine Unruhe, sein kühnes Hinwegsetzen über alle Zucht und Regel, und alle die Bemühungen, durch welche er seine Kraft zu vernichten suchte, in gänzlicher Ermangelung eines Gegenstandes, an welchem er sich hätte reiben können. Es war ein beweinenswerthes Schauspiel, ihn gegen sich selbst rasen zu sehen! Er selbst beweinte bisweilen sein Unglück. In einem Zirkel von vertrauten Freunden, welche der Mehrzahl nach Bürgerliche waren, sagte er einst, mit Thränen in den Augen: „Kinder! Ihr haltet mich für glücklich; ich bin es nicht. Unter Euch ist Keiner, mit dem ich nicht gern

tauschen würde. Aus Jedem von Euch kann doch etwas werden; aber was kann denn aus mir werden, da die Natur mich dem Gipfel so nahe gestellt hat! Ich bin jetzt Generallieutenant und Chef eines Infanterieregiments. Endige ich als General der Infanterie, so habe ich von Glück zu sagen. Ich kann ja nicht einmal Preussischer Feldmarschall werden, weil das Herkommen es verbietet." Diese Aeußerung giebt nur allzu viel Aufschluß über seinen inneren Zustand; denn sie zeigt, von welcher Leidenschaft er gefoltert war, und daß er durchaus kein Gleichgewicht für dieselbe in sich trug. Haben also die wohl Unrecht gehabt, welche einen Philipp von Orleans in ihm ahneten? In der That, es bedurfte nur günstiger Umstände, um den Catilina in ihm zu vollenden, dem er sich durch seine Schulden, durch seine Liebhaberei für starke Getränke und

andre Ausschweifungen nur allzu sehr näherte.

Bekanntlich verließ er am Schlusse des Jahres 1802 seinen Posten als Generallieutenant, um sich nach Hamburg zu begeben, wo er eine Niederländerin, Nahmens Madame de Steen, aufsuchte, in welche er sich verliebt hatte. Sein Aufenthalt in dieser freien Reichsstadt war ein Skandal für das Preussische Haus; denn nicht genug, daß dieser Aufenthalt ganz zwecklos war, wurde er auch ruhestörend.

Wie nachgiebig nun auch Friedrich Wilhelm der Dritte seyn mochte, um seinen Vetter nicht in den Augen der Welt zu prostituiren, so mußte er sich doch zuletzt entschließen, Gewalt zu gebrauchen. Der Oberst von Massenbach erhielt den Auftrag, den Prinzen von Hamburg abzuholen und nach Magdeburg zu bringen, wo er Stadt-Arrest

haben sollte. Mehr als jeder Andere eignete sich Massenbach zu diesem Geschäfte, weil er ein Mann von Grundsätzen und tiefem Gefühl für das Schickliche ist. Er kommt in Hamburg an. Das Erste, was er erfährt, ist, daß der Prinz vor wenigen Tagen Händel mit den öffentlichen H...n gehabt hat. Nun mittelt er die Wohnung des Prinzen aus, und begiebt sich Morgens um vier Uhr zu ihm, weil er wohl weiß, daß er den Nachtschwärmer nicht früher zu Hause treffen wird. Er wird vorgelassen, findet ihn in seinem Bette, und macht ihn mit der Absicht seiner Sendung bekannt. Der Prinz zieht, ohne ein Wort darauf zu erwiedern, die Decke über den Kopf, und läßt den Obersten neben sich sitzen. Als dieser dringend wird, legt der Prinz sich auf's Bitten. Nur drei Tage noch, nur noch zwei, ja zuletzt nur noch Einen, will er

. . . . und will es aller Welt sagen."

Massenbach erwiederte darauf: „alsdann wird die ganze Welt Sie einen Buben nennen;" er aber meinte: „das sey ihm gleichgültig." Nach seiner Ankunft in Magdeburg meldete er dem Könige seine Zurückkunft von Hamburg, ohne auch nur ein Wort zu seiner Entschuldigung hinzuzufügen. Bald darauf gab er sich mit der Fürstin von Radzivil, seiner Schwester, ein Rendezvous in Brandenburg; und als diese, wie man sagt, von häuslichen Angelegenheiten abgehalten, nicht in Brandenburg erscheinen konnte, setzte er, ohne sich um die Ungnade des Königs zu kümmern, seine Reise nach Berlin fort, und entschuldigte diese Keckheit mit seiner brüderlichen Liebe. Die Aussöhnung erfolgte . . . .
. . . .

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Ich habe diese Anekdote erzählt, weil sie mir vor allen andern geeignet schien, die Denkungsart des Prinzen Ludwig zu charakterisiren. Für die Wahrheit derselben stehe ich mit meinem Leben ein; auch würde es mir nicht schwer fallen, ähnliche beizubringen, wenn ich die Leser allzu lange bei einem einzelnen Porträt aufhalten wollte.

Als Friedrich der Zweite ein Alter von zwei und dreißig Jahren erreicht hatte, stand er bereits in Verbindung mit den *besten Köpfen* seiner Zeit, und war durch diesen interessanten Umgang so sehr beschäftigt, daß er jene Briefe schrieb, die, ob sie gleich schon jetzt das Entzücken des menschlichen Ge-

schlechtes sind, es, nach funfzig bis hundert Jahren, in einem noch weit höheren Grade seyn werden. Und welche Personen liebte Prinz Ludwig in diesem Alter? Einen Dusseck, einen Himmel, einen .... u. s. w. — Leute, welche mit ihrem einseitigen Talente die gemeinste Denkungsart verbanden, es dem Prinzen gar nicht übel nahmen, wenn er sie im bloßen Hemde empfing, und sich durch den Champagner, den sie bei ihm tranken (man könnte auch wohl sagen, soffen), für die Verachtung schadlos hielten, mit der er sie von Zeit zu Zeit behandelte.

Das Leben des Prinzen war von keiner Seite erbaulich, und mehr dazu geeignet, ein Gegenstand der Warnung, als der Nachahmung zu seyn. Wie bedeutend auch seine Einkünfte waren, so reichten sie doch niemals hin; seine Schulden vermehrten sich von Jahre zu

Jahre, so daß er alle Aussicht verlor, sie jemals bezahlen zu können. Die, welche ihm aus seiner Freigebigkeit ein Verdienst machen, vergessen unstreitig, daß ein Prinz, da er nicht erwirbt, sondern nur genießt, auf das Geld keinen Werth legen kann, es sey denn, daß er zu thesauriren für gut findet, und sich folglich das Geldsammeln zu einem Geschäfte macht.

Die drei letzten Monathe des Jahrs 1805 verstrichen dem Prinzen unstreitig unter sehr unangenehmen Gefühlen. Für ihn, der das Signal zum Angriff mit der höchsten Ungeduld erwartete, konnte der Befehl zur Rückkehr nicht viel weniger seyn, als ein Dolchstoß durch das Herz. Auch war, von jetzt an, der Catilina in ihm vollendet, vorausgesetzt, daß man Den einen Catilina nennen muß, der, weil er sich in einer hoffnungslosen Lage befindet, seinem

Interesse das Interesse der ganzen Gesellschaft unterordnet. Er machte sich zu einem Stützpunkte für alle Mißvergnügten, deren es in dieser Epoche nur allzu viele gab, und begnügte sich nicht mehr damit, den König in vertrauten Unterredungen mit seinen Anhängern herab zu würdigen, sondern beschimpfte ihn öffentlich, indem er ihm, unter allerlei Wendungen, den Vorwurf der Feigheit machte: gerade, als ob ein König keinen andern Beruf hätte, als so brav zu seyn, wie ein Fähnrich! Jenes Vivat! welches die Gendarmen-Officiere dem Baron von Hardenberg, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, unter der Voraussetzung brachten, daß er den Krieg mit Frankreich gewollt habe, war unstreitig von dem Prinzen Ludwig veranstaltet. Hieraus folgte ganz von selbst ein Pereat! für den Grafen von Haugwitz. Im

Grunde brauchte das gar nicht gebracht zu werden; doch die Leidenschaft hatte in dem Prinzen eine Höhe erreicht, daß sie den letzten Rest seiner Vernunft verdunkelte; und daher kam es denn, daß er, mit Hintansetzung aller Würde, und mit vollendeter Verachtung des öffentlichen Urtheils, gleich einem besoffenen Studenten, dem Grafen von Haugwitz die Fenster einwarf. Es ward früh genug bekannt, daß Er diese eben so lächerliche als sträfliche Störung der öffentlichen Ruhe angestiftet hatte; allein es war bereits dahin gekommen, daß man über dergleichen Excesse keine Untersuchungen mehr anstellte, und daß man die königliche Autorität Preis gab, um nur nicht Entdeckungen zu machen, die zu ernsthaften Maßregeln führen mußten.

Je frecher der Prinz in seinem Unsinn vorschritt, desto stärker vermehrte sich die Zahl seiner Anhänger. Unter

diesen befanden sich sogar einige Gelehrte von Ruf. Ich werde von diesen Herren weiter unten noch mehr sagen; besonders von Einem unter ihnen, der sich vor allen Andern durch seinen Haß gegen Napoleon ausgezeichnet hat, und einen längeren Zeitraum hindurch das Orakel aller Derer war, die, durch seine Reputation geblendet, ihn für ein Wunder von Einsicht hielten, da er doch nur ein Wunder von Gelehrsamkeit war. Jetzt begnüge ich mich, eine Anekdote zu erzählen, welche auf die Nachwelt zu kommen verdient, da sie zeigt, wie sehr, kurz vor dem Ausbruche des letzten Krieges, die Preussische Monarchie alle Einheit verloren hatte, und wie selbst Die, welche ihre ersten Stützen hätten seyn sollen, ihre Feinde geworden waren.

Um die Mitte des August (1806) kam der Graf d'Antraigues von Dres-

den nach Berlin. Die ganze Welt kennt diesen Grafen von Seiten seines wüthenden Hasses gegen Frankreich, besonders aber gegen Napoleon: denn, wo hat er sich nicht aufgehalten, um neue Verschwörungen gegen sein Vaterland und dessen Regierung anzuzetteln! Im Preussischen hatte er, besonders durch sein Fragment aus dem achtzehnten Buche des Polybius große Sensation gemacht. Da er die Preussische Regierung beschimpft hatte, so war sie sehr berechtigt, ihm, troz seinem diplomatischen Charakter, den Aufenthalt in Berlin nicht zu gestatten; diesen mußte sie ihm, um ihrer Ehre willen, selbst im August versagen, wo sie bereits zum Kriege gegen Frankreich entschlossen war. Doch, um an ihren Verhältnissen mit Rußland nichts zu verderben, nahm sie lieber gar keine Notiz von seiner Anwesenheit in der

Hauptstadt. Der Graf d'Antraigues selbst suchte Niemanden lieber auf, als den Prinzen Ludwig. Dieser lud ihn auf den folgenden Tag zu sich ein. Der Professor Friedrich Ancillon, und der Historiograph Johann von Müller, waren von der Partie. Man sprach für und wider die Wahrscheinlichkeit des Krieges, den Alle wünschten, weil keiner von ihnen Scharfsicht genug hatte, den Ausgang desselben vorherzusehen. Das größte Hinderniß schien den Berathschlagenden in dem Charakter des Königs zu liegen, den die Gemäßigteren friedliebend, die Wüthendern aber feig nannten. Voll Ungeduld über die allzu lange Debatte, sprang endlich der Prinz Ludwig von seinem Stuhle auf, und sagte: wenn der .... sich noch länger entehren will, so muß er gar nicht existiren! Antraigues und Müller blieben bei dieser

ver-

verbrecherischen Aeußerung so ruhig, als ob sie nichts enthalten hätte, was ihren Gesinnungen entgegen gewesen wäre. Nur Ancillon erhob sich gegen den Prinzen, und nachdem er ihm rund heraus erklärt hatte, „daß er" (ein Geistlicher) „nicht länger in einer Gesellschaft verweilen könne, wo dergleichen Aeußerungen vorfielen," verließ er die Wohnung des Prinzen, und sah vielleicht zum ersten Male ein, wie verderbt die Denkungsart desselben war.

Der Krieg wurde beschlossen; die Bestimmung des Prinzen blieb aber lange unentschieden, weil er kein großes Vertrauen verdiente, wie stark auch die Ansprüche waren, die er darauf machte. Der Verfasser von dem Bericht eines Augenzeugen rc. hat uns erzählt, in welcher Verfassung der Prinz sich befand, weil sein Ehrgeitz unbefriedigt blieb. Das Commando der Avant-

garde verdankte er dem Fürsten von Hohenlohe, der, als man ihm deshalb Vorwürfe machte, sehr naiv erklärte: „nur unter dieser Bedingung habe er selbst zu der Ehre gelangen können, eine Armee anzuführen.“ Allerdings würde es dem Charakter des Prinzen angemessener gewesen seyn, an die Spitze der Reserve gestellt zu werden, wo bisweilen alles gewagt werden muß, wenn nicht alles verloren gehen soll.

Was auch der Inhalt der Unterredung gewesen seyn mag, die Hohenlohe am 7ten October mit ihm hatte: genug, der Prinz scheint seit dieser Zeit über die Nothwendigkeit seines Unterganges, mit sich selbst einig gewesen zu seyn. Er beschleunigte ihn dadurch, daß er die Bravheit höher setzte, als jede andre Eigenschaft: ein großer Fehler bei einem kommandirenden General, dessen Beruf nicht in der Muskel-, sondern in der Ner-

venstärke liegt! Man hat seinen Tod schön gefunden; ich sehe darin nur den Tod eines Verzweifelnden, und zwar eines verzweifelnden Egoisten, der mit einem Codrus, einem Curtius, einem Cato u. s. w. nichts gemein hat.

Angenommen, der 10te Octbr. hätte ein anderes Resultat gegeben; angenommen ferner, der 14te October hätte als Tag der Niederlage für Preussen nicht Statt gefunden; angenommen endlich, die Franzosen wären durch die Preussen über den Rhein zurückgetrieben worden: was würde die Folge so vieles Glückes für den regierenden Zweig des Brandenburgischen Hauses gewesen seyn? Ich müßte mich sehr irren, oder er wäre gestürzt worden. Alles war dazu vorbereitet: denn aus dem Prinzen Ludwig war auch die letzte Spur von Loyalität verschwunden; und hätte seine Bravheit einen glänzendern Erfolg gehabt, so

würden die Großthaten des Preussischen Heeres auf die Rechnung dieser Bravheit gesetzt worden seyn. Von der heiligen Pflicht der alten Deutschen, den König zu vertheidigen, zu beschützen, und die eigenen Heldenthaten seinem Ruhme zuzuschreiben*), hatte man auch keine Ahnung mehr. Der Prinz Ludwig hätte den Thron der Preussischen Könige um desto schneller besteigen müssen, da sich, bei unserer obigen Voraussetzung, der Krieg nothwendig in die Länge ziehen mußte, und Friedrich Wilhelm, wie es scheint, einem ausgezeichneten Glücke bei weitem weniger gewachsen seyn würde, als seinem

*) Jam vero *infame* in omnem vitam ac *probrosum*, superstitem principi suo ex acie recessisse; illum defendere, tueri, *sua* quoque fortia facta gloriae ejus assignare, *praecipuum sacramentum* est. Tacitus de moribus Germ. cap. 14.

ausgezeichneten Unglücke. Was würde aber aus der Preussischen Monarchie geworden seyn, wenn der Sohn des .... den Thron bestiegen hätte! Würde in seinen Lieblingsneigungen eine Veränderung vorgegangen seyn? Würde er sich Friedrichs des Zweiten Ernst, Arbeitsamkeit, Entsagung und Weisheit zu eigen gemacht haben? Dies alles ist nicht sehr wahrscheinlich, da der Prinz ein Mann war, der sich nicht wohl befand, wenn er nicht im Ueberreitz existirte. — Ich weiß, daß Alles, was ich hier gesagt habe, nur eine Hypothese ist; allein, warum hätte ich diese Hypothese nicht aufstellen sollen, da die Anhänger des Prinzen Ludwig noch immer zahlreich genug sind, um einige Aufmerksamkeit zu verdienen! Auch in Träumen liegt Wahrheit, wofern uns nur die Kraft beiwohnt, sie gehörig zu zergliedern.

Mit dem Tode des Prinzen verhielt es sich übrigens, nach den vollständigsten, darüber eingelaufenen Berichten, folgendermaßen:

Ueberzeugt, daß nur in einer kraftvollen Offensive Rettung für den Preussischen Staat zu finden sey, aber nicht durchschauend, daß, und warum dies System für die Preussische Armee veraltet war, glühete Prinz Louis Ferdinand von Kampfbegierde, als der Oberst von Rabenau ihm am 9ten October gegen Abend melden ließ, daß der Feind die Preussischen Jäger von Hoheneiche vertrieben habe, auf der Straße von Gräfenthal mächtig vorrücke, und die Absicht verrathe, den Posten von Saalfeld am folgenden Morgen ernstlich anzugreifen. Der Prinz beschloß sogleich, diesen Posten zu vertheidigen, indem er voraussetzte, der Hauptdruck der Fran-

zosen werde gegen die linke Flanke der Preussen gerichtet seyn und folglich für's erste mehr eine Umgehung, als eine Zurückwerfung derselben bezwecken. Einem falschen Angriff auf Saalfeld wollte er um so weniger weichen, da er glaubte, der Plan des Fürsten Hohenlohe, links abzumarschiren, könne durch eine rückgängige Wendung von seiner Seite vereitelt werden, und da er sich außerdem vorstellte, daß, um mit der Avantgarde in die Gegend von Neustadt und Triptis zu kommen, keine Straße vortheilhafter sey, als die über Saalfeld. Er befahl daher seinen bis dahin ziemlich zerstreueten Truppen, sich auf dem Terrain zwischen Rudolstadt und Schwarza zu versammeln. Ein unverzeihlicher Fehler, den er hierbei beging, war der, daß er seinen Entschluß, den Posten von Saalfeld zu vertheidigen, nicht in's Hohenlohische Hauptquartier melden ließ,

entweder, weil er Widerspruch befürch=
tete, oder weil er, durch die Begierde
nach Auszeichnung, seiner Sache allzu
sicher vertrauete. Uebrigens waren seine
Dispositionen, wie sie seyn mußten.
Zur Deckung der linken Flanke des gan=
zen Corps, ließ er den General Schim=
melfennig mit fünf Schwadronen seines
Regiments in der Gegend von Pösneck
stehen bleiben, und übertrug die Deckung
der rechten Flanke dem General Pellet,
der sich mit seinem Füsilier=Bataillon,
drei Schwadronen Sächsischer Husaren,
und der halben reitenden Batterie von
Gause bei Blankenburg aufstellte.

Früh Morgens am 10ten ritt der
Prinz nach Saalfeld, um die Verthei=
digung dieses wichtigen Postens zu di=
rigiren. Der Capitain von Valentini,
den er vorausschickte, fand alles in der
vorgeschriebenen Ordnung. Gleichwohl
hielt der Prinz es für nöthig, zur bes=

sern Unterstützung der Artillerie noch vier Bataillone der Sächsischen Regimenter Kurfürst und Xaver, und fünf Schwadronen Sächsischer Husaren vorrücken zu lassen. Als die Franzosen um 9 Uhr Vormittags aus dem Debouché von Gräfenthal vordrangen und die Preussischen Jäger warfen, begab sich der Prinz sogleich zu den Vorposten vor der Stadt; und da es ihm so vorkam, als ob in der linken Flanke desselben Cavallerie nöthig seyn würde, so ertheilte er den eben ankommenden Sächsischen Husaren den Befehl, durch die Stadt zu defiliren, und sich vor derselben aufzustellen. Um den Feind dreist zu machen — das war sein Ausdruck —, ließ er die avanturirten Jägerposten etwas zurückziehen; und, um der Niederlage der Franzosen desto gewisser zu seyn, wurden zwei Feldstücke der halben

reitenden Batterie von Gause in Hinterhalt gelegt.

Gedeckt durch ihre, vor dem Defilé herum schwärmenden, Tirailleurs und Husaren, fing die Französische Infanterie an zu debouchiren. Die Batterie Riemann machte den Anfang mit dem Feuern. Doch auch der Feind brachte Artillerie hervor; und so wurde das Gefecht auf diesem Punkte sehr lebhaft. Einige von den Adjutanten des Prinzen sollen während dieser Krisis der Meinung gewesen seyn, entweder rasch anzugreifen und den Feind in das Defilé zurückzutreiben, oder die übel berechnete Sache ganz aufzugeben. Der Prinz, der noch immer nicht wußte, wie viel, oder wie wenig er zu erwarten hätte, wollte dem Feinde Zeit lassen, seinen Plan zu entwickeln. Erst als die Sächsischen Husaren beträchtlich durch die feindliche Artillerie gelitten hatten, gab

er der Vorstellung, sie bis in die Stadt zu nehmen, Gehör.

Zu eben dieser Zeit wurde das in Saalfeld befindliche Magazin zurück geschafft; und da der Prinz keine Zeit zu verlieren hatte, so ließ er jetzt dem Herzoge von Braunschweig und dem Fürsten von Hohenlohe durch einen Ordonnanz-Officier melden, daß er mit dem Feinde handgemein geworden wäre: eine Nachricht, welche viel zu spät anlangte.

Die Ereignisse des Tages drängten sich. Preussischer Seits sah man, daß der Feind auf der Höhe des linken Saalufers en colonne marschirte, und daß seine Plänkler schon bis an den Fuß der Höhe streiften. Eine Umgehung zu verhindern, wurden vier Sächsische Bataillone in die rechte Flanke des Bataillons Rabenau dem Feinde gegenüber gestellt; und, zur Sicherung seiner rechten Flanke,

ließ der Prinz den General Bevilaqua an der Spitze von drei Bataillonen Infanterie, drei Schwadronen Husaren und der Batterie Hoyer, auf die Höhe zwischen Gobra und Unterwirbach vorrücken. Obgleich das Bataillon Müffling bei Schwarza stehen blieb, so erhielt es doch Befehl, seine Regiments-Kanonen mit einem Peloton zurück zu schicken, und die Saalbrücke bei Rudolstadt zu besetzen. Der bei Blankenburg postirte General Pellet wurde befehligt, starke Patrouillen auf allen, nach Gräfenthal und Hoheneiche führenden Wegen vorzutreiben, und sich mit dem Bataillon Müffling bei Schwarza und mit dem General Bevilaqua in Zusammenhang zu erhalten. Nachdem der Prinz seine beiden Flanken auf diese Weise gedeckt hatte, beschloß er, seine Stellung zu behaupten, bis sich die Absichten des Feindes mehr entwickelt haben würden.

Diese blieben nicht lange zweifelhaft. Das Feuer der feindlichen Tirailleurs, welches einigen Sächsischen Bataillonen und der Cavallerie des rechten Flügels großen Abbruch that, zum Schweigen zu bringen, gab der Prinz den Befehl zu einem leichten Angriff gegen die, noch immer auf der gegenüber liegenden Höhe links abmarschirende, feindliche Colonne. Dieser Angriff bestand darin, daß die Sächsischen Husaren, welche jenseits der Stadt aufgestellt waren, zu den drei Schwadronen von Schimmelfennig stoßen, und hinter vier Sächsischen Bataillonen en échelon gegen den Feind vorrücken mußten. Die Franzosen beantworteten diesen Angriff durch ein verstärktes Tiralliren, während ihre links abmarschirende Colonne sich wenig irre machen ließ, und selbst da, wo sie sich hinter das Gebirge zurück zu ziehen schien, nur ihre Spitzen verstärkte, um

den Preussischen rechten Flügel desto nachdrücklicher zu bedrohen. Kaum hatte der Prinz dies bemerkt, als er von dem Angriff abstand — was um so nothwendiger war, da nicht alle Sächsische Bataillone den Eifer und die Kaltblütigkeit des Regiments Kurfürst zeigten.

Nur von fern folgte der Feind der Fronte des Rückzuges. Er gebrauchte Tirailleurs, um die rechte Flanke der Preussen zu beunruhigen; und der Schade, den diese verursachten, war nicht unbedeutend. Um sie zu vertreiben, wurden Anfangs die Schützen und eine Compagnie des Bataillons Müffling beordert; da diese aber nicht hinreichten, so erhielt das Regiment Kurfürst den Befehl, sie zu verjagen, und vollzog diesen Auftrag mit gefälltem Bajonnet.

Unterdessen traf der Prinz Anstalten zu einem förmlichen Rückzuge. Ein Ba-

taillon Kurfürst sollte das Dorf, aus welchem die Tirailleurs so eben vertrieben worden waren, besetzt halten, und die übrigen Sächsischen Bataillone so zurück genommen werden, daß ihr linker Flügel sich an die Saale lehnte, und General Bevilaqua stehen bliebe, um den rechten Flügel des Rückzuges zu decken. Um den Rückzug der Artillerie und der Füsiliere persönlich anzuordnen, sprengte der Prinz durch die Stadt Saalfeld. In den Straßen begegneten ihm bereits die zurückgeworfenen Jäger und Füsiliere; sie hatten das Thor nach dem Feinde hin verrammelt, und retteten sich, so gut sie konnten. Der Prinz wies ihnen eine Stellung am Ausgange des Hohlweges an, der nach der Stadt führt, und ritt weiter, um zu befehlen, daß die Artillerie nach Gobra abgefahren, und von den Bataillonen Rabenau und Rühle gedeckt werden sollte. Bei

dieser Gelegenheit verweilte er allzu lange um einer einzelnen Kanone willen, deren Achse gebrochen war, und die er gleichwohl retten wollte. Das Ganze lief Gefahr, einem seiner Theile — und welchem! — aufgeopfert zu werden, bloß, weil man es für eine Ehrensache hält, keine Kanone zu verlieren. Zur Entschuldigung des Prinzen kann man nur sagen, daß die Gefahr eines Verzugs in diesem Augenblicke noch nicht so groß war, als sie es bald nachher wurde.

Nachmittags um drei Uhr hatte sich die Batterie eben in Marsch gesetzt, und angefangen das Defilé diesseits Saalfeld unter einem Regen feindlicher Kugeln und Haubitzgranaten zu passiren, als aus einer der zwischen Gobra und Blankenhain befindlichen Schluchten eine feindliche Cavallerie-Colonne debouchirte, und sich in der Front-Länge eines Regiments, zwei Treffen hoch, aufstellte.

Es waren rothe und blaue Husaren. Kaum hatte der Prinz dies bemerkt, als er Anstalt traf, sie mit seinen Husaren anzugreifen. Zwei in der Nähe befindliche Feldstücke der reitenden Batterie von Gause sollten diesem Angriffe Nachdruck geben. Unglücklicher Weise aber wurden diese beiden Feldstücke von einem Unter=Officier befehligt, der die Fassung so sehr verloren hatte, daß alle Aufforderungen ihn weder zum Vorrücken, noch zum Abprotzen bewegen konnten. Während man noch mit ihm kapitulirte, ritt die Französische Cavallerie gegen das erste Bataillon Kurfürst an. Der Stoß war heftig; doch das Bataillon hielt ihn nicht nur mit Kaltblütigkeit aus, sondern trieb ihn sogar ab. In diesem Augenblicke führte der Prinz die Sächsischen und Preussischen Husaren heran. Ein glücklicher Erfolg war nicht zweifelhaft, wenn dieser An=

griff mit Besonnenheit und Einheit gemacht wurde. Leider fehlte es an Beidem. Nur einzelne Schwadronen stürzten ohne Zusammenhang auf den Feind; und als sie, von der Ueberzahl desselben geworfen, zurück mußten, rissen sie die nachkommenden Schwadronen mit sich fort. Hierdurch entstand eine Unordnung, wodurch Franzosen und Preussen, bei Gobra vorbei, bis gegen Schwarza zu, stürzten.

Hierdurch wurde das Schicksal des Tages entschieden; und es sey nun, daß der Prinz diese Entscheidung nicht überleben wollte (welches nicht unwahrscheinlich ist, wenn man bedenkt, mit welchen traurigen Gefühlen er von seinen vertrautesten Freunden Abschied genommen hatte, und wie sehr er durch seine ganze Lage im Leben zur Beschleunigung seines Schicksals gedrängt wurde), oder daß er es für möglich hielt, durch

eine edelmüthige Aufopferung seiner Person die fliehenden Husaren zum Stehen zu bringen: genug, er hielt sich so lange auf, bis er erst von dem Strome des Handgemenges fortgerissen, und zuletzt von feindlichen Husaren umzingelt wurde. Er verschmähete es, sein Leben aus den Händen des Feindes anzunehmen. Die Art, wie er das angetragene Geschenk von sich ablehnte, ist bekannt. Eine Pistolenkugel flog durch seine Brust; rücklings stürzte er vom Pferde, und frohlockend fielen die Feinde über seinen Leichnam her. Seine Getreuen benutzten diesen Augenblick zu ihrer Rettung.

In der Kirche von Saalfeld wurden die Ueberreste des Prinzen beigesetzt; sie schlummern neben den Gebeinen eines wackern Prinzen von Sachsen-Coburg, welcher für das Haus Oestreich im Türkenkriege fiel. — Die Herzogin von Co-

burg ließ die Stirn des Entseelten mit einem Lobeerkranze schmücken; und Viele von Denen, die in seiner Aufopferung wahren Heroismus sahen, weil sie ihn nicht im Leben gekannt hatten, schnitten zum Andenken an ihn eine Locke von seinem Haar ab.

So endigte dieser Prinz, dem die Natur große Anlagen gegeben hatte. Wäre er für den Thron geboren gewesen, so würde er vielleicht ein vortrefflicher Fürst geworden seyn. Als Erbe eines nachgebornen Prinzen, fand er für seine Fähigkeiten keinen angemessenen Wirkungskreis. Sein Unglück bestand in dem Mißverhältnisse seiner Kraft zu seiner allzu beschränkten Sphäre. Gerettet konnte er nur dadurch werden, daß er die Region der Kunst oder Wissenschaft lieb gewann. Er selbst hatte eine Ahnung hiervon, indem er mehr als Einmal ansetzte, um sich bis zu die-

ser Region zu erheben. Doch in seiner ersten Erziehung war allzu viel verderbt worden, als daß er den nöthigen Athem hätte behalten können. Die Kunst, nachgeborne Prinzen zu erziehen, wird so lange ein Geheimniß bleiben, bis man die Bestimmung und das Wesen der Fürsten mehr ergründet hat; denn bis dahin kann man an jenen nur Verbrecher, oder sogenannte Genußmenschen erziehen.

Ich kenne in der Geschichte nur Einen Prinzen, mit welchem Louis Ferdinand von Preussen auffallende Aehnlichkeit hat. Dies ist der Prinz Nicephorus Diogenes, dessen Charakter und Schicksal die berühmte Anna Comnena in dem Leben ihres Vaters so interessant beschreibt. Nie konnte — das ist gewiß — Louis Ferdinand das Schicksal dieses Prinzen haben; allein da auch das seinige sich tragisch lösen

mußte, so ist es wohl erlaubt, zu denken, ob er, wenn er durch den Verlust seiner Augen von allem militärischen Ehrgeitze wäre geheilt worden, nicht auch, wie Nicephorus Diogenes, dahin gelangt seyn würde, sich, anstatt der begränzten äußeren Welt, worin er sich so übel befand, eine unendliche innere zu verschaffen.

V.

Levin von Geusau,

Generallieutenant und General-Quartiermeister.

Der Grieche Phocion sagte, ich weiß nicht mehr, bei welcher Gelegenheit: „ich werde für den Krieg stimmen, sobald ich sehe, daß die alten Generale zu **befehlen**, und die jungen Officiere zu **gehorchen** verstehen, daß die Reichen ihre Schätze, und die Bedürftigen ihre Arme zur Vertheidigung des Vaterlandes darbringen." Dasselbe hätte man beim Ausbruch des Krieges zwischen Preussen und Frankreich sagen können; dasselbe haben die Einsichtsvollern unter den Preussen gewiß auch oft gesagt.

Der Generallieutenant von Geusau, von welchem in diesem Abschnitte die Rede seyn soll, war beim Ausbruch des Krieges ein Greis von 71 Jahren. Auf seinen Schultern ruheten nicht bloß die sehr verwickelten Geschäfte eines General-Quartiermeisters von der Armee, sondern auch das ganze sogenannte Ingenieur-Departement. Ich sage: die sehr verwickelten Geschäfte eines General-Quartiermeisters. Das waren sie wirklich, und sie würden nur dann einfacher geworden seyn, wenn man bereitwilliger gewesen wäre, die seit dem Jahre 1802 gemachten Vorschläge zu einer bessern Einrichtung des Generalstabes anzunehmen. Und warum wurden sie nicht angenommen? Weil der Generallieutenant von Geusau ein alter Mann war, der sich an gewisse Formen gewöhnt hatte, und, um dieser Gewöhnung willen, sogar die größere

Bequemlichkeit neuer Formen verschmähete. So ist es immer gewesen, und so wird es immer bleiben, bis man bei der Zusammensetzung neuer Körperschaften richtigere Grundsätze befolgt, als bisher.

In seiner Jugend gehörte der Generallieutenant von Geusau, ein geborner Thüringer, zu den wackersten Officieren. Er ließ sich in dem Regiment Kreuzen anstellen, und kämpfte den ganzen siebenjährigen Krieg hindurch für Friedrichs Ruhm mit einer Anstrengung, welche nicht unbemerkt blieb. Nach dem Frieden wurde er wegen seiner Kenntnisse in die Suite Friedrichs des Zweiten aufgenommen, und bearbeitete nun, mit Hertefeld, Knoblauch, und mehrern andern Freunden, die militärischen Wissenschaften zu Potsdam in aller der Stille, welche Friedrichs Eifersucht, und gewisse Vorurtheile geboten. Alle diese Män-

ner waren nämlich fleißige Mitarbeiter an der A. Deutschen Bibliothek; sie machten aber daraus ein Geheimniß, Theils, weil sie wußten, daß Friedrich der Zweite das öffentliche Bekanntwerden militärischer Ideen mißbilligte, Theils, weil sie sich der Schriftstellerei schämten, da sie nicht darüber in's Reine kommen konnten, ob sie, weil ihre Arbeit von Herrn Fr. Nicolai honorirt wurde, nicht als ein bürgerliches Gewerbe zu betrachten sey. — Nur das Ingenieur-Wesen vernachlässigte Geusau mit einem Stolze, der allen unproduktiven Geistern eigen ist; denn zu diesen gehörte er, trotz seinen mannichfaltigen Kenntnissen.

Nach Friedrichs II Tode wurde Geusau von Friedrich Wilhelm dem Zweiten zum Obersten und Generaladjutanten der Infanterie ernannt. Wie angemessen ihm dieser Wirkungskreis nun

auch, an und für sich, seyn mochte, so wurde er dessen, in seinen Verhältnissen mit Bischofswerder, doch sehr bald überdrüßig. Er nahm sogar als General-Adjutant mit großer Uebereilung seinen Abschied, und würde in nicht geringe Verlegenheit gerathen seyn, wenn Friedrich Wilhelm der Zweite ihn nicht, mit Beseitigung aller Empfindlichkeit, im Jahre 1790 zum Generalmajor und General-Quartiermeister ernannt hätte. Als solcher, und als Direktor des ersten Departements im Kriegs-Collegium, besorgte er die Angelegenheiten der sämmtlichen Infanterie; und dies dauerte fort bis zum Jahre 1793, wo ihm auch die Direktorial-Geschäfte bei dem vierten Departement des eben genannten Collegiums (welches die Angelegenheiten des Corps de génie, des Mineur-Corps u. s. w. besorgte) übertragen wurden. Jetzt erhielt er auch den rothen Adler-

orden. Ein Jahr später, nach dem Tode des Generallieutenant von Gröben, wurde er zum Direktor des fünften und achten Departements vom Kriegs-Collegium ernannt. Nun gab er die Direktion des ersten ab, und bekam, als Chef von dem Militär-Departement des General-Direktoriums, und als Direktor der für die Mobilmachung der Armee bestimmten Casse und der Feld-Verpflegungsgeschäfte, Sitz und Stimme in dem Staatsrath, obgleich ohne den Titel eines Ministers. Friedrich Wilhelm der Zweite machte ihn zu Anfange des Jahres 1796 zum Generallieutenant. Nun trat er das Militär-Departement dem Generallieutenant von Kannewurff ab, und erhielt dafür die Stelle eines General-Quartiermeisters von der Armee, und eines General-Inspektörs der sämmtlichen Festungen in den Königlichen Staaten: ein

Posten, auf welchem er sich bis zum Ausbruch des Krieges behauptete.

Dies ist der Umriß von dem Leben eines Mannes, in dessen Verstand man großes Vertrauen setzen mußte, da man ihm das Wohl und Wehe des Preussischen Staates wenigstens in so fern anheim stellte, als man ihm die wichtigsten Zweige der Militär-Verwaltung überließ. Wäre in Europa alles beim Alten geblieben, so würde Geusau seinem Posten gewachsen gewesen seyn; die neuen Ideen aber, mit welchen die militärischen Wissenschaften in Frankreich bearbeitet wurden, vernichteten ihn in seinem ganzen Wesen, da sie sich mit dem zunehmenden Alter verschworen, seinen Geist, dem es, wie ich bereits gesagt habe, immer an produktiver Kraft fehlte, zum bloßen Mechanismus herabzubringen. Hierzu kam, daß Geusau in dem Ingenieur-Departement immer

ein Fremdling gewesen war. Freilich bearbeitete ein gewisser Hartmann dieses Departement für ihn; da es aber diesem Hartmann eben so sehr an Kraft fehlte, als dem, der durch ihn repräsentirte: so bedurfte es nur der Einsichten eines Lindner, um durch die bloße Kraft des Antagonismus das Fortifikations-Wesen im Preussischen zum Stillstande zu bringen.

Ich kann des Generalmajors von Lindner nicht erwähnen, ohne die Aufmerksamkeit des Publikums auf diesen ausgezeichneten Mann etwas näher hin zu leiten. Er studierte, wenn ich anders wohl unterrichtet bin, als ein junger Mann, auf der Universität zu Königsberg Theologie, und beging die Uebereilung bei Gelegenheit eines Te Deum, welches die Kaiserin Elisabeth daselbst singen ließ, einem Russischgesinnten Professor eine Ohrfeige zu ge-

ben; dafür wurde er relegirt, und begab sich nach Berlin. Hier machte ihn irgend ein Zufall zum Privat-Sekretär des Grafen von Anhalt, zu einer Zeit, wo der Geist dieses Mannes noch nicht gelitten hatte. Durch seine täglichen Beschäftigungen in das Militärwesen eingeleitet, begann Lindner damit, daß er Plane zeichnete. Hiermit hing das Studium der Befestigungskunst genau zusammen. Lindner beschäftigte sich mit demselben, und wurde beim Genie angestellt, wo er in kurzer Zeit so große Fortschritte machte, daß man in ihm einen der tüchtigsten Officiere erkannte. Unglücklicher Weise sind aber seine besten Vorschläge zum Ausbau der Festungen nicht angenommen worden, weil Die, von welchen es am meisten abhing (Geusau und Hartmann), seine entschiedensten Gegner waren, ohne mit ihren Ideen an die seinigen zu reichen.

So ist Kosel durch diesen Antagonismus unausgebauet geblieben, obgleich der König die dazu nöthigen Summen angewiesen hatte.

Man kann leicht denken, welche Folgen Geusau's Begränztheit bei der Führung des letzten Krieges haben mußte. Daß die Armee gleich Anfangs an Mundvorrath und Munition Mangel litt, kann nur auf seine Rechnung gebracht werden. Die Feldbäckerei war so schlecht organisirt, daß die Bedürfnisse des Hohenlohischen Corps unmöglich befriedigt werden konnten; dabei hatte man zugleich die Ereignisse so übel berechnet, daß ein bedeutender Artillerie-Park erst den Tag nach der Schlacht am 14ten October von Breslau abzugehen befehligt war. Es gereicht dem Kriegs-Minister — denn dies war Geusau dem Wesen, wenn gleich nicht dem Namen nach — vielleicht

leicht zu einem noch größeren Vorwurfe, daß er die Feld-Lazarethe gänzlich vernachlässigte. Wären die Schlachten bei Jena und Auerstädt gewonnen worden; so würden die auf dem Schlachtfelde verwundeten und verstümmelten Preussen in einer noch weit schrecklicheren Lage gewesen seyn, als jetzt, da ihre Kameraden das Schlachtfeld räumten und sie der Diskretion des Feindes überliessen. Um die Anklage des Kriegesministers zu vollenden, darf man endlich noch einen Punkt nicht unberührt lassen. Die Festungen waren in einem so kläglichen Zustande, und zugleich so schlecht verproviantirt, daß jene Commandanten, deren Feigheit und Unbehülflichkeit von einigen Schriftstellern in ein so grelles Licht gestellt worden ist, wo nicht gerechtfertigt, doch wenigstens e n t s c h u l d i g t werden können. Selbst Magdeburg, diese Haupt-Festung

war so verfallen, daß nur ein Bayard auf die Dauer widerstanden haben würde. Es ist möglich, daß Geusau alle diese Vorwürfe von sich ablehnen kann; sein Alter reicht sogar zu seiner Entschuldigung hin. Doch das alles kann uns zuletzt nicht abhalten, zu behaupten, daß er seinen Posten, als Chef des Generalstabes und des Ingenieur-Departements, sehr schlecht ausfüllte, und daß der Mangel an Regsamkeit und Genie in ihm die Ursache von großen Unfällen und sehr bitteren Leiden für die Bewohner des Preussischen Staates geworden ist. Ihm so wenig, als irgend einem andern Generallieutenant der Preussischen Armee, soll man den Vorwurf machen, daß er den König und sein Vaterland verrathen habe; doch mit Wahrheit kann man sagen, daß sein Patriotismus mehr der Selbstheit verwandt war, als der Liebe, weil er sonst thä-

tiger und erfinderischer gewesen seyn würde. Es ist das Unglück der Staaten, daß es sich mit der Redlichkeit der Beamten nicht besser verhält, als mit der Keuschheit der Mönche, die man zu einer Tugend stempelt, ohne zu bedenken, daß Produktivität der erste Charakter der Tugend ist, und daß folglich eine nicht produktive Tugend keinesweges für das gehalten werden kann, wofür sie sich ausgiebt.

VI.

Der General=Adjutant von Kleist.

Je weniger der Generallieutenant von Geusau dem Posten eines Kriegesministers gewachsen war, desto mehr hätte durch den General=Adjutanten von Kleist gethan werden sollen. Zum Unglück für den Preussischen Staat war aber der Oberst von Kleist weder ein Mann von Genie, noch ein Mann von Studien und Gelehrsamkeit. Auf dem wichtigen Posten, den er bekleidete, zeichnete er sich bei weitem mehr durch seine Ordnungsliebe und Pünktlichkeit, als durch Umfassungskraft und Geschicklich=

keit im Impulsiren aus. Er war, um Alles mit Einem Worte zu sagen, mehr ein militärischer Geschäftsmann, als ein wirklicher Militär. Mit dieser Eigenthümlichkeit würde er unter einem Friedrich dem Zweiten zur Vortrefflichkeit aufgestiegen, und der Gegenstand lauter Lobsprüche geworden seyn; unter Friedrich Wilhelm dem Dritten aber — der eben so wenig zu sich erhob, als er sich zu Andern, soll ich sagen herabließ oder emporhob? — war für einen Obersten von Kleist weder Ruhm, noch Ruf zu erlangen. Es läßt sich sogar voraussetzen, daß er sich in diesem Verhältnisse von Zeit zu Zeit sehr unglücklich fühlte; denn ein braver Mann, wie der Oberst von Kleist, kann sich unmöglich wohl befinden, wenn er zu sich selbst sagen muß: Meliora video proboque, deteriora sequor; ein Schicksal, dem alle Die nicht entrinnen

können, denen weder ihre Individualität, noch die Umstände gestatten, sich zur Freiheit zu erheben, und die eben deswegen von dem Ideal, das in ihnen ist, mehr gemartert, als erfreuet werden.

Der Oberst von Kleist hat, so viel ich erfahren habe, seine Laufbahn als General-Adjutant vollendet. Es wird künftig von ihm, in dieser Eigenschaft, wenig mehr die Rede seyn. Desto weniger darf ein unpartheiischer Memoiren-Schreiber unbemerkt lassen, daß dieser Mann durch seine gesunde Beurtheilungskraft nicht selten das Richtige und Wahre da fand, wo es den angeblich verschlagenen und listigen Staatsmännern der Preussischen Monarchie entschlüpfte. Der Krieg mit Frankreich war beschlossen: die Anstalten dazu wurden von allen Seiten her gemacht; ein Theil der Armee war sogar schon in Bewe-

gung nach der Elbe und Saale: und noch immer dauerten die Mißverständnisse mit Schweden fort, indem der Graf von Haugwitz keine Ahndung davon zu haben schien, daß man, um den Einen Feind mit Erfolg angreifen zu können, den andern nicht im Rücken haben müsse. — „Wie stehen wir mit Schweden?" fragte der Oberst von Kleist den Minister der auswärtigen Angelegenheiten in einer von den vielen Conferenzen, die während des Sommers von 1806 in Charlottenburg gehalten wurden. Der Graf von Haugwitz wußte nicht, was er auf diese unerwartete Frage antworten sollte; und man kann denken, daß, so beschämend auch die bloße Frage für einen Mann war, der in den Künsten der Diplomatik zu glänzen glaubte, der Oberst von Kleist es doch nicht dabei bewenden ließ, um den Grafen von Haugwitz zum Ge-

fühl seiner Unüberlegtheit zurück zu führen. Gleichwohl war die Sache noch immer nicht im Reinen, als die Preussische Armee die Schlachten bei Auerstädt und Jena verloren hatte. Das Hohenlohische Corps mußte daher, als es auf dem Wege nach Stettin von den Franzosen verfolgt wurde, Bedenken tragen, sich nach Stralsund zu retten.

VII.

Wichart Joachim Heinrich von Möllendorf,

General-Feldmarschall, Vice-Ober-Kriegespräsident, und Guvernör von Berlin.

Man muß dem alten Feldmarschall vor allen Dingen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er dem Kriege mit Frankreich abgeneigt war. Auf welchen Gründen diese seine Abneigung beruhete, ist weniger ausgemacht, als man über die Abneigung selbst im Reinen ist. Vielleicht vertrat bei ihm das bloße Alter die Stelle der Weisheit; wenigstens ist es unnatürlich, in einem Alter von einigen und achtzig Jahren den

Krieg noch zu lieben, und in ihm die Vortheile einer langen Dienstlaufbahn, so wie die mit dem Posten eines Feldmarschalls und Guvernörs von Berlin verbundenen Bequemlichkeiten, muthwillig auf's Spiel zu setzen. Erst als er die Unvermeidlichkeit des Krieges einsah, verlangte er seinen Antheil an den Gefahren und Ehren desselben. Indeß müssen ihm die ersteren wohl gegenwärtiger gewesen seyn, als die letztern, da er, wie man erzählt, dem Könige erklärt hat: er wünsche nichts so sehr, als seine Laufbahn an der Seite seines Monarchen zu beschließen.

Möllendorf war durch Friedrich den Zweiten gebildet und gehoben, doch eben deswegen auch in diesem großen Könige befangen, und hat sich daher nie einen deutlichen Begriff von der neuen Art den Krieg zu führen machen können. Er hat in Schlachten kommandirt und

Schlachten gewonnen, aber zu einer Zeit, wo das Kriegesglück noch nicht durch ein großes Genie an die Französischen Fahnen gefesselt war. Sein alter Ruhm dauerte fort, ohne durch neue Proben erhärtet zu seyn; und wenn er diese Proben fürchtete, so wollen wir ihn deshalb um so weniger tadeln, da es in der Natur der Sache liegt, daß man als Greis keine neuen Combinationen mehr macht, um die Combinationen des Gegners zu vernichten. Außerdem war es gefährlich, als Guvernör in Berlin zurück zu bleiben, da er leicht eben das Schicksal haben konnte, wie der Minister Schulenburg, ohne daß es ihm möglich war, sich so aus der Affäre zu ziehen, wie jenes unselige Mittelding zwischen Militär und Civilisten.

Es gab eine Zeit, wo Möllendorf in Europa eine Rolle hätte spielen können, nämlich im Jahr 1794, wo die Fran-

zosen, nachdem sie die Oestreicher, Engländer und Holländer aus den Niederlanden vertrieben hatten, Holland bedroheten. Man machte ihn darauf aufmerksam; er hatte aber nicht den Ehrgeitz, Europa's Schicksal bestimmen zu wollen, weil er von allem, was Politik genannt zu werden verdient, so wenig wußte, daß er Hollands Wichtigkeit für die Fortsetzung des Continental-Krieges nicht begreifen konnte. Dazu kam noch, daß er für seine Person des Krieges überdrüßig war, und daß — was er vielleicht selbst nicht wußte — sein vertrautester Adjutant mit gewissen Berlinischen Juden Contrakte abgeschlossen hatte, die sich mit einer raschen Expedition nach Holland nicht vertrugen. Das Schicksal ganzer Reiche hängt ja oft von Umständen ab, deren Kraft sich kaum ahnen läßt! Von dem Feldmarschall eines bedeutenden Staates sollte

man billig voraussetzen dürfen, daß er etwas von dem Interesse des Continents von Europa begreife; es versteht sich, hoff' ich, von selbst, daß ich hier im Geiste des Jahres 1794 rede, wo das Gleichgewichts-System noch nicht so gänzlich umgestürzt war, und wo man diesem System noch allgemein anhing, ohne zu wissen, was es damit auf sich habe. Noch weniger sollte man glauben, daß die Umgebung eines Feldmarschalls und Generals en chef mit Juden einen so bindenden Contrakt abschließen könne, daß die Armee gerade auf dem Platze bleiben müsse, für welchen die Contrakte abgeschlossen sind. Man denke sich die Armee der Engländer und Holländer verstärkt; man stelle in Gedanken einen tüchtigen General an ihre Spitze; man lasse an den Ufern der Maas eine Schlacht geliefert werden, welche den Rückzug der Franzosen unter

Pichegrü und Moreau (die wahrlich keine Genies waren) zur Folge hat; kurz, man verhindere die Eroberung von Holland durch die Französischen Waffen zu Anfange des Jahres 1795: welche unabsehbare Wirkungen würden daraus hervorgegangen seyn, da der innere Zustand Frankreichs um diese Zeit so beschaffen war, daß die beständig schwankende Regierung durch sich selbst auch nicht die mindeste Garantie für ihre Existenz hatte! Gewiß, alles wäre in Europa anders geworden, und nicht Eine von denen Erscheinungen, die wir seit zwölf Jahren erlebt haben, wäre in's Daseyn getreten. Hier muß man mit religiösem Geiste ausrufen: Herr, dein Wille geschehe von nun an bis in Ewigkeit, Amen!

Der Feldmarschall von Möllendorf war nicht berufen, die Französische Revolution zum Stehen zu bringen, und

den gesellschaftlichen Zustand in Europa zu erhalten. Räumt man nun ein, daß die Eroberung von Holland mehr als alles Uebrige dazu beigetragen hat, die Convents-Regierung in Frankreich zu halten, und die Tendenz der Revolution gegen das Feudalwesen zu unterstützen: so muß man zugleich darüber erstaunen, daß, durch die Unpolitik eines Preussischen Feldherrn von altem Adel auf der Einen, und durch die Begehrlichkeit einiger Berlinischen Juden auf der andern Seite, jene große Umwälzung des gesellschaftlichen Zustandes in Europa eingeleitet werden mußte, welche damit endigen wird, daß es weder Edelleute noch Juden mehr giebt. — Wie selten weiß der Mensch, was er thut! Möllendorf war, als er sich der Expedition nach Holland versagte, gewiß weit davon entfernt, zu glauben, daß diese Unterlassungssünde den Zusam-

menſturz der erblichen Privilegien nach ſich ziehen würde; und eben ſo wenig ahneten die Berliniſchen Lieferanten Jüdiſcher Nation, daß ihrem heilloſen Thun und Treiben eine Reform bevorſtehe, die im Jahre 1806 zu Paris anfangen ſolle. Die Vorſehung bediente ſich dieſer ſchwachen Werkzeuge, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, und überließ es, wie immer, dem Scharfſinne der Menſchen, nach mehreren Jahren die Bahn aufzufinden, auf welcher ſie zum Ziele gelangte.

Nichts vermochte Pichegrü's Verrätherei im Sommer des Jahres 1805: in Italien ward bald darauf das linke Rheinufer erkämpft; und der Mann, der es erkämpfte, ſollte wenige Jahre nachher den wahren Sinn der Franzöſiſchen Revolution beſtimmt ausſprechen, und dadurch Alles zu Boden ſchlagen, was ſich zum Widerſtreit berufen fühlte.

Ich

Ich habe bereits erzählt, daß der Feldmarschall von Möllendorf am 14ten October 1806 durch seine jugendliche Hitze den weisen Rath des Herzogs von Braunschweig vereitelte, und dadurch nicht wenig zu dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Auerstädt beitrug. Die Folge davon war, daß Möllendorf sich nach Erfurt zurückziehen mußte. Eingeschlossen in diese unhaltbare Festung, kapitulirte er, und kam, als Kriegesgefangener auf sein Ehrenwort, beinahe um eben die Zeit wieder in Berlin an, als Napoleon daselbst seinen glänzenden Einzug hielt. Der Französische Kaiser ehrte das Alter des Feldmarschalls, ließ ihm nicht nur seine ganze Pension, sondern zog ihn auch an seine Tafel und zu seinen Concerten, so daß er von allen Preussischen Generalen der einzige war, den selbst der Feind mit Auszeichnung behandelte.

Diese Auszeichnung würde die Werthschätzung seiner Mitbürger vermehrt haben, wenn er bei dem allgemeinen Unglück, das der Krieg über den Preussischen Staat brachte, eine edlere Denkungsart bewiesen hätte. Er behielt alle die Selbstsucht eines Privilegirten, und weigerte sich, ob er gleich ein ansehnliches Vermögen, und, für einen Privatmann, sehr große Einkünfte hat, die Last der Einquartierung mit den übrigen Staatsbürgern zu theilen. Er ging darin so weit, daß er das Bureau bedrohete, welches einige Französische Officiere auf ihn angewiesen hatte, weil es voraussetzte, der Feldmarschall würde sich in seiner neuen Lage nur als Bürger, und nicht als gewesenen Guvernör der Stadt betrachten. Noch anstößiger war es, daß ein Greis von einigen und achtzig Jahren sich genöthigt sah, den Vorwurf der Kornaufkäuferei,

oder doch wenigstens der Begünstigung eines so gehässigen Handels, öffentlich von sich abzulehnen, indem er, man weiß nicht, mit wie vieler Wahrheit, betheuerte: seine Güter wären keine Depots für große Kornvorräthe. Vielleicht waren sie es für den Augenblick nicht mehr; denn daß sie es ehemals gewesen sind — entweder weil der Feldmarschall das Schändliche des Kornwuchers nicht fühlte, oder weil er sich als Machthaber über alle Nachrede hinaus setzte —, ist kaum einem Zweifel unterworfen. Was aber auch den letzten Rest von Hochachtung zerstörte, die man bisher für den Feldmarschall Möllendorf gehabt hatte, ist sein Betragen gegen einzelne Officiere seines in der That recht braven Regiments, welche in der höchsten Bedürftigkeit, zum Theil sogar verwundet, aus dem Feldzuge zurück kamen. Auch nicht das Mindeste that er für

diese Unglücklichen, um ihnen ihren traurigen Zustand erträglich zu machen; und wenn es wahr ist, daß der Grund dieser Härte in Geiz, d. h. in einer ganz gemeinen Liebe zum Gelde, gelegen hat, so weiß man in der That nicht, wen man mehr beklagen soll: den Mann, der sich bei einem großen Vermögen in einem Alter von einigen und achtzig Jahren noch vor dem Hungertode fürchtet; oder den Staat, in welchem ein solcher Mann Feldmarschall und Ritter aller Orden seyn konnte!

Auch Möllendorfs Werth ist überschätzt worden. Er war unstreitig ein vortrefflicher Divisions-General, der es nicht an sich fehlen läßt, wenn es darauf ankommt, den Beweis der Todesverachtung zu geben; gewiß war er aber auch nichts mehr. Die Schlacht bei Kaiserslautern — welches Resultat gab sie? Dieses war in der That so gering,

daß sie lieber gar nicht hätte geliefert werden sollen. Die Zeit bringt alles zu seinem natürlichen Maße herab; und mit ungemeiner Wahrheit sagt Tacitus: Socordiam eorum irridere libet, qui *praesenti potentia* credunt extingui posse etiam *sequentis aevi memoriam.*

VIII.

Ernst Friedrich Wilhelm Philipp von Rüchel,

Königl. Preussischer Generallieutenant.

Dieser General, den die Französischen Blätter, beim ersten Ausbruche des Krieges den Don Quixote der Preussischen Armee nannten, läuft jetzt, nach abgeschlossenem Frieden, mit dem dreifachen Prädikat eines Prahlhanses, eines Albernen und eines Undankbaren, an der Hand des Französischen Amtsblattes in der Europäischen Welt herum. Niemand wird ihm dies Schicksal beneiden; und mit der guten Meinung, die er von sich selbst hat, wird er sich

darüber unstreitig längst beruhigt haben: denn bei allem Unglück, das uns treffen kann, kommt es, um es unwirksam zu machen, nur auf die Art und Weise an, wie wir dasselbe betrachten; und was könnte wohl den General Rüchel verhindern, in dem über ihn ausgesprochenen Urtheil die Gesinnungen — wo nicht des Neides, doch wenigstens der Rache und des Hasses, zu entdecken?

Bei dem allen bleibt es interessant, zu untersuchen, in wie fern der General Rüchel die ihm beigelegten Prädikate verdient, und in wie fern nicht; denn wenn man, wie dieser General, auf der einen Seite sehr erhoben, und auf der andern sehr herabgesetzt wird, so liegt die Wahrheit gewöhnlich in der Mitte.

Doch ehe ich diese Untersuchung anstelle, muß ich mir eine Bemerkung erlauben, die mir sehr zur Sache zu ge-

hören scheint. Es ist die: daß das Verdienst nicht zu allen Zeiten dasselbe ist. Unter wirklich großen Regenten sind auch die Maßstäbe für ihre Werkzeuge groß. Dies verliert sich unter ihren minder großen Nachfolgern; Handlungen, welche jene für unbedeutend und gemein gehalten, und folglich weder ihrer Aufmerksamkeit, noch einer Belohnung werth gefunden hätten, erscheinen diesen als wichtig und außerordentlich. Der Satz: regis ad exemplum totus componitur orbis, ist besonders von dieser Seite höchst wichtig; denn — ist es einmal dahin gekommen, daß man mittelmäßige Talente zu erheben und zu belohnen angefangen hat: so kann der Verfall der Staaten nur in einer furchtbaren Progression von Statten gehen, bis man endlich dahin kommt, daß man ein jus trium liberorum und andre ähnliche Albernheiten

gestattet. Unglücklicher Weise war ein solches Schicksal bisher gar nicht zu vermeiden, weil die Staaten so constituirt waren, daß alles dem Genius der Könige überlassen blieb. Vielleicht bringt die Zukunft in dieser Hinsicht eine Veränderung hervor.

Die Anwendung dieser Bemerkung, auf den General Rüchel, wird sich am Schlusse dieses, seinem Verdienste gewidmeten, Abschnittes ganz von selbst machen.

Er wurde im Jahre 1754 zu Ziztsnow in Hinterpommern geboren, und betrat in einem Alter von achtzehn Jahren seine militärische Laufbahn bei dem Infanterie-Regiment von Stojentin in Stendal. Er hatte dazu keine andre Vorbereitungen erhalten, als die, welche das Cadetten-Corps in Berlin gewährt: eine Anstalt, die, wie mangelhaft sie auch noch jetzt seyn mag, in jenen Zei-

ten noch so ganz das Gepräge feudalistischer Barbarei trug, und schwerlich etwas mehr als gute Corporale bildete. Ungemein lebhaft und eben so pünktlich im Dienste, erregte der junge Rüchel so große Erwartungen von sich, daß man es der Mühe werth hielt, seine Anlagen weiter auszubilden. Dies geschah dadurch, daß man ihn, mit mehreren andern jungen Officieren von der Saldernschen Inspektion nach Magdeburg schickte, um sich daselbst, unter der Leitung eines Stabsofficiers vom Ingenieurcorps, mit den höheren militärischen Wissenschaften bekannt zu machen. Wie auch der Unterricht seyn mochte, den man zu Magdeburg ertheilte, so ist doch wenigstens so viel ausgemacht, daß Rüchels Kopf für die strenge Wissenschaft nicht organisirt war. Er hatte allzu viel Feuer, um dem langsamen Gange der Wissenschaften geduldig zu folgen und

keine Lücken in seiner Kenntniß zu gestatten.

Nach seiner Zurückkunft von Magdeburg stellte ihn sein General als Adjutanten des Regiments an, und bald darauf ward er im Baierischen Kriege Adjutant des Generals von Knobelsdorf. Als solcher, wohnte er den Affären bei Grumbach und bei Gabel bei, von welchen die letztere nicht ganz unbedeutend war.

Nach dem Teschener-Frieden beschäftigte er sich mit der Unterweisung einiger jungen Officiere seines Regiments. Im Jahre 1781 wurde er von Friedrich dem Zweiten nach Potsdam berufen, und nach einer kurzen Unterredung, welche dieser König mit ihm gehabt hatte, zum Capitain und Quartiermeister-Lieutenant ernannt. Als solcher, befaßte sich Rüchel mit dem Studium der Fortifikations-Wissenschaften.

Mit welchem Erfolg? — das läßt sich nur vermuthen. Die glänzendste Partie in Rüchel blieb immer die Energie seines Gemüths. Das Selbstvertrauen, womit er bei jeder Gelegenheit auftrat, mußte der großen Menge um so mehr gebieten, je weniger sie von dem Fundament desselben unterrichtet war, und je weniger man sich vor einigen und zwanzig Jahren einfallen ließ, über die nothwendigen Eigenschaften eines tüchtigen Militärs nachzudenken, dessen Wesen, wie man damals wähnte, mehr oder weniger in der Corporalität — sit venia verbo — abgeschlossen war. Man hatte von Rüchels militärischen Einsichten eine so gute Meinung, daß, nach Friedrichs des Zweiten Tode, Friedrich Wilhelm der Zweite ihm die Bearbeitung des allerzartesten Zweiges der Militär-Organisation, die Verbesserung der sämmtlichen adelichen Militär-Erziehungsan-

stalten übertrug. Sein Werk ist die Veränderung, welche seit dem Jahre 1789 mit denselben vorgenommen wurde. Das Gute, welches daraus hervor gegangen ist, kommt unbedingt auf seine Rechnung. Indeß muß man bei Abschätzung dieser Schöpfung nicht vergessen, Einmal, daß es lauter Adeliche waren, welche in den Cadetten-Häusern erzogen wurden; zweitens, daß es den Regiments-Chefs überlassen blieb, dreizehn bis vierzehnjährige Junker in ihren Regimentern anzustellen, wodurch der Antrieb der Cadetten zum Fleiße nicht wenig geschwächt werden mußte.

Rüchel war noch mit der neuen Organisirung des Cadetten-Corps beschäftigt, als er im Jahre 1790 den Befehl erhielt, den Aufbruch der Schlesischen Regimenter zu beschleunigen, die sich damals unter den Generalen von Dallwig und Graf Anhalt bei Neisse

und Glaz zu zwei Corps versammeln sollten. Der Reichenbacher-Congreß gab der Politik des Preussischen Cabinets eine andre Richtung; Rüchel aber hatte von der Mobilmachung der Schlesischen Regimenter den Vortheil, nach der Zurückkunft des Königs 1791 mit Gehaltsvermehrung zum Flügeladjutanten ernannt zu werden. Als solcher, begleitete er Friedeich Wilhelm den Zweiten im folgenden Jahre zuerst nach Ansbach, und bald darauf nach Mainz, zu einer Zusammenkunft mit dem Römischen Kaiser. Der Krieg gegen Frankreich wurde erklärt. Rüchel wohnte in Begleitung des Königs noch der Belagerung von Longwy bei, wurde aber von hier aus als Militär-Gesandter zu dem Landgrafen von Hessen-Cassel geschickt, in dessen Gefolge er sich bei der Aktion der Hessen bei Clermont und Verdün befand. Unterdessen bedrohete

Cůstine, von Mainz aus, nicht bloß Coblenz, sondern auch die Bergfestung Ehrenbreitstein. Beide Punkte zu retten, bedurfte man eines růstigen Anführers. Die Wahl Friedrich Wilhelms des Zweiten fiel auf den Major Růchel. Durch forcirte Mårsche genůgte Růchel den ihm ertheilten Auftrag. Die Stellung, welche die Hessischen Truppen damals zwischen dem Rhein und der Mosel nahmen, lähmte Cůstine'n in seinen Operationen, und Friedrich Wilhelm der Zweite belohnte die Thåtigkeit seines Flůgeladjutanten dadurch, daß er ihn zum Oberstlieutenant machte, ohne des Anciennitåts-Gesetzes zu achten. Der Landgraf von Hessen fůgte den Hessischen Militår-Orden hinzu. Cůstine warf sich, in seinen Entwůrfen gehemmt, nach Frankfurt, welches er ohne allen Widerstand einnahm. Da er von diesem Punkte Hanau und Gießen bedro-

hete, so mußten außerordentliche Anstalten getroffen werden, ihn hinter den Rhein zurück zu werfen. Die Hessen-Darmstädtischen Truppen vereinigten sich mit den Hessen-Casselschen, um den Feind, bis zur Ankunft des linken Flügels der Preussen unter dem Generallieutenant von Kalkreuth, aufzuhalten. Doch die Subsistenz in den Gebirgen hinter der Lahn war allzu beschwerlich, als daß man, um dem Hungertode zu entgehen, nicht das Außerordentliche hätte wagen sollen. Bei diesen Umständen wurde die Erstürmung von Frankfurt beschlossen, und durch die braven Hessen, unter dem Commando des Generals von Biesenrodt, glücklich ausgeführt. Rüchel, welcher sowohl an dem Entwurf, als an der Ausführung wesentlichen Antheil hatte, wurde durch die Vorrückung seines Patents bis nahe zum Obersten belohnt.

Jetzt

Jetzt schon sah man in ihm den werdenden General. Was durch ihn ausgeführt worden war, würde man im siebenjährigen Kriege keine Großthaten genannt haben; allein der Maßstab hatte sich seitdem auf's wesentlichste verändert, und, was besonders in Anschlag gebracht werden muß, die Zeiten waren noch nicht gekommen, wo der Krieg nach ganz neuen Grundsätzen geführet wurde, denen nur ganz frische Geister gewachsen waren.

Mit dem Anfange des Jahres 1793 wurde Rüchel zum Obersten avancirt, und wohnte, nach mehreren Missionen an die Höfe Deutscher Fürsten, den Aktionen der Preussen bei Weiler und Alzheim bei. Als hierauf die Franzosen, um das Belagerungs-Depot zu Rüsselsheim zu zerstören, ihre Versuche auf die Mainspitze richteten, unterstützte Rüchel den Generalmajor von Röder

bei Vertreibung der Feinde von einer Rheininsel. Kurz darauf wurde ihm das Commando der Gustavsburg übertragen, welche er gegen alle Angriffe vertheidigte. Wie Mainz überging, davon kann hier die Rede nicht seyn. Nach der Eroberung dieser wichtigen Festung ernannte Friedrich Wilhelm der Zweite den Obersten von Rüchel zum Generalmajor, indem er ihm vorläufig eine Brigade bis zur Einschließung von Landau, wo er den linken Flügel der Blokade zu befehligen hatte, anvertraute. Unmittelbar darauf erhielt der Generalmajor Rüchel das Regiment des gegen den Feind bei Ensheim gebliebenen Generals von Wegner; und man sieht aus dieser raschen Beförderung, wie groß das Vertrauen seyn mußte, welches Friedrich Wilhelm in Rüchels Geschicklichkeit setzte. Wurmsers Rückzug hatte die Aufhebung der Blokade von Landau zur

Folge. Rüchel machte die Arrieregarde der Armee bis zu Frankenthal. Der Angriff, den die Franzosen daselbst machten, wurde besonders durch seine Bravour zurück geschlagen; und diese ward so allgemein anerkannt, daß Friedrich Wilhelm ihm mit Vergnügen den Rothen-Adlerorden ertheilte. Er hatte, als dies geschah, noch nicht sein vierzigstes Jahr zurück gelegt. Und wenn man bedenkt, mit welcher pedantischen Strenge das Anciennitäts-Gesetz im Uebrigen in der Preussischen Armee befolgt wurde, so darf man sich schwerlich wundern, daß so mannichfaltige Auszeichnungen, in so kurzer Zeit auf ihn zusammen gehäuft, auf außerordentliche Eigenschaften und Fähigkeiten zurück schließen liessen. Wenigstens mußte man wünschen, daß der Rückschluß richtig sey. Wir werden übrigens weiter unten sehen, wie Friedrich Wilhelm den General Rüchel durch

so schnell auf einander folgende Gnadenbezeigungen nur vereitelte, und in welche unangenehme Lagen dieser König seinen Nachfolger brachte.

Die Affäre bei Kreuznach, in welcher dem General Rüchel die Zügel aus der Hand geschossen wurden, und er zuletzt Gefahr lief, in Gefangenschaft zu gerathen; die Schlacht bei Kaiserslautern, in welcher ihm der Angriff auf den Mittelpunkt zufiel; vorzüglich aber die Aktion bei Martinshöhe, in welcher er zwei Schwadronen des Dragonerregiments Prinz Ludwig, mit dem Stocke, anstatt des Degens, in der Hand, mit großem Erfolg gegen die Franzosen anführte, vollendete seine Reputation; und hätten sich die Lobeserhebungen, welche seinen militärischen Talenten gemacht wurden, nur innerhalb gewisser Gränzen gehalten, so würden sie sehr gerecht gewesen seyn. Unglücklicher Weise ver-

wechselte man aber in Gedanken immer den tüchtigen Divisions-General, welches Rüchel wirklich war, mit dem General überhaupt, welches er gar nicht war. Er selbst, ohne einen andern Maßstab als den der königlichen Gnade, wurde aufgeblasen und anmaßend in eben dem Grade, in welchem er hätte herablassend und bescheiden werden sollen. Hierdurch hat er, das läßt sich nicht leugnen, der Preussischen Armee nur allzu sehr geschadet: denn durch sein Beispiel pflanzte sich das Vorurtheil fort, daß die Bravour die erste Eigenschaft des Officiers sey; und mehr bedurfte es nicht, um der militärischen Wissenschaft, die besonders in unsern Zeiten so nothwendig ist, sehr viele Bekenner und Freunde zu entziehen. Er soll mehr als Einmal geäußert haben, daß er sich anheischig mache, ganz Frankreich mit einer Armee von vierzig tausend Mann

zu erobern. In so fern diese Aeußerung gegründet ist, legt sie eben kein vortheilhaftes Zeugniß für seine Beurtheilungskraft ab, wie sehr sie auch für seinen Muth sprechen mag.

Während des Winters 1795 hielt der Generalmajor von Rüchel die Inseln bei Mainz besetzt, und im nächsten Frühjahr folgte er dem Marsche nach Westphalen. Der am 5ten April 1795 geschloßne Baseler-Friede machte dem abenteuerlichen Kriege, welchen Preussen gegen Frankreich unternommen hatte, ein Ende. Rüchel führte sein Regiment nach Anklam in die Garnison zurück, und kam im folgenden Jahre nach Stettin. Zur Belohnung für seine im Feldzuge am Rhein bewiesene Bravour, schenkte ihm der König ziemlich bedeutende Güter in Südpreussen, die er verkaufte. Noch erheblicher waren die Vortheile, deren er durch die gute Mei-

nung genoß, die man von seinen militärischen Talenten hatte; denn dieser Meinung verdankte er nicht allein eine sehr schnelle Beförderung zum Range eines Generallieutenants, sondern auch das anhaltende Vertrauen der Könige von Preussen. Friedrich Wilhelms des Zweiten Tod schadete ihm in der That so wenig, daß er in der Achtung des jungen Königs nur noch höher stieg, und sich durch seinen Trotz in dem einmal erworbenen Ansehen behauptete.

Es war wohl natürlich, daß Rüchel den Krieg liebte; denn — wie hätte er ihn nicht lieben sollen, da er ihm so viel verdankte! In wie fern der Krieg dem Staate heilsam sey, oder nicht, darüber stellte er keine Untersuchungen an. Ueberall betrachtete er die Welt mit den Augen eines Edelmanns, der, außer der Ehre, keinen Gegenstand des Interesse kennt, und um die Mittel, Ehre zu

erwerben, sehr unbekümmert bleibt, weil er voraussetzt, daß sie in seiner Bravour enthalten sind. Folgende Anekdote charakterisirt den ganzen Mann, wie er leibt und lebt. Es entstand zwischen ihm und dem Obersten von Massenbach eine Unterredung über den Kaiser Napoleon. Massenbach, dem man das Zeugniß geben muß, daß er von keinen Vorurtheilen geplagt wird, sprach mit Bewunderung von dem Genie des Kaisers der Franzosen. Rüchel hörte Anfangs ruhig zu; doch zuletzt ergriff ihn die Ungeduld, und, ohne im mindesten zu ahnen, wie sehr er sich, einem klugen Manne gegenüber, Preis gab, sagte er: „Sie irren sich, mein Freund! Denn ich war schon Generalmajor und Ritter des Rothen-Adlerordens, als Napoleon noch Artillerielieutenant war." Er hatte ganz augenscheinlich keinen Begriff von dem Verhältniß eines Genie's zu der

Würde eines Generalmajors und Ritters vom Rothen=Adlerorden; und, da er so früh zu dieser Würde empor gestiegen war, so glaubte er noch immer, über Napoleon zu stehen. Ueberhaupt ist eine gewisse Naivetät ein hervorstechender Zug in seinem Charakter; und damit hängt auf's genaueste zusammen, daß er den Generallieutenant nie mit dem Menschen in sich in Harmonie zu setzen gelernt hat. Er ist anmaßend, und wird dadurch nicht selten beleidigend; aber er ist zugleich so weich, daß, wenn man ihn wegen seiner Grobheit auf eine angemessene Weise zur Rede stellt, man ihn leicht zu Thränen bewegen kann. Daher finden alle diejenigen Personen, die ihn näher kennen gelernt haben, ihn nicht nur gut, sondern sogar liebenswürdig. Hierzu kommt noch, daß, in seinem Ideal eines tüchtigen Soldaten, die Freigebigkeit ein nothwendiges

Ingredienz zu dem Charakter desselben ist, und daß er also Freigebigkeit übt, wo er nur kann.

Er würde in Widerspruch mit sich selbst gerathen seyn, wenn er Napoleons Verehrer hätte werden sollen. Unfähig, sich einen deutlichen Begriff von dem militärischen Genie dieses Kaisers zu machen, eben so unfähig, den Unterschied zwischen der Französischen und der Preussischen Armee zu erkennen, sah er in Napoleon, wenn ich nicht sehr irre, nur einen Nebenbuhler seines Ruhmes, und in den Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts nur die Franzosen unter Cüstine, wo nicht gar unter Richelieu und Soubise.

Und in dieser verkehrten Ansicht wurde er nicht allein durch seine Umgebung, sondern sogar durch Schriftsteller bestärkt, die, wie Julius von Voß, nichts so sehr wünschten, als Napoleon und

den General Rüchel im Kampfe einander gegenüber zu sehen. Einen auffallenden Beweis gab er davon im Jahr 1805. Die Schlacht bei Ulm war geliefert; die Russen wurden unter fortdauernden Gefechten bis nach Mähren verfolgt, und Preussen hatte sich anheischig gemacht, dem Riesenkampfe gegen Frankreich beizutreten. Unter diesen Umständen veranstaltete der Herzog von Braunschweig in der Nähe von Potsdam eine Conferenz, welcher, außer mehreren andern Officieren des Generalstabes, auch Rüchel und der Oberst von Massenbach beiwohnten. Es war die Frage, was unter den gegenwärtigen Umständen zu thun sey; und der Herzog forderte den Obersten von Massenbach auf, seine Meinung zu sagen. Massenbach, der so eben von Erfurt zurück gekommen war, hatte unterwegs Zeit gehabt, diesem Gegenstande nach-

zudenken. Er bemerkte: „daß die beiden Armeen in Mähren einander gegenüber ständen; daß eine entscheidende Schlacht nicht lange ausbleiben könnte; daß sich in Hinsicht des Ausganges nur zwei Fälle denken liessen: nämlich, daß Napoleon von den Russen geschlagen würde, oder, daß er die Russen schlüge; daß im ersteren Falle den Franzosen das von dem Marschall Ney eroberte Tyrol zu einem Rückzuge nach Italien offen stände, so daß sie den Preussen unerreichbar wären; daß im letztern Falle — —" Bei diesen Worten des Obersten war der Generallieutenant Rüchel mit seiner Geduld zu Ende. Wie! rief er; dieser Napoleon die braven Russen schlagen? Der Herzog von Braunschweig besänftigte ihn dadurch, daß er ihm vorstellte, es sey ja hier nicht von einer Thatsache, sondern von einer bloßen Voraussetzung die Rede.

Als der Herzog den Obersten bat, in seiner Auseinandersetzung fortzufahren, bestimmte dieser zunächst die Punkte, auf welchen die sieghaften Franzosen mit dem besten Erfolg von den Preussen angegriffen werden könnten, und zeigte alsdann aus der Natur der Entfernungen, daß Napoleon immer den Vorsprung haben würde. Er war in seinen Angaben der Entfernungen so genau, daß er die ganze Versammlung durch seine detaillirte Kenntniß derselben in Erstaunen setzte. Auch Rüchel theilte dieses Erstaunen; doch, voll Erbitterung gegen Napoleon im Herzen, machte er sich dadurch Luft, daß er, mit der Miene der Verachtung, sagte: „die Distancen kenn' ich freilich nicht; aber —" Unstreitig wollte er hinzusetzen, daß es ihm deshalb nicht weniger gelingen sollte, die Franzosen zu schlagen; als der Herzog von Braunschweig ihn mit der Be-

merkung unterbrach, daß gleichwohl die Kenntniß der Entfernungen sehr nothwendig sey, um den Erfolg einer gewagten Unternehmung mit einiger Sicherheit vorher zu bestimmen.

Ich erzähle dies bloß, um zu zeigen, wie Rüchels Gemüth den Ausschlag über seinen Verstand gab, und wie wenig kalte Ueberlegung sich von einem General erwarten ließ, der, um aufstoßenden Schwierigkeiten gewachsen zu seyn, kein besseres Mittel kannte, als sich mit seinen Gedanken darüber hinaus zu setzen. Uebrigens war das Resultat dieser Conferenz, wie immer: es wurde nichts beschlossen, weil der Herzog von Braunschweig nichts übereilen wollte.

Indessen ging der Generallieutenant Rüchel zur Armee ab, weil man nicht wissen konnte, welchen Ausgang die Negociationen des Grafen von Haugwitz

haben würden. Als bald der Wiener-Vertrag zu Stande kam, und Rüchel genöthigt war, unverrichteter Heldenthat nach Potsdam zurück zu kehren: zeigte sich sogleich, wie tief er sich durch Friedrich Wilhelms Friedensliebe gekränkt fühlte. Begleitet von seinen Adjutanten, erschien er im Pallaste des Königs. „Wo ist der König?" fragte er mit gebietender Stimme. Mit freundlicher Miene ging ihm der General von Köckeritz entgegen, nannte ihn: Herr Bruder! und fragte höflich, was er zu melden habe. „Wo ist der König?" fragte Rüchel von neuem, mit steigendem Ernste; „ich muß ihn sprechen; die Brüderschaft steht der Wohlfahrt des Staates nach." Der König befand sich im nächsten Zimmer. Der Lärm, den der Generallieutenant von Rüchel verursachte, zog ihn herbei. Kaum war er ins Vorzimmer getreten,

als Rüchel ihn mit starkem Pathos in folgenden Worten anredete: „ich komme, Ewr. Majestät den Schmerz auszudrücken, welchen Ihre Armee über den verfehlten Feldzug empfindet.” Beleidigt durch diese Anrede, fragte Friedrich Wilhelm: seit wann die Armee es übernommen habe, die Entschlüsse seines Cabinets zu leiten. Er fügte einen Verweis für den Generallieutenant hinzu, und entfernte sich darauf, ohne das Weitere anzuhören.

So viel Arroganz, als Rüchel bei dieser Gelegenheit bewiesen hatte, würde unter einer andern Regierung wenigstens durch Entlassung bestraft worden seyn; aber, anstatt dessen, bemühete sich der General von Köckeritz, den aufgebrachten Rüchel zu besänftigen, und den König mit ihm, ihn selbst aber mit dem Grafen Haugwitz auszusöhnen, den er durch Zuwendung des Rückens öffentlich belei=

beleidigt hatte. Vielleicht hätte der General von Rüchel dies Mal seinen Zweck nicht erreicht, wenn die Parthei der Königin ihm nicht zu Hülfe gekommen wäre.

Beim Ausbruche des Krieges befand sich Rüchel an der Spitze eines Corps, welches zur Unterstützung der Hohenlohischen Armee bestimmt war; und bekanntlich verspätete er sich am Tage der Schlacht um mehrere Stunden: er kam erst in dem Augenblick an, wo alles bereits verloren war und die eben genannte Armee sich nach allen Seiten hin zerstreuete. Viele behaupten, daß er dies absichtlich gethan habe; Einige führen sogar die Worte an, in welchen er sich über Hohenlohe's militärisches Talent an dem Tage der Schlacht erklärt haben soll. Was erzählt wird, kann, als Thatsache, ungegründet seyn; aber als bloße Gesinnung wi-

derspricht es dem eigenliebigen Charakter des Generals Rüchel gar nicht. Der Erfolg zeigte, wie wenig er geeignet war, das Verlorne wieder zu gewinnen. Ohne irgend einen Vortheil abzusehen, opferte er einen beträchtlichen Theil seines Corps auf, und er selbst sank, von einer Flinten- oder Kartätschenkugel getroffen, nur allzu bald vom Pferde. Seine Großsprecherei fand ihren Lohn auf der Stelle.

Er gerieth in Französische Gefangenschaft. Wie er derselben entkommen seyn mag, ist bisher unbekannt geblieben. In Königsberg beschäftigte er sich Theils mit der Organisation neuer Regimenter, Theils mit Leitung der öffentlichen Meinung, indem er den ganzen Winter hindurch die Königsbergische Zeitung redigirte. Viele der von ihm gelieferten Artikel sind höchst pikant, in so fern sie nicht nur über die Ansicht

des Generals von den Weltbegebenheiten, sondern auch über die, welche er von seinem eigenen Metier hat, Aufschluß geben. Sein Betragen gegen Französische Kriegsgefangene, besonders aber gegen den General Victor, muß sehr beleidigend gewesen seyn, da es eine so scharfe Rüge, wie die oben erwähnte, nach sich zog. Sie war kaum im Moniteur erschienen, als ein gewisser Ernst von Ernsthausen, Schwager des Generals, für ihn in die Schranken treten wollte, um den anonymen Verfasser des im Moniteur abgedruckten Artikels als einen boshaften Verläumder heraus zu fordern. Die Herausforderung sollte in die Berlinischen Zeitungen eingerückt werden; doch die Französische Regierung befand es für gut, den Artikel zu unterdrücken. Die ganze Sache war in der That um so lächerlicher, da man ohne allen Scharf-

Scharfsinn voraussetzen konnte, daß der Urheber des mehr erwähnten Artikels kein Andrer sey, als der Französische Kaiser selbst. Napoleon also sollte sich mit dem Herrn Ernst von Ernsthausen schlagen, weil er den Verdiensten des Herrn Generals von Rüchel nicht Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen! Die Welt lachte vor dreihundert Jahren, als der Herr von la Mark Karl'n dem Fünften feierlichst den Krieg ankündigte; sie würde aber noch weit mehr gelacht haben, wenn die Herausforderung des Herrn Ernst von Ernsthausen bekannt geworden wäre. — Wie lange wird es noch dauern, bis die Deutschen Edelleute den Geist der Zeit gehörig beurtheilen lernen *)!

*) Die den General Rüchel betreffende Stelle ist dem 87sten Armee-Bülletin angehängt, und lautet folgendermaßen:

En général, autant les prisonniers françois se louent des Russes, autant

Faßt man alles zusammen, was bisher über den General Rüchel bemerkt worden ist, so gelangt man zu der Ue-

ils se plaignent des Prussiens, surtout du Général Ruchel, officier aussi méchant et fanfaron, qu'il est inepte et ignorant sur le champ de bataille. Des corps prussiens qui se trouvoient à la journée d'Jena, le sien est celui qui s'est le moins bravement comporté. En entrant à Koenigsberg, on a trouvé aux galères, un caporal françois, qui y avoit été jetté parceque, entendant les sectateurs de Ruchel parler mal de l'Empereur, il s'étoit emporté, et avoit declaré ne pas vouloir le souffrir en sa présence. Le Général Victor qui fut fait prisonnier dans une chaise de poste par un guet-à-pens, a eu aussi à se plaindre du traitement qu'il a reçu du Général Ruchel, qui étoit gouverneur de Koenigsberg. C'est cependant le même Ruchel qui blessé grièvement à la bataille d'Jena, fut accablé de bons traitements par les François; c'est lui qu'on laissa libre, et à qui, au lieu d'envoyer des gar-

berzeugung, daß er zu allen Zeiten ein vortrefflicher Divisions-General war; daß er, indem man noch et-

des, comme on devoit le faire, on envoya des chirurgiens. Heureusement que le nombre des hommes auxquels il faut se répentir d'avoir fait du bien, n'est pas grand. Quoi qu'en disent les misanthropes, les ingrats et les pervers forment une exception dans l'espèce humaine.

(Für Leser, die der Französischen Sprache nicht mächtig sind, fügen wir eine Uebersetzung bei.)

„So sehr die Französischen Gefangenen, im Ganzen, mit den Russen zufrieden sind, so sehr beschweren sie sich über die Preussen, besonders über den General Rüchel, einen Officier, der eben so bösartig und prahlerisch, als auf dem Schlachtfelde albern und unwissend ist. Unter allen Preussischen Corps, die an der Schlacht bei Jena Theil gehabt haben, hat sich das seinige am wenigsten brav gehalten. — Als man in Königsberg einrückte, fand man auf den Galeeren einen Französischen Korporal, der deshalb hinauf gebracht

was mehr aus ihm machen wollte, aus allen seinen Fugen gerissen wurde; daß die vielen Auszeichnungen, die er erhielt,

worden war, weil er, als in seiner Gegenwart Rüchels Anhänger schlecht von dem Kaiser sprachen, in Hitze gerathen war, und erklärt hatte: das werde er nicht dulden! — Auch der General Victor, der in einer Post-Chaise, durch einen schlechten Streich, zum Gefangenen gemacht worden, hat sich über die Art zu beschweren, wie er von dem General Rüchel, damaligem Guvernör von Königsberg, behandelt worden ist. Und das ist eben der Rüchel, der, als er in der Schlacht bei Jena schwer verwundet war, von den Franzosen aufs beste behandelt wurde: der, den man frei ließ, und dem man — nicht eine Wache, die man ihm hätte geben sollen, sondern Wundärzte schickte! Zum Glück ist die Anzahl der Menschen, denen man, Gutes erwiesen zu haben, bereuen muß, nicht groß. Was auch Misanthropen sagen mögen: — die Undankbaren und Schlechtdenkenden sind nur eine Ausnahme von dem Menschengeschlechte."

verbunden mit den übertriebenen Lobeserhebungen, die ihm von Freunden und Schmeichlern zu Theil wurden, seinen moralischen Charakter verderbten, indem sie ihn anmaßend und herrisch machten; daß, wenn man ihn auch nicht von den

Da ich vor einiger Zeit Gelegenheit gehabt habe, auch die Herausforderung des Herrn Ernst von Ernsthausen kennen zu lernen, so theile ich dieselbe, als ein kostbares Document des Zeitgeistes — nein! sondern nur der Denkungs- und Beurtheilungsart des Adels im neunzehnten Jahrhundert, mit. Sie lautet also:

Aufforderung.

In dem Blatte Nro. 122 des Hamburger Correspondenten, unter dem Artikel Paris, den 24. July, findet sich ein angebliches Schreiben, welches mehrere unrichtige Angaben und heftige Schmähungen gegen den Königlich-Preussischen General von der Infanterie von Rüchel Excellenz enthält. Meine innige Ueberzeugung von dem reinen Patriotismus und der hohen Redlichkeit dieses braven Kriegers und einsichtsvollen Generals macht mir es

Fehlern der Prahlerei und Uebereilung freisprechen kann, dennoch der Vorwurf der Undankbarkeit allzu hart ist, als daß man aus seinem Betragen gegen die Franzosen in Königsberg nicht lieber auf einen übelverstandenen Patriotis-

zur Pflicht, den Verfasser jenes anonymen Aufsatzes öffentlich aufzufordern, seinen Namen zu nennen, wie ich hiermit den meinigen nenne, damit ich in den Stand gesetzt werde, ihn von der schändlichen Verläumdungssucht zurück zu führen, oder als den boshaftesten Lügner und niedrigsten Schurken bekannt zu machen. Um ihm übrigens diese Aufforderung sicher in die Hände zu bringen, sende ich solche zur Bekanntmachung in die gelesensten öffentlichen Blätter Europens, und lasse sie zugleich, auf den Fall ihrer Nichteinrückung, noch besonders abdrucken und so weit als möglich verbreiten.

Treptow an der Rega, den 18. Aug. 1807.

Ed. Wilh. Ernst v. Ernsthausen,
Königlich Preussischer Lieutenant, und Generaladjutant bei dem Husaren-Regiment von Blücher Exc.

mus zurückschließen möchte, der ihm nur allzu eigen war; kurz, daß er zu den vielen Menschen gehört, welche, auf eine ungewöhnliche Weise vom Glücke begünstigt, dem Ruhme, worin sie stehen, nicht gewachsen sind. Er hat durch seinen blinden Haß gegen Frankreich, und durch die allzu vortheilhafte Meinung, die er von seinen Talenten hatte, sehr viel zu dem Kriege beigetragen, durch den sein Vaterland verwüstet worden ist, und noch verwüstet wird; vorzüglich, indem er den König durch allerlei schneidende Bemerkungen ängstigte, die sich besser empfinden, als darstellen lassen. Als ein Edelmann, seinem ganzen Wesen nach, kannte er keine andre Ehre, als die, welche das Feudalwesen in Gang gebracht hat; und dies Phantom verhinderte ihn vielleicht mehr, als alles Uebrige, sich einen deutlichen Be=

griff von der modernen Art des Krieges zu machen. Mit umfassendern Einsichten würde er unstreitig bescheidener gewesen seyn. Doch es war das Eigenthümliche des Preussischen Staates, sich selbst eine militärische Monarchie zu nennen, während das Studium der militärischen Wissenschaften, wenn gleich Einzelne es trieben, doch nirgends weniger zu Hause gehörte, als eben in diesem Staate, der davon nicht viel mehr kannte, als die täglichen Quälereien der Garnison, und die mechanischen Uebungen bei den Revüen.

Nach dem Frieden von Tilsit verlangte und erhielt der General von Rüchel seinen Abschied, welchem Friedrich Wilhelm eine bedeutende Pension hinzufügte. Jetzt lebt Herr von Rüchel auf seinen Gütern in Pommern. Es hat ihm nicht an Gelegenheit gefehlt, ein be-

deutendes Vermögen zu erwerben: doch dergleichen hat er mit echt-Deutschem Sinne verschmähet; und dies möchte denn wohl die glänzendste Partie in seinem Charakter seyn.

IX.

Der Generallieutenant von Blücher.

Der Herausgeber der Minerva hat für gut gefunden, von seinem über die sämmtlichen Preussischen Generale ausgesprochenen Urtheile zu Gunsten des Generallieutenant von Blücher eine Ausnahme zu machen: denn er nennt ihn, wenn ich nicht irre, den Einzigen, in welchem der alte Geist der Preussischen Armee wehe; und jenes Unglück, das dieser General über Mecklenburg und Lübeck gebracht hat, verschlägt ihm so wenig, daß er es kaum der Rede werth findet. Wir wissen nicht genau,

wie dieser Schriftsteller zu so viel Großmuth und Freigebigkeit gekommen ist. Vielleicht hatte die Anwesenheit des Generallieutenants von Blücher in Hamburg einen nur allzu wesentlichen Antheil daran. Die Betrachtungen am Grabe der Preussischen Armee waren abgedruckt, und verbreitet. Wie leicht konnte Blücher auf den Einfall gerathen, die Insolenz zu ahnden, womit der Verfasser sich erklärt hatte! Der Strafe zu entgehen, gab es kein besseres Mittel, als den entschlossenen General durch den Tribut einiger, dem ersten Anschein nach, freiwilliger, Lobeserhebungen zu bestechen. Wie gesagt, wir wissen nicht mit Gewißheit, was von Seiten des Herrn von Archenholz die Lobrede auf Blüchern motivirt hat; doch der Eifer, mit welchem er seine Huldigung darbrachte, hat uns, das gestehen wir, auf eine gewisse Poltron-

nerie schließen lassen, die, wie hergebracht sie auch in der Schriftstellerwelt seyn mag, einen ehemaligen Hauptmann in Preussischen Diensten sehr schlecht ansteht.

Ohne jemals in den Diensten irgend eines Monarchen gestanden zu haben, und ohne für oder wider den Generallieutenant von Blücher eingenommen zu seyn, wollen wir einen Versuch machen, den Charakter dieses Generals in das ihm gebührende Licht zu stellen: nicht etwa, um den Herrn von Archenholz zu widerlegen, dessen Vorurtheile in Gottes Nahmen auf sich beruhen mögen; sondern, die schon früher aufgestellte Wahrheit zu erhärten, daß in der Preussischen Armee ein Minimum von militärischer Wissenschaft war, als man sich mit Frankreich in einen Kampf auf Leben und Tod einließ.

Der Generallieutenant von Blücher

wurde im siebenjährigen Kriege als Junker irgend eines Schwedischen Regiments gefangen genommen, und, wie man mir erzählt hat, von dem Preussischen General Belling, der ihn lieb gewann, gewaltsam im Preussischen Dienste angestellt. Nach dem Frieden war das Faraospiel eine Hauptbeschäftigung für den jungen Blücher. Ein Faraospieler und ein Soldat haben die größte Aehnlichkeit mit einander; denn für Beide gilt der Grundsatz: horae momento aut cita mors, aut victoria laeta! In dieser Hinsicht könnte man, ohne im mindesten parador zu seyn, sogar behaupten, daß das Faraospiel eine sehr angemessene Beschäftigung für den Soldaten sey; es vergegenwärtigt ihm nämlich sein Metier unaufhörlich, und erhält ihn folglich in der Stimmung, worin man sich befinden muß, wenn man mit Erfolg Soldat seyn will. Ich wüßte

in

in Wahrheit nicht, was man gegen einen in sich selbst so klaren Satz einwenden wollte, wenn das militärische Metier in der Region eines Generals nicht Verrichtungen mit sich brächte, die so rein-geistig sind, daß sie alles umfassen und folglich dem Zufalle so wenig als möglich anheim stellen müssen. Da, da liegt es! Der Soldat kann Faraospieler seyn, so viel er dazu Lust hat: der General darf es niemals seyn; und ist er es gleichwohl, so kann man mit Sicherheit annehmen, daß er in eben dem Maaße ein schlechter General ist, in welchem er ein vortrefflicher Faraospieler genannt werden muß. Die Sache geht ganz natürlich zu. Der Faraospieler, dessen Blick zur Hälfte auf die Hand des Banquiers, zur Hälfte auf die von ihm besetzte Karte gerichtet ist, kann immer nur dahin streben, seinem Gegner einen einzelnen

Vortheil zu entreißen, und, wenn das Glück ihn begünstigt, durch die Summe der einzelnen Vortheile, die er auf sich ableitet, die Niederlage dieses Gegners zu bewirken. Der General hingegen — wohl zu merken, daß ich hier nicht von einem Divisions-General spreche — muß sogleich die Gesammtkraft in's Auge fassen, und auf Mittel sinnen, wie er diese vernichten will, ohne irgend einen einzeln Vortheil davon zu tragen; denn sobald er sich dabei aufhält, ist er der eignen Niederlage um so gewisser. Hiernach nun, behaupte ich, ist es unmöglich, ein guter Faraospieler und ein guter General zugleich zu seyn. Die Fertigkeit in der Einen Virtuosität hebt die Fertigkeit in der andern auf, indem der Geist, wenn ich mich so ausdrücken darf, am Faraotische Falten geschlagen hat, die sich auf dem Schlachtfelde nicht mit einem Mal wieder ausglätten lassen.

Ich füge dem so eben Gesagten noch eine Bemerkung bei, welche mir nicht weniger richtig scheint. Es ist folgende: jeder von den Faraospielern, die um einen runden Tisch gegen den Banquier pointiren, verfolgt seinen besondern Vortheil, und bleibt um seinen Nebenmann unbekümmert. Hieraus folgt in Denen, die den größten Theil ihres Lebens am Faraotische zugebracht haben, eine entschiedene Neigung, sich zu isoliren, das Wort in dem Sinne genommen, wo es so viel heißt, als für sich bestehen; und da am Tage einer Aktion nichts so vortheilhaft ist, als das Concentrische in den Bewegungen, und eben deswegen nichts Nachtheiligeres gedacht werden kann, als das Excentrische in denselben: so begreift man leicht, wie Anführer, die vom Faraotische her eine entschiedene Neigung zum Isoliren haben, selbst als Divisions-Generale ungemein

viel Unglück anrichten können. Das Nachfolgende kann nur als ein Commentar zu diesen Bemerkungen betrachtet werden.

Unter Friedrich dem Zweiten erlebte Blücher die Kränkung, daß ihm, ich weiß nicht wer, im Dienste vorgezogen wurde. Dies empfand er so tief, daß er auf der Stelle seinen Abschied forderte. Sein Privatleben war indeß von kurzer Dauer. Nach Friedrichs des Zweiten Tode, wurde er von Friedrich Wilhelm dem Zweiten wieder angestellt, und zeichnete sich in den Feldzügen am Rhein aus. Die Angriffe, welche er machte, hatten alle Einen und denselben Charakter. Mit Ungestüm auf den Feind losgehen, bei einem allzu heftigen Widerstande zurückweichen, sich in einiger Entfernung wieder aufstellen, die Bewegungen des Feindes beobachten, jede ihm gegebene Schwäche zu einem neuen

Anfall benutzen, mit Blitzschnelle ansprengen, einhauen, über den Haufen werfen, einige Hundert Gefangene machen und dann zurückkehren: — dies war das gewöhnliche Manöver dieses Generals, der in den Affären bei Kirweiler viele Lorbeern einerntete, und, wenn der Charakter des Revolutionskrieges derselbe geblieben wäre, der er bis zum Jahre 1794 war, immer eine bedeutende Reputation behauptet haben würde.

Man hat in ihm sehr oft den wieder aufgelebten Zieten gesehen; ich glaube indeß, daß eine genauere Vergleichung zwischen Beiden durchaus zu Zietens Vortheil ausfallen muß. Jene Ruhe, jene kalte Ueberlegung, jenes Umfassen des Ganzen, jener Feuereifer im Augenblick der Aktion, und jene besonnene Beschränkung auf den ihm angewiesenen Wirkungskreis, wodurch Zieten vor al-

len Generalen Friedrichs des Großen so sehr hervor ragt, waren niemals Eigenschaften des Generallieutenant von Blücher. Zieten war für seine Zeiten ein Kriegskünstler; von Blücher wird man künftig nichts weiter sagen können, als daß er ein braver Divisions-General war.

Ich habe oben erzählt, wie er die Schlacht bei Auerstädt übereilte und dadurch eine Niederlage veranlaßte, welche die Besonnenheit des Herzogs von Braunschweig abzuwenden suchte. Jetzt will ich erzählen, wodurch eben dieser General die Capitulation bei Prenzlau veranlaßte. Der Fürst von Hohenlohe war bis Ruppin vorgerückt, als er über die Entfernung, worin Blücher sich von ihm hielt, unruhig wurde, indem er wohl einsah, daß er ohne den Beistand der Cavallerie Stettin nicht erreichen könnte. Blücher befand sich damals zu

Ganzer. Hohenlohe bat ihn auf's dringendste, so bald als möglich zu ihm zu stoßen, erreichte aber seinen Zweck nicht, indem der Generallieutenant sich mit der Ermüdung seiner Leute entschuldigte. Genöthigt seinen Marsch fortzusetzen, und durch die Nähe der Franzosen geängstigt, ließ der Fürst von Hohenlohe eine zweite Aufforderung an Blücher ergehen, worin er ihm befahl, sogleich nachzukommen. — „Ich fürchte," antwortete Blücher, „einen Nachtmarsch, den ich, um zu Ewr. Durchlaucht zu stoßen, machen müßte, bei weitem mehr, als den Feind, und bitte Sie, mich lieber der Gefahr bloß zu stellen, als mich zu einem Marsch zu zwingen, auf welchem meine Leute sich zerstreuen würden!" Welche Antwort von einem untergeordneten General! Wie kann ein solcher den Nachtmarsch mehr fürchten, als den Feind! wie kann er einen von

beiden fürchten! — Weil nun Blücher den Nachtmarsch mehr fürchtete, als den Feind, so gerieth Hohenlohe in alle die Verlegenheiten, von welchen die Capitulation bei Prenzlau das letzte Resultat seyn mußte; denn ohne die Unterstützung der Cavallerie war es allerdings möglich, eine Schlacht zu liefern, aber durchaus unmöglich, darin zu siegen — um so mehr, da das Hohenlohische Corps an allem Mangel litt.

Die Folgen des Isolirens blieben nicht aus. Blücher sah sich genöthigt, in's Mecklenburgische zu rücken, weil er von Stettin abgeschnitten war; und nun gab er die beiden neutralen Herzogthümer einer Verwüstung Preis, welche, wenn er den ihm befohlnen Nachtmarsch gemacht hätte, nie — wenigstens nie in diesem Maße — erfolgt seyn würde. Als er aus dem Mecklenburgischen vertrieben wurde, warf er sich in das Ge-

biet der freien Reichsstadt Lübeck. Der Zufall wollte, daß er in dieser Stadt mehr Vertheidigungsmittel fand, als er erwartet haben mochte. Sein Entschluß, sich nicht eher zu ergeben, als bis er den letzten Blutstropfen verloren hätte, würde Achtung verdienen, wenn er ihn nicht auf Kosten aller Gerechtigkeit ausgeführt hätte, und wenn dieser Vorsatz, nach der Erstürmung von Lübeck durch die Franzosen, mit der vollendeten Resignation eines Leonidas durchgeführt worden wäre. Die Capitulation bei Travemünde widerspricht aber dem wahren Heldengeist, und erniedrigt die Verwüstungen Mecklenburgs, und die Gräuelscenen in Lübeck zu Gegenständen eines ewigen Abscheues; denn man sieht daraus, daß der General Blücher zwar brav thun, aber — was doch ein braver General können soll — weder vorhersehen, noch zuvorkommen konn=

te: Eigenschaften, welche in den Augen des Herrn von Archenholz sehr geringen Werth haben mögen, und doch alles entscheiden.

Wie hart auch das Schicksal seyn mag, welches die Preussische Monarchie zu Boden geschmettert hat; so würde es doch nicht durchaus zu bejammern seyn, wenn es zu der Ueberzeugung geführt hätte, daß bei allen großen Unternehmungen Einheit der Maßregeln die Hauptsache ist; daß, um diese Einheit hervor zu bringen, eine gebietende Intelligenz an der Spitze stehen muß, um welche sich alle übrige Intelligenzen, wie einzelne Planeten um die Sonne, bewegen; daß man selbst die Einheit aufopfert, wenn man auf Eigenschaften von untergeordneter Natur großen Werth legt; daß bei einem General die Bravheit sich zwar immer ganz von selbst verstehen, aber doch von der

Weisheit geleitet werden muß, wenn sie rechter Art seyn soll; daß Kenntniß und Wissenschaft überall den Ausschlag geben, und daß kein Ersatz für dieselben denkbar ist.

Die zufällige Gefangennehmung des Generals Victor veranlaßte die Auswechselung des Generallieutenant von Blücher. Dieser wurde nach seiner Ankunft in Königsberg, an der Spitze einer Abtheilung, zu Wasser nach Schwedisch-Pommern gesandt, um Stralsund vertheidigen zu helfen und überhaupt die Operationen der Schweden zu unterstützen. Der Friede von Tilsit hob diese Bestimmung wieder auf. Nun war Blücher genöthigt, die Englisch-Schwedische Parthei zu verlassen, und ging mit seiner Abtheilung nach Preussisch-Pommern. Hier ist er bisher in einer Unthätigkeit geblieben, die ihm sehr lästig seyn mag; denn er lebt und

webt im Kriege, und ist gewiß nur in so fern Spieler, als er sich durch das Spiel den Krieg vergegenwärtigt. Ich habe genug von ihm gesagt, um die Ueberzeugung zu bewirken, daß er für den kleinen Krieg ungemeine Fähigkeiten hat. Mit seinen Talenten würde er sich vor einigen Jahrhunderten bleibenden Ruhm erworben haben; in dem gegenwärtigen Jahrhundert aber ist er durch die Höhe zu welcher die Kriegeswissenschaft sich aufgeschwungen hat, nur allzu sehr in Schatten gestellt. Mehr als Einmal wurden ihm in dem Feldzuge am Rhein Kanonen zu seinen Unternehmungen mitgegeben; er wußte aber, nach der Versicherung von Augenzeugen, nie davon Gebrauch zu machen. Dieser Umstand beweiset mehr, als alles Uebrige, wie sehr er mit seiner bloßen Bravour um einige Jahrhunderte zu spät gekommen ist.

X.

Der Graf von Kalkreuth,

General von der Cavallerie.

Es giebt Personen, über welchen vom ersten Tage der Geburt an, ein günstiges Gestirn gewaltet zu haben scheint. Ich sage scheint, weil wir schlechterdings nicht wissen, woher es kommt, daß einzelne Personen sich immer in einem natürlichen Gleichgewichte mit sich selbst befinden, und, weil sie sich niemals übernehmen, zuletzt weder ihr glänzendes Glück zu loben, noch ihr ausgezeichnetes Unglück zu bejammern Ursache haben.

Zu diesen Personen gehört der Generallieutenant von Kalkreuth. Die, welche ihn in der Nähe zu beobachten Gelegenheit gehabt haben, versichern einstimmig, daß er nicht sowohl ein Mann von Genie, als ein offener Kopf sey, der die Kunst verstehe, sich fremde Ideen anzueignen und so zu verwandeln, daß sie von ihm selbst entsprungen zu seyn scheinen. Und man urtheilt über den General Kalkreuth gewiß richtig, indem man so über ihn urtheilt; denn wäre er das, was man einen Mann von Genie nennt, so würde er auch alle die Fehler haben, welche mit einer solchen Eigenthümlichkeit unauflöslich verbunden sind. Da er nun diese Fehler nicht hat, so wird er selbst damit zufrieden seyn, daß man, der Wahrheit zu Liebe, ihn lieber einen offenen Kopf nennt.

Während des siebenjährigen Krieges

hatte der Graf von Kalkreuth, als General-Adjutant des Prinzen Heinrich von Preussen, Gelegenheit das „Principem defendere, tueri, *sua* quoque fortia facta gloriae *ejus* assignare," auszuüben, worin Tacitus, wie bekannt, das Wesen der alten Germanischen Vasallen setzt. Nicht selten befand sich der Prinz in einem Zustande, worin er seiner gar nicht mächtig war. In solchen Augenblicken trat der Graf von Kalkreuth vor; und wenn der Prinz in der Folge, aus dem Munde seines königlichen Bruders, im Angesichte von ganz Europa, das ehrenvolle Zeugniß erhielt, als Feldherr nie einen Fehler begangen zu haben: so hat der Graf Kalkreuth, als Führer dieses Prinzen in hoch kritischen Augenblicken, gewiß einen sehr wesentlichen Antheil an dem beneidenswürdigen Lobe. Er hat indeß diesen seinen Antheil nie, weder öffentlich noch

in Privat-Unterredungen, reklamirt, und überhaupt sein Verhältniß zu dem Prinzen Heinrich, mit so viel wahrer Diskretion behandelt, daß man sich an der Bescheidenheit versündigen würde, wenn man das Wenige, was darüber im Publikum bekannt geworden ist, weiter verbreiten wollte. Nur die Hochachtung, womit der Graf von Kalkreuth bei jeder Gelegenheit von den beiden Generalen Kleist und Seidlitz gesprochen hat, kann uns zu der Bemerkung verführen, daß diese besonders es waren, durch deren Umgang der Graf seine militärischen Kenntnisse erweiterte, und deren Ideen er in seinem Verhältnisse zu dem Prinzen Heinrich geltend machte.

Im Jahre 1792 war Graf Kalkreuth einer von Denen, die den Feldzug gegen Frankreich durchaus mißbilligten; und diese Ansicht blieb ihm den ganzen Krieg hindurch. Keiner war daher so sehr für

den

den Frieden, als er. Dies ging so weit, daß er im Jahre 1794 jene Expedition nach Holland, von welcher in der Charakteristik des Feldmarschalls Möllendorf die Rede gewesen ist, aus allen Kräften hintertrieb, indem ihm der Zusammenhang, worin die Politik mit der Kriegeswissenschaft steht, durchaus nicht einleuchtete. Soll man annehmen, daß er seit dem Hubertsburger-Frieden aufgehört hatte, ein Staatsmann zu seyn? oder soll man voraussetzen, daß er zu allen Zeiten nur mit großer Beschränktheit ein Staatsmann gewesen sey? Derselbe Mann, welcher den Frieden mit der Französischen Republik unter allen Bedingungen wollte, wünschte im Jahre 1805 den Krieg mit dem monarchischen Frankreich, und trug zur Beförderung desselben das Seinige redlich bei. Er war es, der die Reise Alexanders des Ersten nach Berlin betrieb. Dachte er

denn gar nicht daran, daß die Cultur sich niemals einfallen lassen muß, gemeinschaftliche Sache mit der Un-Cultur zu machen, und daß das Todesurtheil des Preussischen Staates (in seiner Eigenthümlichkeit) in eben dem Augenblick unterschrieben wurde, wo Alexander den Versuch machte, Friedrich Wilhelm III. mit sich fort zu reißen?

An den Conferenzen in Weimar nahm Kalkreuth glücklicher Weise keinen Antheil. Er hatte dem Könige von Schweden allzu lange die Stirn bieten müssen, und kam nicht eher bei der Armee an, als bis die Maßregeln schon genommen waren, von welchen der Untergang des Preussischen Heeres die nothwendige Folge werden mußte.

Ich preise ihn deshalb glücklich; denn ob er gleich, als Politiker, durch seine Abneigung von einem Kriege gegen Rußland und Schweden seine Schwäche schon

offenbaret hatte: so rettete er, als General, doch seinen Credit durch seine Nichttheilnahme an der Unentschlossenheit und Fahrlässigkeit seiner Collegen.

In der Schlacht bei Auerstädt kommandirte er einen Theil der Reserve, welche bekanntlich gar nicht zum Gefechte kam. Nach seiner Ankunft in Königsberg wurde ihm die Vertheidigung von Danzig übertragen, und er hat sich, troß seinem hohen Alter — er ist zwei und siebzig Jahr alt — dabei so gut benommen, daß die Franzosen seine Vertheidigung eine schöne Vertheidigung (belle défense) nennen, und unbedenklich hinzu fügen: von allen Preussischen Generalen, deren Bekanntschaft sie gemacht, sey Graf Kalkreuth ihnen der achtungswürdigste. Selbst als er die Festung nicht länger halten konnte, weil es ihm an Vertheidigungsmitteln fehlte, und er kapituliren mußte,

kapitulirte er auf eine ehrenvolle Art. Man hat zwar über den Ton seiner Tagesbefehle gelächelt; aber man hat nicht gewußt, daß die Satyre, die aus diesen Tagesbefehlen hervor schimmert, zu seinem ganzen Wesen gehört, und daß der anscheinende Scherz, der Strenge seiner Maßregeln nicht den mindesten Abbruch gethan hat. Er hätte Danzig gewiß noch länger vertheidigt, wenn er nicht von Königsberg und Memel aus verlassen worden wäre.

Als Friedensunterhändler, hat er keinen glänzenden Frieden zu Stande gebracht; aber — ist das seine Schuld? Befand er sich nicht in der traurigen Lage, alles genehmigen zu müssen, was in Vorschlag gebracht wurde? Gab es, um alles mit Einem Worte zu sagen, Freiheit für ihn? Wir wissen das alles nicht mit Bestimmtheit; doch es ist mehr als wahrscheinlich, daß die beiden Kai-

ser über das Schicksal des Königs von Preussen schon einig geworden waren, ehe der Graf von Kalkreuth den Auftrag erhielt, den Traktat von Tilsit abzuschließen. Vielleicht ist dieser Auftrag der unangenehmste gewesen, der ihm jemals zu Theil wurde. Herzberg auf dem fürstlichen Jagdschlosse Hubertsburg; und Kalkreuth in der Behausung eines Privatmannes zu Tilsit — welch ein Unterschied! Er ist — — — — —
— — — — — — — — — — —
— —.

XI.

Der General von Phull.

Viele bedauern den Uebertritt des Generals von Phull in Russische Dienste. Was mich betrifft, so möchte ich, daß alle diese Personen einsichtsvoll genug wären, dem Preussischen Staate zu diesem Uebertritte Glück zu wünschen; denn — was liegt an dem Verluste eines — félon!

Das Wort ist ausgesprochen. Muß ich mich deswegen rechtfertigen, so kann ich es nur durch die Behauptung, daß, nach allen den Beobachtungen, die ich über diesen General anzustellen Gelegen-

heit gehabt habe, Felonie der Grundzug in seinem Charakter ist. Er war ein félon in der Liebe; denn neben den sanften Freuden der Ehe wollte er auch die stürmischen Entzückungen des Concubinats genießen, und selbst in diesem noch zwischen Brünetten und Blondinen abwechseln. Er war ein félon in der Freundschaft; denn nie wußte er ein großes Vertrauen zu ehren, und ich könnte Beispiele anführen, wo er selbst Denen, die sich ihm ganz hingegeben hatten, mit grausamen Egoismus ein Bein unterschlug. Er war endlich ein félon in seinem Patriotismus: denn nie konnte man ihm genug schmeicheln, um ihn fest zu halten; und mehr als alles Andre beweis't sein Uebertritt in Russische Dienste — ein Uebertritt, zu welchem er von keiner Seite befugt war —, daß die Empfindungen der Dankbarkeit, des Edelmuths, der Hoch-

herzigkeit ihm durchaus fremd sind. Mit dem, was einmal in ihm war, konnte er seine diplomatisch-militärische Laufbahn im Dienste des Königs von Preussen schwerlich anders beschließen, als er sie beschlossen hat; sein Schicksal ist aber dadurch nichts weniger als vollendet, und wir werden vielleicht erleben, daß dieser Ehrgeitzige, dem kein fremder Beifall genügte, damit endigt, sich selbst zu verachten.

Das Privatleben des Generals Phull würde reichlichen Stoff zu interessanten Bemerkungen darbieten; indessen wollen wir es unberührt lassen, damit Familiengeheimnisse verschont bleiben.

Phull, ein Reichsländer, der, wenn ich nicht irre, zu Stuttgard geboren und erzogen ist, trat während des Baierischen Krieges in dem Frei-Corps des Generallieutenant von Hordt zuerst als Militär auf. Er wurde nach Beendi-

gung des Feldzuges Friedrich dem Zweiten als ein junger Mann von Talent empfohlen, und im General-Quartiermeisterstabe angestellt. Hier zeichnete er sich durch seine Kenntniß des Lateinischen, des Französischen, der Mathematik u. s. w., vor allen Andern aus. Man bewunderte indeß allzu sehr, was man mit einem geringen Grade von Anstrengung in wenigen Jahren erworben haben würde; und die Folge davon war, daß Phull sich für weit brauchbarer und unentbehrlicher hielt, als er beides wirklich war. In der That, man kann alle Elemente zu einem tüchtigen Officier in sich vereinigen, ohne deshalb selbst ein tüchtiger Officier zu seyn; und dies war der Fall mit Phull. Dieselbe Zerrissenheit, welche seinem Empfindungs-System eigen war, fand sich auch in seinem Gedanken-System wieder. Man entdeckte darin viel Glänzendes;

aber dies Glänzende war ohne Zusammenhang und Einheit. Nirgends ein Punkt, von welchem man mit Sicherheit ausgeht, und zu welchem man mit Leichtigkeit zurückkehrt! Es sind Aufsätze von ihm vorhanden, denen zur Vollkommenheit nichts weiter fehlt als — Anfang und Ende: denn sie haben keine Ueberschrift (weil der Verfasser nicht im Stande war, alle seine Gedanken in Einen Hauptgedanken zu fassen) und keinen Schluß, (weil der Verfasser selbst nicht wußte, ob er alles gesagt habe, oder nicht). Hiernach versteht es sich schon ganz von selbst, daß es ihm an derjenigen Schöpfungskraft fehlte, welche allen wahrhaft großen Generalen von je her eigen gewesen ist. Dies zeigte sich aber noch auffallender, als im Jahre 1802 die Rede von einer Reform des Generalstabes war. Massenbach war es, der den ersten Impuls dazu gab.

Um seine Idee zu realisiren, bot er alles auf, was Phull nur einigermaßen gewinnen konnte. Dieser nahm Anfangs die Miene an, als bewundre er Massenbachs Schöpfung; als es aber zur Ausführung kam, zog er sich nicht bloß zurück, sondern that auch hinterrücks das Seinige, Massenbachs Projekt zum Scheitern zu bringen.

Die gute Meinung, die man von Phulls diplomatischen Kenntnissen gehabt hat, und vielleicht noch jetzt hat, schreibt sich aus dem Feldzuge am Rhein her, wo es ihm gelang, einem Englischen Agenten — wenn ich nicht irre, so war es Cornwallis — eine Nase anzudrehen. Das Kunststück mochte eben nicht groß seyn; denn, kennt man nur einigermaßen die Unwissenheit dieser Agenten, und ihre Bereitwilligkeit, der Aussicht auf einen neuen Krieg gegen Frankreich alles aufzuopfern: so begreift

man auch, warum sie so leicht betrogen werden können. Hieraus folgt aber noch nichts für gute diplomatische Kenntnisse, deren Erwerbung nur die Sache der auserlesensten Köpfe unter den Militärpersonen, und auf alle Fälle nur das Resultat eines anhaltenden Studiums ist. Nie habe ich mir vorstellen können, daß der General Phull wirklich in die Mysterien der Politik eingeweihet sey, worunter ich nicht allein das Thun und Treiben der einzelnen Cabinette, sondern das allmählich Wirken des großen Geistes verstehe, der das menschliche Geschlecht treibt.

Ich habe bereits oben erzählt, daß Phull kurz vor dem Ausbruche des Krieges gegen Frankreich erklärte, er habe keine Lust, die Schande Derer zu theilen, die sich diesem Kriege widersetzten. Diese Erklärung verräth, dünkt mich, einen kleinen Geist, der an den

Conventionellen hängt, und nicht einen umfassenden Verstand, welcher die Erfolge kennt, noch ehe sie eingetreten sind. Wäre Phull wirklich ein Politiker gewesen, so hätte er sich mit allen Kräften widersetzen, und die Richtungen geben müssen, die den Preussischen Staat allein retten konnten. Er war nicht, wofür er gehalten wurde; und nichts beweis't den Mangel wirklich großer Einsichten in ihm mehr, als eine gewisse Menschenfeindlichkeit, die ihm, wie allen an Eigenliebe laborirenden Menschen, eigen ist.

Man sagt, sein Operationsplan sey verworfen worden. Wie dem auch seyn mag — am 13ten October fragte ihn sein König: was er von der Stellung der Preussen gegen die Franzosen urtheile, und wodurch die etwa begangenen Fehler verbessert werden könnten; und seine Antwort war: „Ew. Majestät

sind bereits geschlagen, und alle Bemühungen um Rettung sind vergeblich." Dies beleidigte Friedrich Wilhelm den Dritten so sehr, daß er zu dem Herrn von Phull sagte: „Ich habe mich immer gescheuet, Sie für einen Narren zu halten; jetzt aber geben Sie mir selbst den Beweis davon." Zwar entsprach der Erfolg dieser Voraussagung; allein die Art und Weise, wie sie gemacht wurde, war doch so schonungslos und niederschlagend, daß man nicht umhin kann, den Vasallen zu tadeln, der, seinem Könige gegenüber, eine solche Sprache führt.

In der Schlacht bei Auerstädt ritt der Fürst von Fulda zu Phull, und sagte zu ihm: „Sie sehen, wie es steht. Der Herzog von Braunschweig ist gefallen. Irgend Einer muß an seine Stelle treten. Ich will es seyn, wenn Sie mich mit Ihrem Rathe unterstützen wollen,

den ich buchstäblich zu befolgen verspreche." Phull schlug sich, seiner Gewohnheit nach, auf die rechte Lende, und rief: „wenn Ew. Durchlaucht nichts wissen; — ich weiß nichts." Mit diesen Worten wendete er sein Pferd, zu einer Zeit, wo noch nicht alles verloren war, und wo ein General von wirklich schaffender Kraft leicht Mittel gefunden haben würde, den begangenen Fehler zu verbessern.

Unter convulsivischem Lachen soll Phull die Reise von Jena bis nach Königsberg gemacht haben. Von hier wurde er in Angelegenheiten seines Königs nach St. Petersburg geschickt, und nahm, bald nach seiner Ankunft daselbst, Russische Dienste, ohne im mindesten dazu berechtigt worden zu seyn. In Alexanders Gefolge kam er im Frühling 1806 nach Memel zurück. Nichts war natürlicher, als daß der König und die

Königin von Preussen die Miene an-
nahmen, als bemerkten sie ihn nicht;
die ihnen zugefügte Kränkung war von
einer so eigenthümlichen Beschaffenheit,
daß sie, die ihm so viele Beweise ihrer
Aufmerksamkeit und ihres Wohlwollens
gegeben hatten, eine Unempfindlichkeit
affektiren mußten, die nicht in ihnen
war. Alexander bemühete sich, ihnen
die Felonie des Generals Phull dadurch
erträglicher zu machen, daß er ihn „einen
Unglücklichen" nannte, „der durch die Zu-
rücksetzung, welche er erfahre, zur Ver-
zweiflung getrieben werde." Es ist indeß
nicht sehr wahrscheinlich, daß der Rus-
sische Autokrator Beide durch diese sen-
timentale Sprache mit Phull versöhnte.

Die Zeit wird lehren, wie gut oder
wie schlecht Phull sich in Rußland be-
findet. Sein Abfall von einer unglück-
lichen Dynastie, der er alles verdankte,
kann nicht ohne Folgen für sein Schick-
sal

sal bleiben. Er selbst hat sein Ideal unter die Füße getreten. Ich möchte ihn an das zurück erinnern, was er selbst gewiß sehr oft in seinem Sallust gelesen hat, nämlich an die Einleitung in die Geschichte des Jugurthinischen Krieges, wo es unter andern heißt: Corporis et fortunae bonorum, uti initium, sic finis est, omniaque orta occidunt et aucta senescunt. Animus incorruptus, aeternus, rector humani generis, agit atque habet cuncta, neque ipse habetur. Ich möchte hinzufügen: wie war es möglich, daß Phull, in einem Alter von mehr als funfzig Jahren, noch ein Glück zu machen versuchen konnte, das er bisher nicht gefunden hatte! Und wie läßt sich das anders erklären, als aus einer ursprünglichen Schlechtheit des Gemüths!

XII.

August Ludwig v. Massenbach,

Oberst und Generalquartiermeister=Lieutenant.

Während beim Anzuge eines politischen Sturmes ein jeder von Patriotismus schwatzt, und Einer den Andern mit großen Worten überbietet, schleicht der wahre Patriot, schweigend und in sich gekehrt, unter dem großen Haufen daher. Gerade weil er die Gefahr kennt, die seinem theuren Vaterlande bevorsteht, ruhet Gram auf seiner Stirn. Es fehlt ihm keinesweges an Muth und Entschlossenheit, sich selbst aufzuopfern; aber es fehlt ihm an der Ueberzeugung, daß

das Allgemeine dadurch gewinnen werde. Er gleicht in allen Stücken einem Liebenden, der mit seinem Ideal auf einen unwürdigen Gegenstand gestoßen ist: er kann nicht zurück, und muß dennoch daran verzweifeln, jemals verstanden zu werden. Der wahre Patriotismus ist, wie die wahre Liebe, eine Folter; der wahre Patriot der unglücklichste Mensch, den es geben kann. Immer sucht er die göttliche Flamme, welche, in ihm lodernd, sein Gebein verzehret, Anderen mitzutheilen; und immer geräth er in's Leere, weil Diejenigen, an welche er sich wendet, von allen Idealen verlassen sind. Von ihm gilt, was Cicero in einem Schreiben an den Atticus über Cato von Utika urtheilt; nämlich: Cato optime sentit, sed nocet interdum reipublicae; loquitur enim tamquam in republica Platonis, non tamquam in faece Romuli. Ja, diese

faex Romuli ist es, was den Patrioten zur Verzweiflung treibt! Die Richtigkeit seiner Ideen wird von Niemand bestritten; aber keiner bekümmert sich auch weiter um ihn, indem sich jeder zu ihm in eben dem Verhältnisse befindet, worin Cicero zu dem Cato war. Was soll er zuletzt thun? Er fühlt, daß er Kraft hat; da aber alles, was ihn umgiebt, so morsch geworden ist, daß es sich nicht länger durchdringen läßt: so muß er zuletzt glauben, daß Er schwach sey, dem Gefühle seiner eingebildeten Ohnmacht folgen und seinen Schmerz verweinen.

Die Alten schildern uns den Tiresias als blind. Ein Seher ohne Augen: welch ein Widerspruch! Und doch ist dieser Widerspruch sehr bald gelöset, wenn man annimmt, daß Tiresias ein unglücklicher Patriot war. Nur durch ein schönes Gemüth können herrliche

Gedanken erzeugt werden; bleiben aber diese Gedanken unfruchtbar, und wirkt das Gemüth auf sich selbst zurück: so ist die nothwendige Folge davon, daß das innere Leben zum Stillstande gebracht wird, und daß mit der Kraft des Geistes auch die Kraft der Sinne dahin schwindet.

Was ich hier sage, wird vielen Unsinn scheinen. Es sey darum! ich werde mich deshalb nicht abhalten lassen, hier die Geschichte eines Mannes zu erzählen, der, nach meinem Urtheile, zu den edelsten Männern meiner Zeit gehört, und, wenn er auch nicht von allen Fehlern frei gesprochen werden kann, dennoch von Seiten seiner Gesinnungen gewiß nichts zu verantworten hat. Ich meine den Obersten von Massenbach.

Massenbach wurde zu Schmalkalden geboren und zu Massenbach, einer nicht

unbeträchtlichen Besitzung seiner Familie, an dem Neckar, unter der Aufsicht einer liebenden Mutter erzogen. Er erreichte sein zehntes Jahr, ohne lesen und schreiben zu können. Die Jagd war bis dahin sein größtes Vergnügen; er entsagte ihr aber, als er einmal in der Abenddämmerung, beim Abschießen seiner Flinte, das Unglück hatte, seinen väterlichen Oheim schwer zu verwunden. Von diesem Augenblick an, suchte er sich der langen Weile dadurch zu entziehen, daß er Antheil an den Unterweisungen seiner älteren Geschwister nahm. Mit den nothdürftigsten Vorkenntnissen ausgestattet, verließ er im zwölften Jahre seines Alters das väterliche Haus, um sich in einer Pensions-Anstalt zu Ludwigsburg vollständiger zu entwickeln. Hier lernte er in kurzer Zeit die Anfangsgründe der Lateinischen Sprache, und trat bald darauf in die

sogenannte Pflanzschule auf der Solitüde: eine Art von Cadetten-Haus, welches der Herzog Karl von Würtemberg gestiftet hatte. Als diese Anstalt einige Zeit nachher in eine Universität zu Stuttgardt verwandelt wurde, ließ sich der junge Massenbach mit ihr dahin versetzen, und gewann schon in seinem dreizehnten Jahre, unter der Anleitung des verdienten Rösch (gegenwärtig Obersten in Würtembergischen Diensten), so viel Geschmack an der Mathematik, daß er Differential- und Integral-Calcul mit Vergnügen trieb, und sich nebenher mit Geographie und Geschichte beschäftigte.

In seinem zwanzigsten Jahre wurde er als Officier in den Diensten des Herzogs von Würtemberg angestellt; er fühlte sich aber sehr bald unglücklich. Auf der Einen Seite sagte ihm sein gesunder Verstand, daß er in dem Dienste eines Fürsten, dessen ganzes Heer unge-

fähr aus dreitausend Mann bestand, nicht leicht den Weg zur Auszeichnung finden würde; auf der andern, empfand er die anziehende Kraft des Preussischen Nahmens, den damals die Thaten Friedrichs des Zweiten und seines großen Bruders verherrlichten. Vergebens forderte er indeß seinen Abschied. Als alle übrige Mittel fehlgeschlagen waren, nahm er Urlaub, und reisete nach Potsdam. Er hatte das Glück Friedrich dem Zweiten zu gefallen, und forderte noch einmal seinen Abschied. Als der Herzog auf seinem Eigensinne bestand, und selbst Friedrichs Fürwort ohne Wirkung blieb, da begnügte er sich mit den vortheilhaften Zeugnissen, die seine Kameraden ihm gaben, trennte sich von dem Herzoge und von Würtemberg auf immer, und ließ sich in dem Preussischen Quartiermeisterstabe als Lieutenant anstellen.

Kaum war sein liebster Wunsch erfüllt,

als er einsah, daß er den Aufwand seines Postens nicht von dem kärglichen Gehalte bestreiten konnte, welches Friedrich ihm gab: es waren fünfhundert Thaler, wovon der größte Theil auf zwei Pferde verwendet werden mußte, die ein Quartiermeister-Lieutenant zu halten genöthigt war. Er dachte auf eine rechtliche Vermehrung seiner Einkünfte, und warf sich in die Schriftstellerei. Eine Anleitung zum Differential-Calcul war sein erstes Werk. Bald darauf erschien seine Mechanik, wobei Bezout's Cours de Mathématique zum Grunde gelegt war. Die militärische Monatsschrift, welche er mit Stamford gemeinschaftlich herausgab, beschäftigte ihn gleichfalls einige Zeit. — Man fing sehr bald an, aufmerksam auf ihn zu werden: auf einen jungen Officier, der so viel Talent verrieth. Tempelhof, damals das

Orakel aller jungen Militärs, welche nach wissenschaftlicher Bildung strebten, aber zugleich durch seine spröde Eigenthümlichkeit zurückstoßend und abschrekkend — Tempelhof gewann den jungen Massenbach lieb, und ermunterte ihn bei jeder Gelegenheit, neben dem Studium des Krieges das Studium der Mathematik nicht zu vernachlässigen. Eine noch größere Aufmunterung für den Quartiermeister-Lieutenant war es, daß der damalige Prinz von Preussen, nachheriger König Friedrich Wilhelm der Zweite, ihm die Unterweisung des Prinzen Ludwig in der Mathematik auftrug.

So verstrich Ein Jahr nach dem andern, unter ernsten Beschäftigungen und spärlichen Genüssen, bis der 17te August des Jahres 1786 eintrat. Bekanntlich starb Friedrich der Zweite an diesem merkwürdigen Tage. Massenbach

hatte Umsicht und Interesse für den Preussischen Staat genug, um Friedrichs Tod mit aller der Aufrichtigkeit zu beweinen, welche liebenden Gemüthern so eigen ist, während die nicht liebenden und nur mit ihrem Privatvortheil beschäftigten Seelen nichts alberner finden, als wahren Schmerz um etwas, das sie nicht selbst sind.

Eine längere Zeit hindurch konnte er nichts denken, als den Tod des Einzigen, der ihn von Jugend auf mit Bewunderung erfüllt hatte; eine längere Zeit hindurch sah er in dem Preussischen Staat eine Witwe, welche jedem Schicksal Preis gegeben ist.

Die politischen Ereignisse des Jahres 1787 veränderten seinen inneren Zustand. Er war nun zum Capitän avancirt, machte die Holländische Campagne mit, und wurde in der Affäre bei Kortenhoff an der linken Hand verwundet.

Von Feinden umringt, von seinem unter ihm todt geschossenen Pferde herabgestürzt, wehrte er sich, mit Anstrengung seiner letzten Kräfte, gegen den auf ihn eindringenden Feind, als er noch zur rechten Zeit von einem Dragoner des Regiments Lottum befreiet wurde. Indeß war seine Wunde so gefährlich, daß er dem Dienste auf längere Zeit entsagen mußte. Mit einer verkrüppelten linken Hand kam er nach Potsdam zurück, und nahm die Stelle eines Lehrers der Mathematik bei der damals neu errichteten Ingenieur-Schule an. Eine längere Zeit hindurch schwebte er in Gefahr, den linken Arm wo nicht zu verlieren, doch völlig unbrauchbar werden zu sehen; er wurde indeß geheilt, und gab im Jahre 1790 die Lehrerstelle wieder auf, um dem Kriege gegen Oestreich beizuwohnen, der damals im Anzuge war.

Man weiß, warum sich dieser Krieg, gleich einer Gewitterwolke, verzog. Massenbach, den der König zum Flügel-Adjutanten ernannt hatte, trat 1791 in den General-Quartiermeisterstab zurück, und marschirte 1792 mit nach dem Rhein. Er war damals noch zu jung, um die Folgen dieses unglücklichen Feldzuges zu berechnen, aber doch einsichtsvoll genug, um die mannichfaltigen Fehler zu bemerken, die von Seiten der Generale begangen wurden. Jetzt zuerst entwickelte sich in ihm jener höhere Sinn, welcher die Politik mit der Kriegeswissenschaft zu verbinden weiß; doch wagte er sich mit seinen Urtheilen noch nicht hervor. Als ältester Officier war er bei der Avantgarde angestellt, und erhielt in der Kanonade bei Valmy den Auftrag, die Höhe von la Lüne mit zwei Batterieen und einem Grenadier-Bataillon zu besetzen. Er genügte diesem Auftrage

in eben dem Augenblick, wo der Feind sich dieser Höhe bemächtigen wollte: ein glücklicher Schlag, wofür ihn Friedrich Wilhelm der Zweite mit der Anwartschaft auf eine einträgliche Präbende im Domstifte zu Minden belohnte.

Auch während der Jahre 1793 und 1794 blieb Massenbach bei der Avantgarde angestellt, und in dem letzten Jahre that er alles, was in seinen Kräften stand, um den Verlust der Oestreichischen Niederlande und Hollands zu verhindern. Ihn leiteten die Ideen, welche man das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch von dem System des Gleichgewichts der politischen Macht hatte; und nach diesen Ideen mußte er es als ein großes Unglück für die Welt ansehen, wenn die Niederlande, in denen er das Hypomochlion des ganzen Gleichgewicht=Systemes erblickte, für Oestreich verloren gingen. Er bestand

daher, so weit sein Einfluß reichte, mit allem Nachdruck darauf, daß man die Mosel befreien, Trier und Pellingen wieder erobern und zu gleicher Zeit, von Luxemburg aus, eine Invasion an die Maas hin unternehmen, nach dieser Unternehmung aber am Rhein herunter marschiren, sich bei Crefeld festsetzen, Holland decken, und in dieser Stellung den Frieden anbieten sollte. Leider, fand er mit diesen Ideen keinen Eingang bei den Preussischen Generalen, welche größten Theils des Krieges überdrüßig waren, und nichts so sehr wünschten, als einen baldigen Frieden, unter welchen Bedingungen er auch erfolgen möchte. Gewiß ist es, daß Europa's Schicksal, wenn Massenbachs Ideen realisirt worden wären, ganz anders ausgefallen seyn würde, als wir es jetzt kennen. Doch nur mit Mühe bewirkte er im Winter des Jahres 1795 den Marsch

nach Westphalen, zur Deckung des Königreiches.

Nach dem Baseler-Frieden beschäftigte er sich damit, seine im letzten Kriege gemachten Erfahrungen zu sammeln. Sie wurden niedergelegt in zwei Schriften, von denen die eine: Beleuchtung des Mackschen Operationsplans, die andere: Beschreibung des Kriegstheaters am Rhein, an der Nahe und an der Mosel, betitelt ist: denn nichts schien ihm nothwendiger zur Bildung junger Officiere, als das Studium des Terrains, auf welchem kriegerische Begebenheiten sich entweder ereignet haben, oder noch ereignen können; und in dieser Ansicht von seinem Metier legte er einen sehr geringen Werth auf das übertriebene Exerciren, auf die sogenannten taktischen Evolutionen, und auf alle Friedens-Manöver zusammen genommen. Je mehr

er

er sich selbst durch den Krieg ausgebildet hatte, desto mehr drang er darauf, daß man auch in Friedenszeiten junge Officiere, als Freiwillige, bei kriegführenden Mächten dienen lassen sollte, weil dies das einzige Mittel sey, ihnen den Geist einzuhauchen, den der Krieg nothwendig macht. Auch dieser Wunsch wurde nicht erfüllt; und das Einzige, was er erreichte, waren die Reisen, welche die Officiere des General-Quartiermeisterstabes in den eigenen Staaten des Königs von Preussen machten, um mit dem Terrän genau bekannt zu werden.

Massenbach sah auf's deutlichste ein, daß die Preussische Monarchie über kurz oder lang verloren seyn würde, wenn man die Dinge noch länger ruhig fortgehen liesse, vor allem aber, wenn man nicht bei Zeiten darauf bedacht wäre, einen Focus für die militärische Einsicht zu errichten. Diese Befürchtung führte

ihn schon ihm Jahr 1796 auf die Idee einer neuen Organisation des General-Quartiermeisterstabes, der bis dahin nicht viel mehr als ein iners pondus gewesen war. Lange trug er diese Idee mit sich herum, und theilte sie höchstens seinen Freunden mit, um sie desto vollständiger auszubilden. Endlich trat er im Jahre 1802 förmlich damit hervor. Er besiegte, wie er sich selbst darüber auszudrücken pflegt, den öffentlichen Widerstand; den heimlichen aber vermochte er nicht zu besiegen. Sogar Diejenigen, welche sich Anfangs seiner annahmen (eigentlich hätte man sich nur seiner Idee annehmen, und sie, wenn sie noch nicht völlig ausgebildet war, ausbilden helfen sollen) wurden abtrünnig, und wirkten ihm entgegen, so viel sie konnten, bis das ganze Projekt zu Boden fiel. Je uneigennütziger seine Absichten gewesen waren, desto mehr

mußte es ihn schmerzen, sich verkannt zu sehen. Was übrigens sein Scheitern verursachte, ist ihm vielleicht nie ganz klar geworden. Er hat öfters geäußert, daß die Geschichte der nicht zu Stande gebrachten Organisation des Generalstabes ein nicht uninteressanter Beitrag zur Kenntniß des menschlichen Herzens im Allgemeinen, und zur Kenntniß der Höfe insbesondere, seyn würde, und wir sind nicht abgeneigt, ihm hierin Recht zu geben; allein zum Theil lag die Schuld von dem gänzlichen Mißlingen seiner Unternehmung gewiß auch in ihm, sollte man auch dabei nichts weiter zu tadeln finden, als den allzu regen Eifer, womit er diese Angelegenheit betrieb: einen Eifer, der bei Vielen, die ihn nicht genauer kannten, den Verdacht des Ehrgeizes erregen mußte *).

*) Es liesse sich vielleicht auf Massenbach anwenden, was ein Philosoph des siebzehnten Jahr-

Gleichzeitig mit diesem Entwurfe be= arbeitete Massenbach einen andern, wel= cher die Befestigung des Königreiches

hunderts, der in Geschäften grau geworden war, mit ungemeiner Richtigkeit bemerkt; nämlich: Qui ingenio sunt pervicaci et aspero, nec se Apollini, i. e. Deo Harmoniae, submittere volunt, ut rerum modos et mensuras sermonumque veluti tonos, acutos et graves, aurium etiam peritarum, et magis vulgarium differentias, tempora denique tum loquendi, tum silendi ediscant et observent, licet sint prudentes et liberi, et consilia afferant sana et bona; nunquam tamen fere suasu et impetu suo proficiunt, neque ad res tractandas efficaces sunt, sed potius exitium eis apud quos se ingerunt, maturant, et tum denuum post calamitatem et cladem ut vates et in longum prospicientes celebrantur. Hierbei ist indeß wohl zu bemerken, daß es unmöglich ist, alles zu vereinigen, und daß der Besitzer einer vortrefflichen Idee nie genöthigt seyn sollte, dieselbe angenehm zu machen. Wer echte Diamanten hat, preiset sie nicht an.

zum Gegenstande hatte. Er ging dabei von dem Grundsatze aus, daß Preussen sich immer enger mit Frankreich verbinden, und sich selbst zu einem Damme machen müsse, welcher die Fluthen des Nordens abhalte, den Süden zu überströmen. Dem gemäß, schlug er mehrere Punkte vor, welche in Ostpreussen befestigt werden müßten; sein Hauptgedanke aber war, daß man die Weichsel mit der Oder, und diese mit der Elbe, in eine militärische Verbindung bringen solle. Er wollte vier Central-Festungen errichtet wissen: die erste in Ostpreussen, die zweite in Südpreussen an der Warthe, die dritte in Schlesien (etwa Breslau), die vierte endlich an der Elbe (Magdeburg); und für jede dieser Central-Festungen sollte ein permanent befestigtes Lager eingerichtet werden. Alle diese Gedanken haben sich freilich in Dunst aufgelös't; allein da hier nicht von ih-

nen die Rede ist, sondern von dem Manne, der sie erzeugte, so sind sie noch immer wenigstens in so fern bemerkenswerth, als sie beweisen, wie rastlos Massenbach daran arbeitete, seinem zweiten Vaterlande auf Jahrhunderte Dauer zu geben. Dies wurde indeß sehr wenig erkannt. Der König sowohl, als der Herzog von Braunschweig, fühlten sich durch die Kühnheit beleidigt, womit er Beiden zukünftige Ereignisse vorhersagte; und obgleich die Ungnade des Ersteren nur vorübergehend war, so verscherzte er doch für immer die Gunst des Letzteren, ohne daß er sich einfallen ließ, daran zu denken, wohin dies in der Folge noch führen könne.

So in allen seinen Entwürfen gelähmt, und in allen seinen Erwartungen getäuscht, gerieth Massenbach sehr natürlich in den Zustand, wo das Gemüth auf sich selbst zurück zu wirken

pflegt und jene Erscheinungen erzeugt, bei welchen die meisten nicht wissen, was sie davon denken sollen. Es war eben so auffallend, als rührend, einen Mann, der noch immer in der Blüthe seiner Jahre dastand, in Kummer versinken, und das Gefühl seiner Ohnmacht allenthalben mit sich herum tragen zu sehen. Wie konnte es aber anders seyn, da eben dieser Mann unablässig genöthigt war, seine Ideale zu vernichten und gegen den besseren Theil seines Wesens an zu kämpfen! Er fühlte im Grunde sehr wohl, was ihm hinderlich war, ob er gleich, vermöge seiner Bescheidenheit, sich nie entschließen konnte, es auszusprechen. Sein guter Genius sagte ihm, daß er unter einer andern Regierung eine ganz andre Rolle spielen würde. Diesem Genius folgte er nur zur Hälfte; er versetzte sich in die Zeiten zurück, wo es nicht anstößig war, gute

Gedanken zu haben, und wo man sich von allen Seiten beeiferte, große Entwürfe ausführen zu helfen. So entstanden seine Lobreden auf Zieten, auf Ferdinand von Braunschweig, auf den Prinzen Heinrich von Preussen: Geisteswerke, die in allen ihren Theilen das Gepräge der tiefen Melancholie tragen, welche sich ihres Verfassers bemächtigt hatte. Diesen folgten bald darauf seine Lobreden auf Marc-Aurel und Sully, nach Thomas gearbeitet, und als Spiegel für Könige und Minister aufgestellt. Was ihm an Zeit übrig blieb, widmete er dem weiteren Studium der Kriegeswissenschaft in allen ihren Theilen.

Im Jahre 1805, als der Krieg zwischen Frankreich und Rußland unvermeidlich zu werden anfing, befand sich Massenbach zu eben der Zeit in Schlesien, wo der Kammerherr Novosilzow seine Reise nach Paris durch ein Mani-

fest gegen Frankreich in Berlin beendigte. Vorher hatte sich das Gerücht verbreitet, Preussen habe in London, Stockholm, Petersburg und Wien erklären lassen, daß es Den als seinen Feind betrachten würde, dessen Truppen in Stralsund landeten. War das Gerücht nicht leer, so folgte daraus, daß Preussen sich anheischig gemacht habe, in dem bevorstehenden Kriege gemeinschaftliche Sache mit Frankreich zu machen. Massenbach wünschte dies, und glaubte, was er wünschte, bis er die Nachricht erhielt, daß die Russischen Truppen der Weichsel immer näher rückten. Wehmuthsvoll sagte er jetzt zu seinen Freunden: „Unser Cabinet wird seinen Drohungen keinen Nachdruck geben; der Vormarsch der Russen an die Weichsel beweiset, daß sie die Absicht haben, in Stralsund zu landen; sie werden ihre Absicht erreichen, und dann ist

Preussen für immer mit Frankreich entzweiet." Er hatte recht gesehen; denn, wiewohl es Anfangs schien, als ob Preussen den gegen die Weichsel anrückenden Russen wirklich die Stirn bieten wollte; wiewohl er selbst, aus Schlesien abgerufen wurde, um erst bei der Armee in Pommern, dann aber bei der, die man an der Warte zu versammeln gedachte, als General-Quartiermeister angestellt zu werden: so war doch der Durchmarsch durch das Anspachische kaum erfolgt, als die Bestimmung des ganzen Preussischen Heeres dahin abgeändert wurde, daß es über die Elbe und die Saale ging.

Wenn Massenbach in diesem Augenblick seinem politischen System, welches sich nicht mit einem Kriege gegen Frankreich vertrug, auch hätte entsagen können; so würden die militärischen Maßregeln, welche man nahm, ihn noch

immer beleidigt haben. Während die Preussische Armee westlich marschirte, setzte die Französische ihren Marsch nach Osten fort. Diese ganz entgegen gesetzten Richtungen gestatteten kein Zusammentreffen. Er machte darauf aufmerksam, indem er bewies, daß Napoleon den Gränzen Schlesiens immer näher rücke, und daß man folglich in seinem eigenen Lande bleiben müsse. Doch der Antrieb war einmal gegeben, und konnte, wie es hieß, nicht wieder abgeändert werden. Massenbach schlug hierauf eine Invasion nach dem Rhein vor, um den Russen und Oestreichern an der Morawa Luft zu machen; aber auch dazu konnte er den Herzog von Braunschweig nicht bewegen. Endlich erhielt er, daß die Hohenlohische Armee auf das rechte Ufer der Saale zurückgehen und sich der Elbe wieder nähern mußte; dies geschah indeß erst nach der Schlacht bei Auster-

litz, von deren Ausgange man in Potsdam schon am 6ten December sehr ausführliche Nachrichten hatte.

Ich mag und darf hier nicht wiederholen, was ich bereits oben hin und wieder über Massenbachs richtigen Blick in dieser hochkritischen Periode bemerkt habe. Als die Abtretung von Anspach, Neufchatel und Wesel, gegen das Kurfürstenthum Hannover, erfolgt war, und der König von Schweden sich weigerte, das Lauenburgische gutwillig zu verlassen: da begleitete Massenbach den General von Kalkreuth, welcher mit der Vertreibung der Schweden nach Stralsund beauftragt war. Aus der Unentschlossenheit, womit dieser unbedeutende Krieg geführt wurde, schloß Massenbach sehr richtig, daß Preussen nicht die Absicht habe, mit England zu brechen. Was hieraus folgte, schwebte ihm in seiner ganzen Gefährlichkeit vor. Es

abzuwenden, suchte er den Herzog von Braunschweig für die Besitznahme von Hannover dadurch zu gewinnen, daß er ihm die politische Nothwendigkeit derselben mit den grellsten Farben schilderte; der Herzog antwortete nicht darauf.

Noch immer hing Massenbach seinem Lieblingsgedanken, dem Kriege gegen Rußland, nach, und entwarf einen Operationsplan, nach welchem dieses Reich an seinen beiden Endpunkten, dem Baltischen Meere und dem Pontus euxinus, angegriffen werden sollte, während auf der Linie zwischen dem Pregel und dem Narew der Krieg nur defensiv geführt werden müßte. So verstrich der Frühling, als Massenbach in den letzten Tagen des Junius von guter Hand erfuhr, daß der Krieg zwischen Preussen und Frankreich unvermeidlich sey. Zur Rechtfertigung desselben benachrichtigte man ihn: der Preussische

Gesandte in Paris habe seinem Herrn gemeldet, daß die Französische Regierung der Englischen das an Preussen abgetretene Hannover, als einen Conpensations-Gegenstand angeboten habe; daß Friedrich Wilhelm III von dieser Treulosigkeit empört sey; daß man einem Alliirten, der so verfahre, entsagen, und sein Heil in der eigenen Kraft suchen müsse. In so fern die Meldung des Marchese Lucchesini gegründet war, konnte Massenbach sich darüber beruhigen, daß ein gewaltiges Schicksal, welches er so viele Jahre hindurch von Preussen abzuwenden bemühet gewesen war, dennoch hereinbrach. Auch beruhigte er sich darüber. Jetzt, wo es eine bestimmte Entsagung seiner bisherigen politischen Grundsätze galt, drang er vor allen Dingen darauf, daß man keine Zeit verlieren sollte. Zugleich rieth er: England, Rußland und Schweden in dem bevor-

stehenden Kriege ganz außer dem Spiele zu lassen, und den Krieg so zu führen, daß ganz Deutschland gegen Frankreich aufstände. Ein Gedanke, welcher seine Rechtfertigung in der Stimmung zu finden schien, welche damals dem südlichen Deutschland gegen Napoleon eigen war.

In Schlesien, wohin er um die Mitte des August gesendet wurde, damit er die Zusammenziehung der dortigen Armee betreiben sollte, bearbeitete er den Geist der Officiere, die er im vorhergehenden Jahre gegen das Englisch-Russische System eingenommen hatte, mit so vielem Erfolg, daß alle mit der größten Bereitwilligkeit in den Krieg gegen Frankreich zogen. Zugleich betrieb er die Mobilmachung mit einem solchen Eifer, daß die Schlesische Armee zu einer Zeit an den Ufern der Elbe erschien, wo man sie daselbst noch nicht erwar-

tete. Es lag ihm alles daran, daß die wenigen glücklichen Augenblicke, die man noch übrig hatte, vortheilhaft benutzt werden möchten. Zu diesem Endzweck erklärte er, nach dem Uebergang über die Elbe, den Heerführern: der Fehdehandschuh sey jetzt geworfen, und nur eine thatenvolle Kühnheit könne von dem sonst unvermeidlichen Untergange erretten. Dies paßte indeß nicht zu der Denkungsart des Herzogs von Braunschweig.

Wie Massenbach sich auch martern mochte, diesen drei und siebzigjährigen Greis für seine Ansicht der Dinge zu gewinnen: nichts von allem, was er als nothwendig darstellte, geschah; und nachdem man Anfangs die Gegenden zwischen der Saale und der Elbe verlassen hatte, endigte man damit, dem Feinde die Wege zu öffnen, welche vom Mayn nach der Elbe führen.

Fassen

Fassen wir alle falsche Maßregeln, welche in dem wichtigen Zeitraume vom 1sten bis zum 14ten October genommen wurden, zusammen, so scheinen sie uns Eine gemeinschaftliche Quelle zu haben; und diese ist, daß Massenbach, indem er daran verzweifelte, den Herzog von Braunschweig durch die Autorität seiner Gründe fortzureißen, zuletzt auf den unglücklichen Gedanken gerieth, demselben Herzog durch das Ansehen des Fürsten von Hohenlohe zu gebieten. Diesem Fürsten war Massenbach als General-Quartiermeister beigegeben; und, wenn es anders seine Richtigkeit mit dem hat, was oben über Hohenlohe bemerkt worden ist, so sah und urtheilte er nur durch Massenbachs Augen und Verstand. Seiner Folgsamkeit konnte Massenbach also gewiß seyn; hierauf aber die Folgsamkeit des Herzogs von

Braunschweig zu gründen, war um so gewagter, da sich voraussetzen ließ, daß der Herzog den Fürsten nach seinen militärischen Fähigkeiten sehr wohl zu beurtheilen verstand, und folglich genau wußte, was von ihm kommen konnte, und was nicht. Hat Massenbach einen Fehler begangen, so ist es dieser; allein welcher Mann von Kopf und Herz, an seiner Stelle, würde sich, da einmal gehandelt werden mußte, nicht desselben Fehlers schuldig gemacht haben? Verdient seine Einsicht keinen Vorwurf, so verdient ihn seine Gesinnung noch weniger; denn lag in diesem Verfahren das letzte Mittel, den Preussischen Staat zu retten, so mußte er es unbedenklich gebrauchen. Man mache ihm darüber Vorwürfe, wenn man dies über die eigene Kurzsichtigkeit erhalten kann; man schweige aber und lasse den Charak-

ter eines eben so einsichtsvollen als redlichen Mannes unangetastet, wenn man sich nicht getrauet, eine solche Anklage durchzuführen.

Zu Anfange der Schlacht bei Vierzehn-Heiligen, oder Jena, wollte Massenbach, daß man mit dem linken Flügel zurück gehen sollte, um nicht von der nach Auerstädt marschirenden Armee abgeschnitten zu werden. Als er dies nicht erreichte, weil Hohenlohe durchaus eine vollständige Schlacht liefern wollte, bestand er darauf, daß man, ohne Rüchels Beistand abzuwarten, dem Feinde mit Kühnheit auf den Leib gehen sollte. Standhaft im Getümmel der Schlacht, versuchte er, nach dem unglücklichen Ausgange derselben, die Trümmer der Hohenlohischen Armee auf den Höhen von Weimar zu sammeln; dies war indeß unmöglich, weil der panische

Schrecken, welcher sich der Soldaten bemächtigt hatte, keine Besinnung gestattete. Liebstadt auf dem Ettersberge war ihnen während der Schlacht zum Vereinigungspunkte angewiesen worden; dennoch liefen einige nach Erfurt, andre nach Langensalza, sehr wenige nach Liebstadt. Massenbach selbst kam, weil er genöthigt war, sein in der Schlacht verwundetes Pferd unterwegs stehen zu lassen, zu Fuße bis in die Nähe von Sömmerda, wo ein Kamerad ihm sein Pferd lieh. In Sömmerda traf er mit dem Könige zusammen, welcher ungemein gefaßt schien. — Im Verfolg des Rückzuges erwarb er sich das Verdienst, die von Nordhausen über Stolberg marschirende Colonne um einen ganzen Tag früher an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen, als in Nordhausen verabredet war.

Sobald die Ueberreste des zerstreuten Heeres sich in Magdeburg gesammelt hatten, erhielt Hohenlohe den Befehl, sie über die Oder zu führen, und Massenbachs Geschäft war es, ihn bei dieser gewagten Unternehmung zu unterstützen. Sein Zustand entsprach der Stimmung des Corps, welches nach Stettin geführt werden sollte; denn während dieses durch Strapazen und Entbehrungen aller Art entkräftet war, wurde er von einem heftigen Fieber zerrüttet, das ihn nach seiner Ankunft in Quedlinburg überfallen hatte. Gleichwohl mußte der Zug angetreten werden. Da der Feind bei Wittenberg über die Elbe gegangen war, so mußte man, um nach Stettin zu kommen, den Bogen eben der Sehne beschreiben, auf welchem jener sich fort bewegte. Dies war mit großen Schwierigkeiten verbunden, die

sich gleich nach den ersten Tagesmärschen zeigten. Zu Neustadt an der Dosse brachte Massenbach in Vorschlag, das Corps zu sammeln, und den Marsch in einem geschlossenen Phalanx fortzusetzen; man ging aber nicht darauf ein. Am 25sten October drang Massenbach darauf, daß dem Generallieutenant von Blücher der Befehl gegeben werden sollte, zu der ersten Colonne zu stoßen. Dieser Befehl wurde zwar am folgenden Tage ertheilt; aber die Antwort des Generallieutenants war (wie ich schon oben erwähnt habe), daß er einen Nachtmarsch mehr fürchte, als den Feind. Massenbach hatte nun noch den Gedanken, das Corps nach Stralsund zu führen; allein die Ueberlegung, daß die Verhältnisse Preussens zu Schweden nichts weniger als berichtigt waren, machte, daß er diesen Gedanken wie-

der verwarf. Es blieb ihm also nichts anders übrig, als die Ueberreste der Armee, auf gut Glück, den Ufern der Oder näher zu führen; und die Anstrengungen, die ihm dies kostete, waren um so größer, je mehr das Fieber ihn abgemattet hatte, und je schläfriger der Fürst von Hohenlohe sich bewies.

Durch alle diese Umstände wurde die Capitulation bei Prenzlau herbei geführt. Man hat ihm den Vorwurf gemacht, daß er den Marsch des Corps von Boitzenburg links über Schönermark veranlaßt habe; zu seiner Rechtfertigung muß aber bemerkt werden, daß, als dieser Marsch befohlen wurde, keine Cavallerie bei der Colonne war (es sey denn, daß man 50 Husaren, die sich gegenwärtig befanden, den Nahmen der Cavallerie geben will), und daß, seiner Anordnung zufolge, die Colonne ihren

Weg über Nieden, durchaus nicht über Prenzlau, fortsetzen sollte. Man wählte Prenzlau, um den Soldaten Brot zu verschaffen. Selbst bei Prenzlau würde es noch möglich gewesen seyn, das Corps vom Untergange zu retten, wenn die Thore dieser Stadt besetzt geblieben und die Brücke bei Seehausen abgetragen gewesen wäre; beides hatte er befohlen, ohne weder das Eine noch das Andre bewirken zu können. Es kam noch dazu, daß die Stellung der Preussen ihren Feinden kein Geheimniß war.

Als der Fürst von Hohenlohe ihn wegen einer Capitulation zu Rathe zog, war seine Meinung, daß man die Generale und Commandöre fragen sollte: ob die Soldaten noch Kräfte genug hätten, einen standhaften Widerstand zu leisten. Ehe dies geschehen konnte, berichtete der Artillerie-Chef Hüser: er

habe nur noch fünf Schuß für jede Kanone. Im Kriegsrathe selbst bildete keiner von den dabei gegenwärtigen Generalen und Commandören eine Opposition gegen die von dem Fürsten von Hohenlohe in Vorschlag gebrachte Capitulation; und erst als sie erfolgt und die allgemeine Gefahr vorüber war, entstanden alle die Vorwürfe, womit man Massenbach überschüttet; Vorwürfe, in welchen man bis zu dem niedrigen Verdachte ging, daß er sich habe von dem Feinde bestechen lassen!

Selbst ein Deutscher Fürst schämte sich im verflossenen Winter nicht, einen Bruder des Obersten zu fragen: wie bekommen dem treuen Rathgeber des Fürsten von Hohenlohe die Napoleond'or, die er für den Verrath der Preussischen Armee erhalten hat? — Ist denn der Glaube an die Kraft des

Goldes so groß, daß er nicht bloß den Pöbel, sondern selbst Fürsten regiert? Doch vielleicht sollte man nur fragen: ist denn die Einfalt so allgemein, daß man nicht einsieht, warum eine Französische Armee jede andre schlagen muß, ohne daß Französisches Gold dabei im Spiele ist? — Was Massenbach betrifft, so braucht man ihn nur persönlich zu kennen, um die Ueberzeugung zu haben, daß in sein Herz kein Gedanke an Untreue und Verrath kommen kann. Wer ist in seinen Bedürfnissen einfacher, als er! Wer ist selbst in einer beschränkten Lage so liberal, als er sich bei jeder Gelegenheit gezeigt hat! Charakteren dieser Art ist die Habsucht eben nicht eigen. Wäre Preussen zu retten gewesen, so würde es, wir sagen dies mit der vollsten Ueberzeugung, durch ihn gerettet worden seyn. Da

er aber mit seinen Ideen überall an die Leerheit stieß, so mußte er, zum Unglück für ihn selbst, dazu beitragen, daß der Zusammensturz der Monarchie beschleunigt wurde; denn was gerettet werden sollte, konnte nur durch das Zusammenwirken der Einsichtsvollsten und Tugendhaftesten gerettet werden. Er war unstreitig der Cato von Utika im Preussischen Staate; aber war dies seine Schuld, und nicht vielmehr die Schuld Derer, für welche das Ideale nur in der Bücherwelt zu Hause gehört, und die, so lange es Gott gefällt, die Macht lieber genießen, als verdienen wollen?

Das Schicksal, welches Massenbach dadurch hat, daß man ihn jetzt von allen Seiten anfeindet und verfolgt, würde beklagenswerth seyn, wenn es nicht in der Natur der Sache gegründet wäre;

denn die Gemeinheit will ihr Privilegium behaupten, welches zu allen Zeiten darin bestanden hat, auf das zu schimpfen, was sie nicht begreifen kann. Er würde sich selbst entehren, wenn er es nicht mit Gelassenheit ertrüge.

Galerie Preussischer Charaktere.

Zweite Abtheilung:

Cabinetsräthe, Staatsminister und Gelehrte.

I.

Der Cabinetsrath Beyme.

Die Cabinets-Regierung Friedrichs II ging auf seinen nächsten Nachfolger über. Unstreitig würde dieser König dem Staate, an dessen Spitze er mit so vielem Erfolge gestanden hatte, eine unermeßliche Wohlthat erzeigt haben, wenn er die organischen Gesetze desselben in so fern verbessert hätte, daß sein Genie und seine vielumfassenden Einsichten durch gesellschaftliche Körper ersetzt worden wären, welche die königliche Macht zugleich beschränkt und verstärkt hätten.

Allein, wenn man auf der Einen Seite bemerkt, daß Friedrich der Zweite in den Fesseln seines Jahrhunderts ging, d. h. von Vorurtheilen geleitet wurde, welche einer solchen Schöpfung durchaus ungünstig waren; und wenn man auf der ändern erwägt, daß die Entstehung der gesellschaftlichen Körper im Preussischen Staate, wie allenthalben, nur durch die Aufhebung des Unterschiedes zwischen den Ständen bewirkt werden konnte: so begreift man vollkommen, warum Friedrich die Cabinets-Regierung ruhig forterben ließ. Was unter seiner Leitung das erste Staats-Büreau gewesen war, das artete unter seinem Nachfolger in Oligarchie aus. Das Uebel hatte den höchsten Grad der Verschlimmerung erreicht, als Friedrich Wilhelm der Dritte das schwierige Geschäft übernahm, den wankenden Staat von dem Rande des Abgrundes zurück zu

ziehen,

ziehen, in welchen er stürzen wollte. Eine neue Organisation des Cabinets schien dazu hinreichend. Die Zahl der Cabinetsräthe wurde vermindert; und eigentlich behielt der König nur einen einzigen. Dies war der Cabinetsrath Menken, ein Mann, der bei weitem mehr schöner Geist, als rüstiger Geschäftsmann, war, und deshalb seinen Posten kaum zur Hälfte ausfüllte. Kränklichkeit kam dazu, um Menken für seine große Bestimmung noch unbrauchbarer zu machen; und da er selbst um einen Gehülfen, oder vielmehr um einen Nachfolger, bat, so wählte Friedrich Wilhelm der Dritte unter allen den Männern, die seine Minister ihm in Vorschlag gebracht hatten, den damaligen Kammergerichtsrath Beyme zu seinem Cabinetsrathe.

Beyme ist von mittlerer Statur und einem festen Körperbau. In sei-

nem männlich schönen Gesichte macht der Physiognom sogleich die Entdeckung, daß von jenem göttlichen Feuer, welches Prometheus dem Himmel entwendete, ein starker Funken in sein Wesen übergegangen seyn müsse; besonders strahlt sein Auge eine Phantasie, durch welche es sehr anziehend wird. Obgleich seine Haltung nichts Schönes hat, so ist darin doch nicht die mindeste Ungeschicklichkeit; und hat man keine Vorurtheile, so bemerkt man mit Vergnügen, daß sein Gang alle die Festigkeit zeigt, welche den Mann von Charakter und den durchaus rechtschaffenen Mann ankündigt. Der Ton seiner Stimme ist sonor, und sein Ausdruck hat, ohne irgend ein Studium zu verrathen, die Bestimmtheit eines durch Geschäftsführung gebildeten Geistes. Sein Betragen gegen Andere richtet sich unstreitig nach seiner Idee von den Personen, die sich ihm nä-

hern; so wie ihn aber die Meisten kennen lernen, ist eine gewisse — soll ich sagen Kälte, oder Härte? — in seinem Betragen. Man hat hieraus auf einen Mangel an Seele geschlossen, und von Stolz, oder wohl gar von Hochmuth, gesprochen. Ich glaube indeß, daß diese Kälte oder Härte des Betragens mehr gemacht, als natürlich ist, mehr auf die Rechnung des Cabinetsraths, als des Menschen in Beyme, gesetzt werden muß. Täuschen nicht alle physiognomische Kennzeichen, so ist Beyme ein sehr gefühlvoller Mann. Nöthigt ihn aber nicht seine ganze Lage im Leben, der Welt ein Geheimniß aus seinem Wesen zu machen, da Jeder ihn bei seiner schwachen Seite zu fassen sucht, und gern mit ihm durchgehen möchte?

Vielleicht würde seine Liebenswürdigkeit im Umgange Alle ohne Ausnahme wieder gewinnen, wenn er in

seinen Grundsätzen hoch genug stände, um dem Imperator Titus ähnlich zu seyn, der, ohne jemals mehr zu versprechen, als er leisten konnte, dennoch Keinen niederschlug oder traurig entließ. Wie dem aber auch sey: immer wird es dem Cabinetsrath Beyme zur Ehre gereichen, daß er die Freunde seiner Jugend weder verließ, noch sie hoch genug empor hob, um der Partheilichkeit beschuldigt werden zu können. Jenes verkündigt ein edles Gemüth; dieses einen klaren Verstand. Auffallend möchte man es an diesem Manne finden, daß er mit den von der Natur erhaltenen Anlagen keine Leidenschaft für die schönen Künste oder für irgend eine von denen Wissenschaften faßte, die man die strengen nennt; sondern sich, gleich einem gemeinen Erdensohn, auf das Studium der Jurisprudenz beschränkte. Was mich betrifft, so getraue ich mir nicht,

dies Problem zu lösen, so natürlich ich es auch im Uebrigen finde, daß Beyme als praktischer Jurist seine Wissenschaft zu heiligen verstand, und sich dadurch die Achtung des ganzen Kammergerichtes erwarb. Dürfte ich über Beyme mit Einem Worte urtheilen, so würde ich von ihm sagen: er gehört zu denen Charakteren, welche man die religiösen nennt — das Wort Religion in dem Sinne genommen, worin es zugleich Gewissenhaftigkeit und Erkenntniß des Göttlichen bezeichnet. Die unbefangene Freude, welche ihm im Umgange mit seinen Freunden eigen ist, würde meiner Charakteristik sehr das Wort reden.

Es lag wohl in der Natur der Sache, daß ein solcher Mann mit Friedrich Wilhelm dem Dritten nicht in das enge Verhältniß eines Cabinetsraths zum Staats-Chef treten konnte, ohne zu

einer Bedeutung empor zu steigen, wie sie vor ihm noch kein Cabinetsrath gehabt hatte. Dies wurde zum Theil durch die Individualität des Königs, zum Theil durch den Umstand bewirkt, daß Beyme der Einzige war, der als wirklicher Cabinetsrath da stand. Sobald man diese Bedeutung merkte, fing man auch an, sie zu verabscheuen: nicht, als wenn man dazu irgend einen soliden Bewegungsgrund gehabt hätte; hieran fehlte es gänzlich, da Beyme sich wohl in Acht nahm, seine Gewalt zu mißbrauchen, oder eine Schwäche zu offenbaren: sondern der Haß ging bloß aus dem Verhältnisse hervor, in das die adeligen Staatsminister zu dem bürgerlichen Cabinetsrath traten, in welchem sie, wo nicht den Staats-Chef, doch wenigstens einen Premier-Minister, sahen. Wie sehr man auch vorher Beyme'ns Rechtschaffenheit und Einsichten

das Wort geredet hatte, so schämte man sich jetzt doch nicht, von ihm, als von einem bloßen Juristen, zu sprechen, welcher der Form das Wesen aufopfere. Im Grunde war niemand davon weiter entfernt, als Beyme; und ob er gleich jetzt selbst nicht leugnen würde, daß bei seinem ersten Eintritt in das Cabinet seinen Einsichten die Vollständigkeit gefehlt habe, die den wahren Staatsmann bildet; so waren doch alle Die, welche nur den Juristen in ihm sahen, noch zehnmal weniger Staatsmänner, als er; denn er hatte wenigstens den Vorzug, Eine Wissenschaft kultivirt zu haben, während Jene die Unwissenheit selbst waren (den Minister Struensee ausgenommen, der sich nie solche Urtheile erlaubte), und ihre Virtuosität nur in ihre Persönlichkeit setzen konnten.

Diesen Haß, der mit jedem Tage

wuchs, zu besänftigen, gab es mehrere Mittel. Beyme wählte von allen das, welches ihm am wirksamsten schien: es wurde nämlich, in der Person des bisherigen Cabinets-Sekretärs Lombard, ein zweiter Cabinetsrath creirt. Von jetzt an ressortirte die ganze Verwaltung des Innern und Aeußern der Preussischen Monarchie an zwei Bürgerliche, die, ob sie gleich nur den bescheidenen Titel „Cabinetsräthe" führten, dem Wesen nach, die ersten Minister waren. Die adeligen Departements-Chefs hätten darüber vor Unmuth vergehen mögen. Sie wendeten sich von Zeit zu Zeit mit ihren Vorschlägen an den König selbst; je weniger dieser aber seiner eigenen Einsicht trauete, desto gewisser wurden sie an die Cabinetsräthe verwiesen. Der Haß, den Beyme durch sein Verhältniß zu dem Monarchen auf sich geladen hatte, wurde dadurch ver-

mehrt; und wenn Lombard es nur mit dem sogenannten Cabinets-Minister zu thun hatte, so mußte Jener sich gefallen lassen, von der ganzen Schaar der übrigen Minister angefeindet zu werden.

Es gab vielleicht ein Versöhnungsmittel: dies war das „sich adeln lassen.“ Davon Gebrauch zu machen, hing nur von Beyme ab, der, als ein begüterter Mann, nur desto mehr berechtigt war, dem ersten Stande beizutreten, da einmal Adel und erster Stand im Preussischen Staate einerlei war. Was ihn davon abgehalten hat, ist nie bekannt geworden. Genug, er hat sich nie adeln lassen; und diese Zurückhaltung mag nun mit einem Grundsatze zusammen gehangen haben, oder aus einem richtigen Instinkt abgeflossen seyn: immer gereicht es ihm zur größten Ehre, daß er kein solcher Thor war, wie Rienzo Rienzi, der, als Volkstribun, sich zum Ritter

schlagen ließ, um bald darauf den Kopf zu verlieren. Unstreitig würden die adeligen Minister ihr Verhältniß zu dem Cabinet geduldiger ertragen haben, wenn Beyme Herr von Beyme geworden wäre; aber alsdann hätte der Cabinetsrath auch seine ganze Autorität hingegeben und sich folglich zur Null gemacht. Indem nun die Sachen in dem alten Geleise blieben, fuhr man fort, auf die Rechnung der Person zu schreiben, was nur auf die Rechnung des Verhältnisses gebracht werden sollte. Ohne die mindeste Rücksicht darauf zu nehmen, daß, bei der einmal bestehenden Staats-Organisation, der erste Cabinetsrath durchaus ein Bürgerlicher seyn, und daß jeder andere Bürgerliche, den man an Beyme'ns Stelle bringen konnte — vorausgesetzt nur, daß er ein Mann von Charakter war —, mehr oder weniger gerade eben so handeln

mußte, wie Beyme: bekämpfte man im Grunde bloß seinen Nahmen, um für den eigenen Ehrgeitz Spielraum zu gewinnen, und fiel damit so in's Lächerliche, daß man sich hätte schämen sollen. Diese Unwissenheit hatte übrigens die sehr natürliche Folge, daß das Regierungs-Personal mit sich selbst in Kampf gerieth, und daß aus diesem Kampfe nichts Gesundes hervorgehen konnte.

Ich habe in diesem Augenblick ein Memoire vor mir liegen, worin ein Preussischer Staatsminister auf eine Veränderung in der Regierungsverfassung anträgt, welche, seiner Idee nach, darin bestehen soll, daß Friedrich Wilhelm der Dritte alle Regierungsgeschäfte persönlich mit 5 Ministern abmache, die eine Art von Staatsrath zu bilden bestimmt wären. In diesem, mit den echten Grundsätzen der Staatsorganisation nicht ganz verträglichen Memoire, wird

gesagt: „Der Cabinetsrath Beyme besaß als Kammergerichtsrath Achtung wegen seines geraden und offenen Betragens, seiner gründlichen und gesunden Beurtheilung und seiner Arbeitsamkeit. Er besitzt Kenntnisse der Rechtsgelehrsamkeit; die zur Leitung der inneren Angelegenheiten nothwendigen staatswirthschaftlichen Kenntnisse aber fehlen ihm gänzlich. Das neue Verhältniß, in welches er als Cabinetsrath kam, machte ihn übermüthig und absprechend; die .... ward ihm nachtheilig, und seine genaue Verbindung mit Lombard und dessen Familie untergrub seine Sittenreinheit, wie seine Liebe zum Guten, und verminderte seine Arbeitsamkeit."

Das ist etwas partheiisch charakterisirt! Derselbe Minister, welcher dem Cabinetsrath Beyme hier den Vorwurf macht, daß es ihm an den zur Leitung des In=

nern eines Staates nothwendigen staatswirthschaftlichen Einsichten fehle, hatte um eben die Zeit, wo er dies niederschrieb, sich zu einem Schritte verleiten lassen, dessen Fehlerhaftigkeit er selbst nunmehr gewiß einsieht. Alle übrige Vorwürfe übergehe ich mit Stillschweigen, weil sie so beschaffen sind, daß, wenn sie wahre Vorwürfe seyn sollten, auf Gottes Erde vielleicht kein Individuum existirte, dem man nicht, mehr oder weniger, eben dieselben, oder doch ähnliche, machen könnte.

Man hat dem Cabinetsrath Beyme aber auch noch den Vorwurf gemacht, daß er sich auf seinem vortheilhaften Standpunkte sehr bereichert habe; und dieser Vorwurf würde bedeutender seyn, wenn er gegründet wäre. Daß sich das Vermögen eines Cabinetsraths vermehrt, liegt in der Natur der Sache, vorzüglich wenn er, wie Beyme, von Hause

aus Vermögen besitzt; denn er hat im Grunde nicht viel Gelegenheit zu depensiren, und seine Einnahme ist bedeutend genug, um Ersparungen zu erlauben. Es kommt aber noch dazu, daß ihm Geschenke gemacht werden, die er, mit dem besten Willen unbestechlich zu seyn, nicht von sich weisen kann, weil sie von Personen herrühren, die er, wenn sie es einmal wagen, ihn zu beschenken, nicht stoisch zurückweisen und — was damit einerlei ist — vor den Kopf stoßen darf. Besser wäre es freilich, dergleichen fände gar nicht Statt; allein, um es gänzlich zu verhüten, würde vor allen Dingen erforderlich seyn, daß der Cabinetsrath in staatsbürgerlicher Würdigung nicht hinter dem ihm anvertraueten Posten zurück stände. Der Organisations-Fehler, den man bei Anstellung des Cabinetsraths begangen hat, besteht wesentlich darin, daß seine *wirkliche* Macht

größer ist, als seine scheinbare. Aus diesem Mißverhältnisse gehen Verwickelungen aller Art hervor, unter denen die, daß man einem Cabinetsrath ein Geschenk anbieten kann, wahrlich nicht die unbedeutendste ist. Doch dies Mißverhältniß entspringt aus dem Unterschiede der Stände, und wird also bestehen, so lange dieser Unterschied dauert.

Nach allen diesen Bemerkungen über einen Mann, den ich in eben dem Maße achte, als ich seine Verhältnisse begreife, wird es mir hoffentlich erlaubt seyn, die Fragen aufzuwerfen: warum schränkte sich Beyme, da er doch unabhängig in Ansehung seines Umganges war, auf seine Jugendfreunde und Verwandten ein? Warum suchte er nie die Gesellschaft von Gelehrten, und zwar von solchen Gelehrten, deren Unterhaltung seinen Gesichtskreis erweitern und sein Urtheil schärfen konnte? Warum begnügte er

sich in Hinsicht der Kunst mit der bloßen Notiz? Warum ging Er, der vor allen Uebrigen berufen war, den Kampf mit der Feudal-Aristokratie energisch zu führen, troß allen Aufforderungen, die sie ihm selbst gab, immer nur mit halbem Gemüthe zu Werke? und warum duldete er, daß sie den Staat in solche Krisen warf? — Andere haben ihm Vorwürfe gemacht; ich werfe nur diese Fragen auf. Beantworte sie, wer da kann! Es giebt Dinge, bei denen man ausrufen muß:

Scit Genius, natale comes qui temperat astrum,
Naturae Deus humanae, mortalis in unum-
Quodque caput, vultu mutabilis, albus, et ater.

II.

Der Cabinetsrath Lombard.

Der Verfasser des von mir so eben angeführten Memoire drückt sich über diesen Geheimen Cabinetsrath folgendermaßen aus:

„Der Geheime Cabinetsrath Lombard ist physisch und moralisch gelähmt und abgestumpft. Seine Kenntnisse schränken sich auf Französische Schöngeisterei ein. Die ernsthaften Wissenschaften, womit der Staatsmann und der Gelehrte sich befassen, haben diesen frivolen Menschen nie beschäftigt. Seine frühzeitige Theilnahme an den Orgien des

Ritz und der Gräfin Lichtenau, und seine frühe Bekanntschaft mit den Ausschweifungen dieser Menschen, haben sein moralisches Gefühl erstickt, und an dessen Stelle eine vollkommene Gleichgültigkeit gesetzt. In den unreinen und schwachen Händen eines Französischen Dichterlings von niederer Herkunft (sein Vater war Perüquenmacher), eines Roué, der mit moralischer Verderbtheit eine gänzliche physische Lähmung und Hinfälligkeit verbindet und seine Zeit in dem Umgange leerer und erbärmlicher Menschen mit Spiel vergeudet, ist die Leitung der auswärtigen Verhältnisse des Preussischen Staates, in einer Periode, die in der neueren Staatengeschichte nicht ihres Gleichen findet!"

Wie herabwürdigend auch diese Charakteristik ist, so wage ich es doch nicht, ihr zu widersprechen. Es hat zu allen Zeiten Männer gegeben, welche zugleich

in sinnlichen Genüssen schwelgen, und ihrem Geiste ungemeine Kraft-Aeußerungen abgewinnen konnten; eine kräftige Sinnlichkeit scheint sogar die Bedingung der geistigen Energie im Menschen zu seyn. Zu diesen außerordentlichen Männern gehört aber der Cabinetsrath Lombard gar nicht. Friedrich der Zweite nahm ihn aus dem Gymnasium, und brauchte ihn im Cabinet als Sekretär. Durch seine natürliche Flüchtigkeit wurde er in jeden Strudel hinein gezogen, und unter der Regierung Friedrich Wilhelms II zu einem wirklichen Roué ausgebildet. Bei seiner Leerheit an allen soliden Kenntnissen, die er sich zu erwerben keine Gelegenheit hatte, ist er verliebt in seine einzige Geschicklichkeit, einen guten Französischen Vers zu machen. Da er von allen Idealen verlassen und eben deswegen, wie ohne innere Mittel, so ohne

Schamhaftigkeit ist, so war er in seiner Eigenthümlichkeit nicht mehr abzuändern, als er im Jahre 1800 zum Cabinetsrath ernannt wurde. Das armselige Talent, einen nichtssagenden Französischen Brief an gekrönte Häupter schreiben zu können, war die Grundlage seines Glückes. Nie hat man bemerkt, daß er die Verhältnisse der Staaten gekannt oder kennen zu lernen gewünscht hätte. Von Frankreichs Verhältnisse zu England — von diesem wichtigen Verhältnisse, welches das Schicksal der Welt entscheiden mußte — hatte er vollends nicht das Mindeste begriffen. Schwerlich wird man es glauben, und doch ist es nur allzu wahr, daß dieser im Preussischen Staate durch seinen Standort im Cabinet nur allzu bedeutende Mann erst im Jahre 1805 anfing, endlich einmal Friedrichs des Zweiten hinterlassene Werke zu lesen — wiewohl er

es in dieser Lectüre nicht weit brachte, da sie nur die lange Weile tödten sollte, welche mit dem Aufenthalte in Charlottenburg verbunden war. Wie interessant auch sein Wirkungskreis in jeder Hinsicht seyn mochte, so haßte er ihn doch bei weitem mehr, als er ihn liebte; und was war natürlicher, als dies, da seine Ansicht von der Politik sich mit keinem Aufschwung vertrug? Der glückliche Erfolg, womit er in seinen Jünglingsjahren metrische Uebersetzungen aus den Werken des Ossian und des Virgil gemacht hatte, blieb ihm immer gegenwärtig, und erregte in ihm den Wunsch, als Französischer Dichter zu gelten. In der Akademie der Wissenschaften (ein Institut, welches seit Friedrichs des Großen Zeiten zu einem Hospital geworden ist, und zu dessen Mitgliedern er gehört) las er vor einigen Jahren am Geburtstage des Einzigen eine Ode, worin er

sagte, daß sein König, wenn er endlich einmal den Degen zöge, sich als einen Helden bewähren würde; und man bewunderte damals diese Ode als ein Meisterstück, ich weiß nicht ob der Frechheit, oder der lyrischen Poesie. Sein größter Ehrgeitz ist wohl immer gewesen, eine Französische Tragödie zu Stande zu bringen; es hat ihm aber damit nicht gelingen wollen, und auf ihn liesse sich anwenden, was, ich weiß nicht mehr welcher Französische Kritiker sagte, daß, pour faire une bonne tragédie, il falloit avoir des bons c...ll..s; denn da er von übermäßigen Genüssen entnervt ist, so kann er sich in einem Alter von einigen nnd vierzig Jahren kaum noch aufrecht halten und eine andere Anstrengung ertragen, als die am L'hombre-, oder Whist-Tische.

Es war seine Bestimmung, den Preussischen Staat im Jahre 1805 zu retten.

Mit dem Nachdruck eines patriotischen Gemüths mußte er die Idee einer vollkommenen Neutralität bekämpfen, weil sie durchaus unrichtig war; und da Preussen nur zwischen dem Englischen und dem Französischen Interesse zu wählen hatte, so mußte er auf eine entschlossene Unterstützung des letzteren dringen, der Herr von Hardenberg und der Herzog von Braunschweig mochten mit ihm einverstanden seyn, oder nicht. Wie wenig entsprach er dieser Bestimmung! Wie wenig hatte er sich bis zu der Idee erhoben, welche die zu nehmende Partie mit Sicherheit finden lehrt!

Daher war er denn im folgenden Jahre genöthigt, jenes berüchtigte Manifest zu schreiben, zu welchem die Phrasen aus so vielen Winkeln zusammen gelesen sind, daß es auf einer Art von Folterbank gemacht zu seyn scheint: ein Produkt, welches in Betracht der

Anstrengungen, die es ihm gekostet hat, gewiß den Herkulischen Arbeiten gleich gesetzt werden muß.

Zu eben der Zeit, wo dies Manifest in Berlin bekannt gemacht wurde, war Lombard damit beschäftigt, das Archiv einpacken zu lassen; denn man hatte keine Zeit zu verlieren, da man in einem einzigen Tage zwei Schlachten geliefert hatte und in beiden geschlagen worden war. Schwerlich ist jemals ein Krieg mit größerem Mangel an Verstand geführt worden; das Auffallendste darin ist aber, daß alle Die, von welchen er herbei geführt wurde, ihn eben so sehr fürchteten, als wünschten, und daß sie ihres Unterganges schon gewiß waren, ehe noch das gefährliche Spiel seinen Anfang genommen hatte.

Welcher Mißverstand dem Cabinetsrath Lombard in Stettin das traurige Schicksal bereitete, auf Befehl der Kö-

nigin, wie ein gemeiner Verbrecher, in die Wache geschleppt, und von dem Pöbel unterweges mit Koth beworfen zu werden, ist mir nicht bekannt geworden. Es scheint aber, als sey dieses Verfahren gegen einen solchen Schwächling, wie Lombard in jeder Hinsicht ist, allzu hart gewesen. So muß auch Friedrich Wilhelm der Dritte empfunden haben, da er Hrn. Lombard ohne weitere Untersuchung befreiete.

Nach dem Frieden von Tilsit ist Lombard zum beständigen Sekretär der Akademie der Wissenschaften ernannt worden. Man hätte ihn in jedes andere Spital bringen können, voraus gesetzt, daß man ihm Pension genug gegeben hätte, täglich eine Partie L'hombre zu spielen. Seine Tragödie wird wohl eben so unbeendigt bleiben, wie seine eigene Entwickelung.

III.

Friedrich Wilhelm, Graf von der Schulenburg=Kehnert.

Es giebt Köpfe, über welche man nicht eher ganz in's Reine kommt, als bis sie vom Schicksal auf eine ganz ungewöhnliche Probe gesetzt werden. So lange alles in seinem Gange bleibt, glänzen sie, wie Sterne erster Größe, und niemand läßt sich einfallen, sie mit jenen Phönizischen Gottheiten zu vergleichen, auf deren Schultern man einen Ochsenkopf setzte, um dadurch ihre Allmacht anzudeuten. Treten aber außerordentliche Umstände ein, die sie weder berech=

nen noch beherrschen können; so verschwindet der erborgte Schimmer, womit sie bis dahin umgeben waren, und sie stehen so dumm und einfältig da, wie Pudel, die gewohnt sind, einen Bratenwender zu drehen, und zu deren Schrecken nun dieser Bratenwender, dessen Mechanismus sie nicht begreifen, plötzlich zusammenfällt.

Wenn für irgend einen Minister des Preussischen Staates, so mußte man für den Grafen von der Schulenburg-Kehnert jene Achtung empfinden, die sich beim Anblick der Gewalthaber so gern von selbst aufdrängt. Für ihn sprach das Vertrauen, welches drei auf einander folgende Könige in seine Einsicht setzten; für ihn der Gedanke, daß er beinahe alle Verwaltungszweige versucht hatte, und folglich, mehr, als tausend andere Minister, eine klare Ansicht von dem Ganzen der Regierung

haben mußte; für ihn erklärte man sich nothwendig, sobald man Werth auf eine lange Erfahrung setzte. Trat man ihm näher, so lernte man einen Mann kennen, der durch sein Aeußeres zu gebieten verstand, mit Präcision sprach, und, wenn es ihm an Gründen für seine Meinung fehlte, verschlagen genug war, auf der Stelle an seine Erfahrung zu appelliren: — gerade, als ob diese Erfahrung Resultate gewährt hätte, von welchen die übrigen Sterblichen sich nichts träumen liessen! Eine seiner gewöhnlichen Ausflüchte war, zu sagen: „das sind schöne Träume, welche für die Wirklichkeit gar keinen Nutzen haben. Die Welt ist eine Welt von Verhältnissen, und nicht von Ideen; man muß sich zu fügen wissen, um zu gelten," u. s. w.

Es ist ein gewöhnlicher Tic der Geschäftsmänner, keine andere Einsicht gelten zu lassen, als die, zu welcher das

Pragmatisiren führt. Wie alles von einer Idee ausgeht und dahin zurückkehrt, davon haben sie durchaus keine Ahnung. Sie sprechen zwar nur allzu häufig von ihrer Erfahrung; was ist das aber für eine Erfahrung, die in lauter Fragmenten und Parcellen zum Vorschein tritt, und Grundsätze weder kennt, noch achtet?

Ich habe oft gedacht, daß es besser um die Welt stehen würde, wenn Diejenigen, welche die Leitung der Geschäfte übernehmen, lieber mit der Idee an's Werk gingen, als zur Idee durch das Werk zu gelangen suchten.

Das Leben des Individuums ist allzu kurz, als daß seine eigene Erfahrung ihm zur Idee verhelfen könnte; dazu kommt noch, daß in der Hitze und unter den mannichfaltigen Zerstreuungen des Pragmatisirens allzu wenig Zeit zum Verallgemeinern übrig bleibt. Um

mit einiger Sicherheit in die Region der Ideen zu gelangen, muß man studieren, d. h. die Erfahrung aller Zeiten mit der seinigen in Verbindung setzen; und wer dies vernachlässigt, entweder, weil er es für allzu mühevoll, oder für überflüßig hält: dessen Erfahrungen, und wenn er sie auch für noch so köstlich ausgeben sollte, werden immer einen sehr geringen Werth haben. Mylord Bacon, ein sehr competenter Richter, spricht Denen, die nicht einen bedeutenden Theil ihres Lebens unter Studien zugebracht haben (qui non in libris evolvendis operam collocarunt) sogar die Fähigkeit zu Staatsgeschäften ab, indem er in ihnen nur leidige Empyriker sieht, die niemals wissen, woran sie sich festhalten sollen.

Große Verwaltungs-Talente konnten sich im Preussischen Staate um so weniger entwickeln, da es, während der

drei letzten Regierungen, gewissermaßen Grundsatz geworden war, an die Spitze der vornehmsten Departements-Verwaltungen einen gewesenen Militär zu stellen. Die Voraussetzung hierbei war, daß die Maschine einmal aufgezogen sey; daß sie, um in der gehörigen Bewegung zu bleiben, nur eines Schwungrades bedürfe, und daß dazu niemand besser tauge, als ein von Jugend auf zu Pünktlichkeit dressirter Soldat von Stande. In so fern man nach dieser Maxime verfuhr, konnte man an der Stelle des Verstandes immer nur den Mechanismus erzielen. Unter einem solchen Könige, wie Friedrich der Zweite, ließ sich dies Unglück leicht ertragen; denn wenn auch die Einsicht aus der ganzen Regierungsmaschine verschwand, so blieb sie doch in ihm zurück. Unter seinem Nachfolger verhielt es sich ganz anders. Die Preussischen Minister, welche

an einen, nicht bloß starken, sondern sogar höchst furchtbaren, Impuls gewöhnt waren, fühlten sich nach Friedrichs Tode, wie verlassen; und indem sie sich weder zu rathen noch zu helfen wußten, konnte das Regieren wohl nicht anders als in eine Vielschreiberei ausarten, die, im Ganzen genommen, immer ein klägliches Resultat giebt. Schon im Jahre 1803 sagte mir einer meiner Freunde in Berlin, der viele andere Ereignisse voraus gesehen hat: „diese Büreau-Regierung wird noch einige Jahre dauern, und wenn sie dann, entweder durch ihre eigene Kraftlosigkeit, oder durch einen Stoß von außen, zusammen stürzt, so wird man die größte Mühe haben, einen Mann zu finden, der ein neues Werk aufbauet."

Auch der Graf von Schulenburg-Kehnert verdankte seine Anstellung im Civil dem Umstande, daß er Militär gewe-

gewesen war. Die Laufbahn eines Landraths im Salzwedelschen Kreise war, wie die eines Vice-Direktors der Magdeburgischen Krieges- und Domänen-Kammer, bald zurück gelegt. In einem Alter von neun und zwanzig Jahren, trat er den Posten eines sogenannten „wirklichen Geheimen Staats- und Kriegsraths, Vice-Präsidenten und dirigirenden Ministers bei dem General-Direktorio" an. Seine ungemeine Brauchbarkeit als Instrument erwarb ihm das Wohlwollen Friedrichs in einem so hohen Grade, daß er beinahe unter der Last des Vertrauens erlag, welches dieser König in ihn setzte. Beim Ausbruch des Baierischen Krieges wurde ihm das Kriegs-Ministerium und die Disposition über die Kriegs-Kassen übertragen; und nachdem er im Jahre 1782 zum Chef der Seehandlung ernannt worden war, erhielt er zwei Jahre dar-

auf aus den Händen des großen Königs den schwarzen Adlerorden. Von Friedrich Wilhelm dem Zweiten wurde er in den Grafenstand erhoben, ohne daß dieser König ihm wohl wollte. Er nahm bald darauf seinen Abschied, und lebte beinahe vier Jahre hindurch auf seinen Gütern im Magdeburgischen. Die Unfähigkeit des Ministers, Grafen von der Schulenburg-Blumberg, der ihm in dem wichtigsten Theile seiner Funktionen gefolgt war, rief ihn aus seinem Exil zurück; und um ihn wegen einer früheren Ungnade zu beruhigen, machte ihn Friedrich Wilhelm der Zweite zum Generallieutenant von der Cavallerie und zum dirigirenden Präsidenten des, gerade damals organisirten, Ober-Krieges-Collegiums. Ein Jahr darauf (May 1791) wurde er zum Cabinets-Minister ernannt. Als solcher begleitete er 1792 Friedrich Wilhelm den Zweiten nach

Ansbach, Mainz und in die Französische Campagne. War es das Gefühl seiner Unfähigkeit zu solchen Geschäften, was ihn im Anfange des folgenden Jahres bewog, diesen wichtigen Posten niederzulegen, sich mit dem Krieges-Ministerium und der Direktion der Bank und Lotterie zu begnügen und sich für einige Monate auf seine Güter zurück zu ziehen? — Ich werde sogleich noch mehr hierüber sagen.

Zu Ende des Jahres 1793 kehrte er zu der Armee am Rhein zurück, und übernahm im folgenden Jahre das Gouvernement in der Stadt Frankfurt am Mayn. Im Jahre 1795, bald nach dem Baseler-Frieden, bat er um seine Entlassung; er erhielt sie aber nicht. Das Banco- und Lotterie-Departement verwaltete er mehrere Jahre hindurch, von seinen Gütern aus; und als Friedrich Wilhelm der Dritte den Thron

bestiegen hatte, wurde er, „wegen seiner vieljährigen Erfahrungen, wegen seiner gründlichen Kenntnisse in allen Theilen der Staats-Administration, seines eisernen Fleißes, seiner erprobten Rechtschaffenheit und des allgemein erworbenen Vertrauens" nach Berlin zurück gerufen, zum General-Controllör der Finanzen, und bei der nächsten Revüe zum General von der Cavallerie ernannt. Bald darauf folgten die Posten eines Ober-Aufsehers über den Königlichen Schatz, eines General-Postmeisters und eines Direktors der Lotterie. Im Jahre 1802 erhielt er den Auftrag, die neu erworbenen Provinzen in Besitz zu nehmen und zu organisiren. Derselbe Auftrag wurde ihm 1806 in Ansehung Hannovers zugetheilt. Der Krieg rief ihn zurück, weil er als Guvernör von Berlin angestellt werden sollte. Er verließ

diese Hauptstadt am 21sten October, um dem Könige nach Preussen zu folgen. Nach der Schlacht bei Eilau ging er auf seine Güter. Der Friede von Tilsit machte ihn zum Unterthan des Königs von Westphalen. So wurde endlich der Zusammenhang zerrissen, in welchem er bis dahin mit den drei letzten Regenten des Brandenburgisch-Preussischen Hauses gestanden hatte.

Man sieht aus diesem Abrisse, daß der Graf von der Schulenburg-Kehnert in einer Periode von etwa 35 Jahren das größte Vertrauen der Könige von Preussen genossen hat und mit jeder Art von Auszeichnung überschüttet worden ist; und es verlohnt sich nun wohl der Mühe, einige Augenblicke zu untersuchen, in wie fern er dieses Vertrauens und dieser Auszeichnungen würdig war.

Während des Zeitraums von 1771 bis 1786 kann der Graf von der Schu-

lenburg-Kehnert nicht als eigentlicher denkender Staatsmann in Betrachtung kommen; denn diese lange Periode hindurch war er nur Werkzeug Friedrichs des Einzigen, und als solches gewiß ungemein brauchbar, doch deshalb nicht weniger Werkzeug, und folglich nur in erborgtem Lichte schimmernd.

Erst als er im May 1791 in das Cabinets-Ministerium trat, hatte er Gelegenheit, sich als ein Mann von eigenthümlichem Geiste und festem Charakter zu zeigen. Die Ursachen, um derenwillen der Graf von Herzberg als Cabinets-Minister seinen Abschied erhielt, sind bekannt genug. Gleichwohl wollen wir es noch nicht als einen entschiedenen Fehlgriff betrachten, daß Schulenburg-Kehnert den abenteuerlichen Feldzug nach Frankreich unterstützte. Freilich würde ein wahrhaft einsichtsvoller Minister, der die Erfahrung aller Zei-

ten zu der seinigen gemacht hätte, sich davor in Acht genommen haben: allein von der Einen Seite war Billigung dieser politisch-falschen Idee die unumgängliche Bedingung des Eintritts in das Cabinets-Ministerium; und, von der andern, liessen sich die Erfolge durchaus nicht so bestimmt vorher sehen, wie man sie in den nächsten Jahren kennen lernte. Bei weitem weniger läßt sich der Antrieb entschuldigen, den Schulenburg-Kehnert zu der letzten Theilung von Polen gab. Dieser Antrieb schloß zwei Fehler in sich, welche gleich-verderblich auf Preussen zurück wirken mußten: Einmal, berechtigte der Preussische Minister durch seine übereilten Eröffnungen gegen den Russischen Gesandten Alopäus das Russische Cabinet, die Schuld einer so gehässigen Sache, als die letzte Theilung von Polen war, Preussen beizulegen, wie es dies denn,

in seinem Manifeste auch wirklich that; zweitens zerstörte eben dieser Minister durch die Theilung von Polen das bisherige Verwaltungs-System im Inneren des Staates *).

Ich habe über diesen Gegenstand bereits oben gesprochen. War Schulenburg-Kehnert einmal entschlossen, dem Preussischen Staate das aplomb zu

*) Was der Graf von Herzberg zu Reichenbach zu Stande zu bringen suchte, war von ganz anderer Art. An Preussen sollten Danzig, Thorn und ein Theil von Groß-Polen abgetreten werden, Polen aber Galizien und Lodomerien zurück bekommen, Oestreich durch die Moldau und Wallachei entschädigt werden, und Rußland Bessarabien und Otschakow erhalten. England und Holland waren hiergegen, weil Preussen beiden keine Handelsvortheile zugestehen wollte. Doch, wäre Herzbergs Projekt ausgeführt worden, so hätte Polen als politische Macht fortgedauert, und die Begebenheiten müßten eine ganz andre Wendung genommen haben.
A. d. Uebers.

nehmen, welches er in Polen besaß, so mußte er zum Voraus wissen, wodurch er dies aplomb ersetzen sollte; und kannte er hierzu keine Mittel, so war sein Vorschlag zu der Theilung von Polen der Gedanke eines Albernen, wo nicht gar eines Unsinnigen. Die Folgen haben dies hinlänglich bewiesen. Von dem Augenblick an, wo Polen getheilt war und Südpreussen und Neu-Ostpreussen als Provinzen behandelt werden mußten, fielen jene Magazine Friedrichs des Zweiten, die den Nerven seiner Monarchie ausmachten, in Trümmer; Bedürfnisse der ersten Nothwendigkeit stiegen zu unerschwinglichen Preisen; ein großer Theil der Landes-Industrie (man könnte sagen, die ganze städtische Betriebsamkeit) ward ein Raub der Theurung; die Armee hatte keine zuverlässige Basis mehr; das ganze Heer von Königlichen Officianten war gewissermaßen zur Be-

ſtechlichkeit autoriſirt, und nur die Contingenz mit England konnte dem Staate noch eine gewiſſe, wenn gleich ſehr ſchwache, Haltung geben. Wer ſoll dies alles vorherſehen, wenn man eine ſolche Forderung nicht an einen Miniſter machen darf, der ſich als die erſte denkende Kraft im Staate darſtellt? Und warum ſah der Miniſter Schulenburg-Kehnert dies nicht vorher, da er doch ſiebzehn Jahre hindurch, unter Friedrich dem Zweiten, „wirklicher Geheimer Staats- und Kriegsrath, Vice-Präſident und dirigirender Miniſter bei dem General-Ober-Finanz-Krieges- und Domänen-Direktorio" geweſen war? Wir ſagen es mit Bedauern; aber die Wahrheit dringt uns die Behauptung ab, daß der Miniſter Schulenburg-Kehnert ſein Geſchäft, wie hundert Andere ſeines Standes, nur mechaniſch trieb, und — um hier ein oben gebrauch-

tes Bild noch einmal zu gebrauchen — wohl als ein guter Pudel den Bratenwender zu drehen wußte, aber weder von dem Zwecke, noch der Construktion dieses Bratenwenders etwas verstand. Er, er allein ist Schuld an dem Unglück, das den Preussischen Staat seit der Theilung von Polen gewissermaßen verfolgt hat; und verbindet er Ueberlegung mit Gewissen (woran man indeß wohl zu zweifeln berechtigt ist, da es, nach den gemeinen Begriffen, zum Wesen eines Staatsmannes gehört, keins von beiden zu haben): so muß er sich dies selbst sagen *). Ist ein solcher Fehler

*) Nie würde Friedrich der Zweite in die letzte Theilung Polens eingewilligt haben. Ich kann hierüber eine wenig bekannte Anekdote mittheilen. Potemkin äußerte in den Zeiten seiner Gunst einmal gegen den Herrn von H..., damaligen Preussischen Geschäftsführer in St. Petersburg, daß man bei der ersten Theilung Polens tiefer hätte einschneiden sollen

einmal begangen, so läßt er sich in der Regel nicht wieder gut machen; und wenn man, wie Schulenburg=Kehnert, nach einem solchen Streiche als Cabinets=Minister unter irgend einem Vorwande seinen Abschied nimmt, so beweiset man dadurch nur, daß man seine Unfähigkeit fühlt, aber nicht gesonnen ist, die Fehler derselben zu büßen.

Einfältige Schriftsteller, die, indem sie von Schulenburgs großem Verwaltungs=Talente sprechen, ihn

(qu'l auroit fallu couper plus avant dans le drap). Hr. v. H. erwiederte hierauf nichts, meldete aber seinem Könige Potemkins Aeußerung. Friedrich lobte H...'s Zurückhaltung, und berechtigte ihn, bei wieder vorkommenden Gelegenheiten zu erklären, daß an eine zweite Theilung nicht zu denken sey. Und in der That, Friedrich kannte den Vortheil seines Staates allzu gut, um in eine solche Theilung zu willigen.

A. d. Uebers.

zugleich einen gewaltigen H....jäger *) nennen — diese Einfältigen haben gemeint, der Preussische Staat würde vor seinen letzten Unfällen bewahrt geblieben seyn, wenn Schulenburg seinen Kredit gebraucht hätte, um sich zu der Höhe eines Premier-Ministers empor zu schwingen. Doch, sogar davon abgesehen, daß eben Schulenburg durch seinen Unverstand diese Unfälle herbei zog: was war denn in ihm, wodurch er berechtigt gewesen wäre, den Premier-Minister zu agiren? Es ist wahr, daß die Verbindung der höchsten Civil-Autorität mit dem Posten eines Generals von der Cavallerie großen Vorschub leistet; doch dadurch ist bei weitem noch nicht alles gethan: es werden auch Einsichten aller Art erfordert. Und

*) Man sehe die vertrauten Briefe, worin irgendwo dieses Urtheil gefällt wird.

hatte denn Schulenburg diese Einsichten? Durchsah er das Verhältniß zwischen Frankreich und England so vollkommen, daß er sich desselben hätte bemächtigen können? Kannte er den Culturgrad der Europäischen Welt genau genug, um nur das zu thun, was diesem gemäß war, und alles Uebrige wie die Pest zu fliehen? War er in Einverständniß mit dem Zeitgeiste in Ansehung aller der Veränderungen, welche für den gesellschaftlichen Zustand nothwendig geworden waren? — Nur unter diesen Bedingungen konnte der Preussische Staat gerettet werden; und so lange man nicht bewiesen hat, daß Schulenburg diese Bedingungen erfüllte, hat man in Beziehung auf ihn nichts Verständiges behauptet. Er selbst scheint seinen Werth weit besser gekannt zu haben. Mit einer großen Kraft fühlt man in einer so vortheilhaften Lage, wie

der Minister Schulenburg sie hatte, auch sehr leicht seinen Beruf; und wenn er unter Friedrich Wilhelms des Dritten Regierung die Aemter eines Staats-Tresorier, eines General-Controllörs, eines General-Postmeisters und eines Chefs der Königl. Bank, des Cassen-, Münz-, Stempel- und Lotterie-Direktors dem durchaus geistigen Geschäft eines Premier-Ministers vorzog, so beweiset dies mehr, als alles Uebrige, daß er zu dem letzteren nicht berufen war, und daß ihm Schmeichler einen solchen Beruf nur andichten konnten.

Während alle übrige Minister nur durch den Kanal der Cabinetsräthe auf Friedrich Wilhelm den Dritten einwirken konnten, hatte Schulenburg-Kehnert das Vorrecht, dem Könige wöchentlich einmal vorzutragen. Man nannte das in Berlin die Donnerstags-Conferenz. Welche Gegenstände in ihr zur

Sprache gekommen sind, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben; das weiß man aber mit ziemlicher Gewißheit, daß Schulenburg-Kehnert den König niemals über die Größe seiner Bestimmung orientirt und zur Erfüllung derselben aufgemuntert hat. Man könnte zwar sagen: dies sey nicht das Geschäft eines Ministers; allein wie will es der Minister, wenn er selbst ein Mann von Geist ist, vermeiden, seine Eigenthümlichkeit auf den Chef des Staats überzutragen? Schlaue Personen — wie es deren an allen Höfen giebt — versichern sogar, Schulenburg-Kehnert habe den König in den Donnerstags-Conferenzen nur von den Liebeshändeln und andern Erbärmlichkeiten der Hauptstadt unterhalten; und dies ist um so weniger unwahrscheinlich, da eben dieser Minister nach seiner Zurückkunft von Hildesheim an der Tafel des Königs nur von den

Liebes-

Liebesabenteuern der katholischen Geistlichkeit in den neu erworbenen Provinzen zu erzählen wußte, und folglich, trotz seinem Alter und der guten Meinung, die man von seinem Verstande hatte, nur den agréable machte. Als Chef der geheimen Polizei konnte es ihm nie an Schwänken fehlen; und diese Schwänke, wie jämmerlich sie auch in sich waren, paßten bei weitem mehr zu seinem Wesen, als er es selbst ahnen mochte.

Neu erworbene Provinzen, an der Spitze eines Corps von Truppen, in Besitz nehmen und organisiren, scheint Vielen ein Geschäft, das nicht dem Ersten dem Besten anvertrauet werden könne; besonders hält man das Organisiren für eine sehr bedeutende Sache. Im Allgemeinen mag es auch wirklich so seyn. Was aber den Grafen von der Schulenburg-Kehnert betrifft, so behandelte er, um sich sein Geschäft zu er-

leichtern, die Organisation des Preussischen Staats als ein Bett des Prokrustes. Die neu erworbene Provinz wurde in dieses Bett geworfen, es mochte für sie passen, oder nicht: waren die Beine zu lang, so schnitt man sie ab; waren sie zu kurz, so reckte man sie gewaltsam aus *). Mir sind hiervon mehrere sehr pikante Anekdoten bekannt geworden, welche Schulenburgs Einsicht keinesweges illustriren; ich unterdrücke sie aber, weil ich nicht allzu weitläuftig werden mag.

Schulenburg wurde an des Feldmarschalls von Möllendorf Stelle zum Guvernör von Berlin ernannt, und verließ das Hannöverische, sobald die Preussische Armee in's Feld gerückt war. Er kam

*) Dieser Gegenstand ist bereits von Rehberg zur Sprache gebracht worden. Doch da dieser Schriftsteller nur wenig von den Erscheinungen der politischen Welt begreift, so ist zu erwarten, daß bessere Köpfe ihn ventiliren werden. A. d. Uebers.

als Minister-General in der Hauptstadt an. Diese doppelte Qualität sollte ihn nur desto achtungswürdiger machen, und man war auch in der That sehr bereit, ihn achtungswürdig zu finden; allein, entweder hatte er seinen Kopf in Hannover zurückgelassen, oder er hatte nie einen gehabt. Er verwickelte sich unaufhörlich in seiner doppelten Qualität. Nahm man den Minister in Anspruch, so schob er den General vor; wollte man diesen festhalten, so packte man den Minister. Das Uebel wurde noch schlimmer, als die Nachricht von der ersten Niederlage ankam; und als vollends der Ausgang der Schlachten bei Auerstädt und Jena bekannt wurde, da verlor er die Tramontane so sehr, daß er sich nur lächerlich machen konnte. In dieser Periode wendete sich der General von der Cavallerie an den ehemaligen Infanterie-Lieutenant Ju-

lius von Voß, um von ihm zu erfahren, wie Berlin vertheidigt werden könne. Doch dauerte dieser Gedanke nur einen Augenblick. Wo auch der Minister-General gehen und stehen mochte: allenthalben sah er die Franzosen. Ein Justiz-Commissarius, der in den ersten Tagen nach dem 14ten October von Halle zurückkam, eilte sogleich zu Sr. Excellenz, um Derselben mit Bestimmtheit zu sagen, wie weit die Franzosen noch zurück wären; die Excellenz glaubte ihm aber nicht, sondern bestand darauf, daß die Feinde in den nächsten Tagen eintreffen würden. „Glauben Sie einem alten Soldaten aus Friedrichs des Zweiten Schule!" fügte er hinzu. Vergebens machte man ihn darauf aufmerksam, daß das Zeughaus geräumt und große Vorräthe von Pulver, Blei und Eisen, wenn nicht fortgeschafft, doch wenigstens in die Spree geworfen, oder

auf eine andere Weise vernichtet werden müßten. „Alles zu spät! alles zu spät!" rief er, in Verzweiflung. Nur das baare Geld ward von ihm gerettet; alles Uebrige gab er den Franzosen mit einem Unverstande Preis, den sie selbst nicht begreifen konnten. Sie meinten, er müsse ein Verräther seyn, da er ihnen so viel Pulver, Blei u. s. w. zurück gelassen hatte, wovon sie für's Erste keinen andern Gebrauch machen konnten, als die Preussen todt zu schiessen; der Fehler aber lag gewiß nur darin, daß er alle Besinnung verloren hatte: denn an Franzosenhaß haben ihn wohl wenige Preussen übertroffen.

Nichts war lächerlicher, als sein Ausmarsch am 21sten October, an der Spitze des Depots. Im Grunde fürchtete er, von dem Pöbel gesteinigt zu werden; daher denn die ungemeine — oder, richtiger, die ganz gemeine Her=

ablassung und Sentimentalität, die sich jetzt in ihm offenbarten. „Wie leid thut es mir, Kinder," so redete er die Berliner an, „daß ich euch verlassen muß! Nur diese unglückliche Uniform" (er zeigte auf den General von der Cavallerie) „zwingt mich dazu. Seyd indessen getrost! Ich lasse euch meine Kinder hier, die mich ersetzen werden. Lebt wohl, und verhaltet euch ganz ruhig!" Mit diesen Worten verließ er Berlin. Sein Schwiegersohn (der Fürst von Hatzfeld) trat an seine Stelle. Die Art und Weise, wie sich dieser ankündigte, war ihm nicht sehr vortheilhaft; indeß, die Nothwendigkeit eines Oberhauptes that mehr, als selbst die entschiedensten Talente gethan haben würden, und dies dauerte fort bis zur Ankunft Napoleons, der ihn bald nachher verhaften ließ und ihn vor eine Militär-Commission gestellt haben würde,

wenn sich nicht das Ferdinandische Haus des Unglücklichen angenommen hätte, dessen Verbrechen darin bestand, daß er dem Fürsten von Hohenlohe Nachrichten von den Bewegungen der Franzosen gegeben hatte. — So endigte sich Schulenburgs Autorität in Berlin.

Unterdessen eskortirte er den Schatz, die vorräthigen Gelder der Bank und Seehandlung, und was man sonst noch an Kostbarkeiten zu flüchten für gut befunden hatte; und da dies alles wohlbehalten in Königsberg anlangte, so kann seine dabei bewiesene Thätigkeit leicht als das größte Verdienst betrachtet werden, das er sich jemals um den Preussischen Staat erworben hat.

Ueber seinen Aufenthalt in Königsberg und Memel ist mir nichts bekannt geworden. Bald nach der Schlacht bei Eilau kam er nach Berlin zurück, wo er sich „einen ruinirten Mann" nann-

te, weil er durch den Krieg schon 50,000 Thaler verloren hatte, oder verloren haben wollte; denn unstreitig war bei dieser Summe das lucrum cessans in Anschlag gebracht. Seine Verbindung mit einigen jüdischen Banquiers .... ließ es ihm indeß nicht an Mitteln fehlen, den erlittenen Verlust (von welchem Belange er auch seyn mochte) wieder einzubringen. Er benutzte nämlich den niedrigen Cours der Banko- und Seehandlungs-Obligationen, um davon so viel an sich zu kaufen, daß er sich als hinlänglich entschädigt ansehen konnte, sobald diese Staatspapiere wieder in ihrem vollen Werthe seyn würden. Die Masse von Seehandlungs-Obligationen, welche er an sich gekauft hatte, mußte sehr bedeutend seyn, da diese Papiere nach einem so großen Kauf plötzlich von 59 Procent, bis wohin sie gefallen waren, wenn ich nicht

irre auf 78 und darüber stiegen. Fand es der Minister-General, wie sich leicht voraussetzen läßt, ungemein großmüthig von sich selbst, auf diese Weise zum Steigen der Staatspapiere beigetragen zu haben; so vergaß er, daß ein Minister, in welchem der Staat nicht eine Garantie hat, das schlechteste aller Subjekte ist. Doch hiervon hat er sich schwerlich jemals etwas träumen lassen; denn wenn irgend Jemand eine Neigung in sich trug, die Wechselseitigkeit der Verbindlichkeiten in facto zu leugnen, so war es Schulenburg, dieser, nur im Korn- und Geldwucher sich glücklich fühlende, von allen Idealen und allem wahren Adel verlassene Feudal-Aristokrat, der, als Unterthan des Königs von Westphalen, kein Bedenken tragen wird, an allen seinen ehemaligen Verhältnissen zum Verräther zu werden, wenn er darin das Mittel sieht, der

Gleichheit zu entrinnen, wozu ihn der Code civil verdammt.

Im Ganzen ist Schulenburg-Kehnerts Leben nur dadurch merkwürdig, daß es zeigt, wie hoch man unter gewissen Umständen durch bloße Werkzeugigkeit — man erlaube mir dieses Wort — empor steigen, und wie tief man unter andern Umständen durch innere Erbärmlichkeit herab sinken kann. Hat dieser Minister-General jemals eine Affektion gehabt, so muß sie sich auf die Juden bezogen haben, denen er, um der Kriecherei willen, womit sie die Leibeigenen der Gewalthaber machen, beständig wohl wollte.

Es ist gewiß kein Unglück für die Menschheit, daß dieser Minister keine rechtmäßigen Leibeserben männlichen Geschlechtes hinterläßt.

IV.

Christian Heinrich Karl Graf von Haugwitz,

Freiherr von Krappitz, Cabinets-Minister.

Es giebt Personen, deren Schwäche so anstößig ist, daß man sie haßt, da sie doch eigentlich nur Gegenstände des Mitleidens seyn sollten. Rührt dies davon her, daß zwischen ihrer Kraft und ihrem Wirkungskreise ein Mißverhältniß Statt findet, welches macht, daß wir uns über die verfehlte Bestimmnng ärgern? Wenigstens fühlen wir uns immer indignirt, so oft wir Personen kennen lernen, die so ganz

und gar keine Ahnung von Dem haben, was sie eigentlich seyn sollten, und es liegt wohl in der Natur der Sache, daß unsere Indignation steigt, wenn eben diese Personen mit aller ihrer Verkehrtheit dennoch Ansprüche auf unsere Hochachtung machen und uns durch die bloße Wichtigkeit ihres Wirkungskreises gebieten wollen. Wir sind ja vernünftige Wesen, die, wenn sie den Zweck denken, zugleich die Mittel denken müssen.

Der Erste, der sich öffentlich gegen den Grafen von Haugwitz erhob, war, so viel ich weiß, der Graf von Antraigues, der ihn in seinem Fragmente aus dem achtzehnten Buche des Polybius als einen vollendeten S....
..n darstellte. Antraigues blieb indeß nicht der Einzige, der ihn beschimpfte. Das bereits zweimal angeführte Memoire schilderte ihn Friedrich Wilhelm

dem Dritten, als einen Menschen, dessen ganzes Leben eine ununterbrochene Folge von Verschrobenheit oder von Verworfenheit gewesen sey. Es wurde darin gesagt: „Er habe in seinen akademischen Jahren die Wissenschaften seicht und unkräftig behandelt, und sich durch seine Charakterlosigkeit schon damals ausgezeichnet; hierauf sey er jenen Thoren gefolgt, welche, vor ungefähr 30 Jahren, in Deutschland das Geniewesen getrieben; und, nachdem er eine Zeitlang den Ruf der Heiligkeit zu erlangen gestrebt, und sich als Theosoph und Geisterseher ausgezeichnet habe, sey er zuletzt dahin gekommen, an den Gelagen der Ritz (Gräfin Lichtenau) Theil zu nehmen, und seine Zeit, so wie seine Kraft, Theils an dem L'hombre-Tische, Theils in sinnlichen Genüssen aller Art zu verschwenden. Uebrigens sey er schon seit längerer Zeit

gebrandmarkt mit dem Nahmen eines ränkevollen Verräthers seiner täglichen Gesellschaft, eines Mannes ohne alle Wahrhaftigkeit, und eines ehrlosen und abgestumpften Wollüstlings."

Es ist zu glauben, daß der Graf von Antraigues, ... sich niemals so auffallend gegen den Grafen von Haugwitz erklärt haben würde; wenn Haugwitz der Theilnahme Preussens an dem Kriege von 1805 günstig gewesen wäre. Er kann als ein partheiischer Richter betrachtet werden, welcher sein Interesse an die Stelle eines unpartheiischen Ausspruches bringt. Auch ist, wenn man nur auf das Urtheil des Ungenannten Rücksicht nimmt, kein Grund vorhanden, warum der Graf von Haugwitz, nach mannichfaltigen Verirrungen in einer früheren Periode, nicht dennoch zuletzt ein tüchtiger Mann geworden

seyn könnte, wenn die Anlage zu einem solchen jemals in ihm gewesen wäre.

Dies ist indeß der Punkt, den man zu bezweifeln Ursache hat. Die erste Erziehung des Grafen muß sehr schlecht gewesen seyn, weil er nie dahin gelangt ist, die Wirklichkeit in dem Maße achten zu lernen, worin sie respektirt werden muß, wenn man selbst ein Gegenstand der Achtung bleiben will. Ich habe oft gedacht, der Graf Haugwitz hätte ein ganz artiger Dichter werden können, wenn ihm der Zufall einen Antrieb zum Versemachen gegeben hätte. Man verstehe mich aber nicht unrecht! Ich meine ganz und gar nicht, daß aus dem Herrn von Haugwitz jemals ein Homer, ein Tasso, ein Cervantes, ein Göthe hätte werden können: dazu wird schon etwas mehr erfordert, als Haugwitz, selbst der unverderbten Anlage nach, lei-

sten konnte. Ich meine nur, er hätte einer von den vielen Dichtern werden können, für die es keiner andern Unterlage bedarf, als einer sehr reizbaren Sinnlichkeit und einer alle Wirklichkeit unter die Füße tretenden Phantasie; denn diese Unterlage ist auch ihm immer eigen gewesen. Aus ihr läßt sich nicht nur sein zweckloses akademisches Leben, sondern auch jeder Kreuz- und Quersprung erklären, den er nach demselben machte. Die ersten Jahre seiner Ehe verlebte er auf eine phantastische Weise, indem er allenthalben ein Arkadien suchte, das nirgends zu finden war; und diese Ueberspannung liebender Gefühle verlor sich nicht eher, als bis er sich der gebietenden Wirklichkeit nicht länger versagen konnte. Daß von jetzt an aus der Weichheit Härte wurde, versteht sich ganz von selbst. Man hat im Publikum sogar von Mißhandlungen gesprochen,

chen, die seine Gemahlin erfahren haben soll, bis sie sich endlich zur Scheidung entschloß.

Es würde ein Wunder gewesen seyn, wenn er, dem es so ganz und gar an richtigen Einsichten fehlte, nicht von dem kirchlichen Mysticismus wäre ergriffen worden. Den neuen Hang zu befriedigen, suchte er Lavater'n auf. Dieser fühlte sich Anfangs von einem jungen Manne angezogen, dessen Physiognomie ihm die größte Aehnlichkeit mit einem Christuskopfe zu haben schien; indeß war Lavater, bei allen seinen Sonderbarkeiten, ein viel zu richtig fühlender Mensch, als daß er die Seichtheit und innere Erbärmlichkeit des Grafen von Haugwitz nicht sehr bald hätte ausfinden sollen; ja, mit der ihm eigenen Gutmüthigkeit warnte er seine Freunde sogar vor ihm, indem er zu sagen pflegte: „es sey ihm nie ein Mensch vorgekom-

men, der hinter der Larve eines Christuskopfes so viel Immoralität und Schlechtheit verberge." Theosophie und Geisterseherei führten den Grafen in die Umgebung Friedrich Wilhelms des Zweiten, von welchem es sehr ungewiß ist, ob er an dergleichen glaubte, oder sich bloß damit amüsirte. Haugwitz'ens gute Miene war es, was ihm von Seiten dieses Königs die Bestimmung zu diplomatischen Geschäften erwarb, auf die er sich eben so wenig vorbereitet hatte, als irgend einer von der großen Zahl jener Diplomatiker, die ihren Unterricht nur der Französischen Guvernante verdanken.

Er wurde zunächst als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister an den Kaiserlichen Hof nach Wien geschickt. Hier fühlte er unstreitig bald, wie viel ihm fehlte, um seiner Sendung zu genügen; allein in einem Alter von vierzig Jahren hat man nicht

mehr den Muth, das Versäumte nachzuholen. Grobe Unwissenheit zu verbergen, giebt es kein besseres Mittel, als zu tergiversiren; und Haugwitz machte von diesem Mittel gewiß einen um so unbescheidenern Gebrauch, da Schulenburg-Kehnert, welcher damals an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten stand, so wenig geeignet war, ihn zu orientiren. Einigermaßen entschuldigen können ihn nur die damaligen Zeitumstände, welche in jeder Hinsicht kritisch waren und alle bis dahin als wahr geltende Grundsätze der Politik, durch die Kraft der Französischen Revolution, über den Haufen zu werfen droheten. Indeß rechnete man ihm als Tugend und Verdienst an, was in sich selbst nichts weiter, als Schwäche und Werk des Zufalls war.

In so fern zur Leitung der auswärtigen Angelegenheiten nicht nur Kennt-

nisse von mancherlei Art, sondern auch ein fester und unwandelbarer Charakter erfordert werden, eignete sich niemand weniger dazu, als der Graf von Haugwitz, dessen diplomatische Laufbahn kaum ein Jahr gedauert hatte. Allein, schlecht organisirte Staaten haben unter andern auch das Eigenthümliche, daß die Gunst immer dem Verdienste vorgreift; daher kam es denn, daß Friedrich Wilhelm der Zweite den Grafen von Haugwitz schon am Schlusse des Jahres 1792 zum wirklichen Geheimen Staats-Kriegs- und Cabinets-Minister ernannte und ihm den Auftrag gab, die bis dahin von dem Grafen von Schulenburg und dem Marchese Lucchesini geführten Negociationen und Correspondenzen fortzusetzen. Einen Monat nachher trat Haugwitz — an eben dem Tage, da Ludwig der Sechzehnte hingerichtet wurde — in das Cabinets-Ministerium ein, indem der Graf

von der Schulenburg-Kehnert ihm Platz machte. Seine beiden Collegen waren damals die Grafen von Finkenstein und Alvensleben, von welchen jener durch das beständige Repräsentiren unter Friedrich dem Zweiten alle Kraft zu denken verloren hatte, dieser, durch Genüsse aller Art erschöpft, seine sterbende Einbildungskraft lieber durch die Lectüre von Ritter-Romanen, als durch ernsthafte Studien, aufheiterte.

Es bedarf nur einer solchen Gesellschaft, um zu dem Gefühle zu gelangen, als habe man wirklich ein Talent. Haugwitz aber mußte sich über diesen Punkt nothwendig um so mehr täuschen, da Friedrich Wilhelm ihn mit Gnadenbezeigungen überschüttete. Dem jungen Cabinets-Minister wurde der Rothe-Adler-Orden ertheilt, und, als ob es damit noch nicht genug wäre, erhielt er zur Entschädigung für die Uneigennützigkeit,

womit er bisher dem Staate gedient hatte, sehr beträchtliche Güter in Süd-Preussen, deren Werth man auf 200,000 Rthlr. angab. Welchen Antheil die Gräfin von Lichtenau an diesen Belohnungen hatte, ist leicht zu ermessen. Diese Frau war für den Grafen von Haugwitz ein so nothwendiger Stützpunkt, daß man sich nicht darüber wundern muß, wenn er ihren Feten beiwohnte und, so viel er nur immer konnte, ihre Intriguen mit ihr theilte. Eine Sendung, die er im Jahre 1794 nach dem Haag erhielt, um daselbst mit den Bevollmächtigten des Königs von England und der Generalstaaten einen Subsidien-Vertrag einzuleiten und abzuschließen, blieb in so fern ohne allen Erfolg, als die Franzosen deshalb nicht weniger in Holland eindrangen und dadurch den Umsturz des Gleichgewichts-Systems vollendeten, von welchem der

Graf von Haugwitz sehr schülerhafte Begriffe haben mochte, da er es nicht besser vertheidigte. Der schwarze-Adler-orden war die Belohnung dieses **neuen** Verdienstes, welches ich aus keinem andern Grunde bemerke, als um auf die reißende Schnelligkeit, womit man einem werthlosen Minister jede Art von Dekoration hingab, aufmerksam zu machen.

Eine Anfrage thun und auf eine erhaltene Anfrage antworten: dies kann man, ohne als Cabinetsminister ein Hexenmeister zu seyn, besonders, wenn die Rede nicht von einem festen System ist, und man den Entschluß gefaßt hat, sich dem Laufe der Begebenheiten zu überlassen; denn alsdann wird der Verstand, der in der gemachten Anfrage oder in der gegebenen Antwort liegt, nicht weiter in Betrachtung gezogen. Man hat außerdem so viele Mittel, sich geltend zu machen, wenn man einmal auf einem

bedeutenden Posten steht! Haugwitz'ens Unwissenheit entging daher den Meisten; man lobte ihn sogar, wenn man ihn mit Herzberg verglich. In der Parallele, die man zwischen Beiden zog, ermangelte man nicht, zu bemerken: daß Herzberg aus seinen Grundsätzen und Planen nie ein Geheimniß gemacht, und durch sein allzu heftiges, bisweilen beleidigendes, Betragen von sich zurück geschreckt habe, während niemand so recht wisse, woran er mit Haugwitz sey, und das aalglatte und verbindliche Benehmen dieses Ministers so ganz der Natur seiner Profession entspreche. Das Wahre von der Sache ist, daß Herzberg Grundsätze und ein System hatte, die ihn berechtigten mit Nachdruck zu sprechen *), Haugwitz hingegen von dem

*) Es ist wahrhaft rührend, in einem Schreiben dieses Ministers an Monsignore Angelo Fabroni zu Pisa, welches noch vor Kurzem in

ersteren eben so weit entfernt war, als von dem letzteren, und immer nur auf einen Deckmantel für seine arge Blöße bedacht seyn mußte. Welches Inhalts auch die geheime Convention seyn mochte, die er am 5ten August 1796 mit dem damaligen Gesandten der Republik Frankreich, B. Caillard, abschloß: — eine haltbare Idee lag ihr gewiß eben so wenig zum Grunde, als irgend einem, früher oder später, von ihm abgeschlossenen Traktate.

Ich habe gesagt, daß Haugwitz für seine Schwäche einen Stützpunkt in der Gräfin Lichtenau fand. Dies dauerte, so lange es dauern konnte. Da er nach

den Europäischen Annalen (Jahrgang 1807, St. VII) abgedruckt worden ist, zu lesen, daß er die Maxime hatte: recte faciendo neminem timeas. Wie wenige Cabinets-Minister dieser Art giebt es in der Europäischen Welt! A. d. Uebers.

Friedrich Wilhelms des Zweiten Tode in der Luft schwebte, so schloß er sich, um seinen Posten behalten zu können, an den damaligen Cabinets-Sekretär Lombard an, welcher, wie ich bemerkt habe, bald darauf zum Cabinetsrath ernannt wurde. Das Band zwischen Beiden war ein jüngerer Bruder Lombards, Nahmens Peter. Haugwitz begünstigte diesen einfältigen Menschen so sehr, daß er eine jährliche Revenüe von 4000 Thalern erhielt. Im Publikum sprach man von einer sehr innigen, die guten Sitten schwer beleidigenden, Freundschaft zwischen Beiden. Wie dem auch gewesen seyn mag: genug, Haugwitz hielt sich, und theilte sich nach dem Absterben des Grafen von Finkenstein mit seinem Collegen, dem Grafen von Alvensleben, so in die Departements-Geschäfte, daß er die Bearbeitung der eigentlich politischen Angelegenheiten für sich be-

hielt, und Jenem die Besorgung der, mit dem Cabinets-Ministerium verbundenen, Haus-, Hoheits- und inneren Landessachen überließ. Beide Minister verketzerten einander als Ignoranten. Im Grunde würde einem verständigen Manne die Wahl zwischen Beiden schwer geworden seyn, sobald es auf wirkliche Einsicht ankam. Friedrich der Zweite hätte keinen von beiden gebrauchen können.

Preussen nahm, ungeachtet aller Aufforderungen, keinen Theil an dem Feldzuge von 1800. Daß diese Mäßigung nicht auf die Rechnung des Grafen von Haugwitz gesetzt werden darf, ist so entschieden, daß darüber kein Streit Statt findet. Schon war Friedrich Wilhelm, auf einer Reise nach Westphalen von seinem Cabinetsminister aufs neue bearbeitet, zur Coalition mit Oestreich entschlossen, und schon hatte eben dieser

Cabinets=Minister den Auftrag erhalten, den Grafen von Panin aus dem Carlsbade zurück zu rufen: als die beiden Cabinetsräthe alles rückgängig machten, ohne jedoch den Muth zu haben, eine Verbindung mit Fraukreich in Vorschlag zu bringen. Ein großer Moment blieb dies Mal unbenutzt; denn schon damals mußte man sich entschließen, auf Frankreichs Seite zu treten, wenn man als politische Macht fortdauern wollte.

Als nach den Schlachten bei Marengo und Hohenlinden im Jahre 1802 die Deutschen Angelegenheiten regulirt wurden, machte man — ich sage man, weil ich nicht gewiß weiß, ob es der Graf von Haugwitz war — Friedrich Wilhelm den Dritten aufmerksam auf die großen Vortheile, die er erhalten könnte, wenn er in Paris eine halbe Million Thaler, wie man es nannte, „springen lassen" wollte. Der König

soll aber erwiedert haben: „zugegeben, daß es wirklich so sey — was soll aus der Welt werden, wenn die großen Mächte von Europa um Land und Leute schachern!" In so fern dieser Ausspruch gegründet ist, wäre er wohl einer der allerdenkwürdigsten, welche dieses Jahrhundert vernommen hat. Uebrigens kam Preussen bei dem Entschädigungswerke nicht zu kurz, und noch bedeutender würden die davon getragenen Vortheile gewesen seyn, wenn es die Zeitumstände benutzt hätte, sich zu arrondiren, welches gewiß nicht schwer war, da es so viele einzelne Länder abtreten konnte, die mitten auf dem festen Lande zu Inseln für dasselbe wurden. Die Mühe des Grafen von Haugwitz bei dem Entschädigungswerke zu belohnen, schenkte ihm der König 120,000 Rthlr. Ein Jahr vorher hatte Alexander der Erste ihn mit dem St. Andreas=, Newsky=

und Annen-Orden beehrt. Ein Jahr nachher erhielt er von dem damaligen Kurfürsten von Pfalz-Baiern den St. Hubertus-Orden.

Bei Denen, die sich Staatsmänner nennen, weil sie Minister, Präsidenten, Geheime Räthe u. s. w. sind, werden in der Regel nur die Begehungs-sünden in Anschlag gebracht; um die Unterlassungssünden bekümmern sich die Wenigsten, ob sie gleich in den meisten Fällen weit wichtiger sind, als jene. Zu dieser letzteren Art von Sünden war der Graf von Haugwitz um so mehr geneigt, als seine Trägheit in wahre Arbeitsscheu ausarten konnte. Der Unterschied zwischen ihm und dem Grafen von Herzberg konnte in keiner andern Hinsicht noch größer seyn. Wenn Herzberg vom Morgen bis zum Abend in seinem Cabinet arbeitete und jede Unterbrechung als einen Zeitverlust in Anschlag brachte,

so fühlte sich der Graf von Haugwitz schon durch eine Anstrengung von wenigen Stunden erschöpft, und der Unterbrechung, wo nicht gar eines Zeitvertreibes, bedürftig. Unnatürlich war dies nun eben nicht. Man liebt ein Geschäft nur in so fern, als man den Zweck desselben kennt und achtet. Dies war bei Herzberg der Fall, der mit klaren Augen in die Welt hinein sah. Dies war bei Haugwitz nicht der Fall, der keine von den politischen Erscheinungen um sich her begriff und zu würdigen verstand. Daher waren Essen, Trinken, Spielen, Plaudern und Schlafen für ihn bei weitem wichtigere Angelegenheiten, als die sämmtlichen Geschäfte seines Departements. Und hiermit hing nur allzu viel zusammen. Nicht genug, daß tausend Sachen, so wichtig sie auch seyn mochten, unabgemacht blieben, und daß des Anfragens, Bittens u. s. w. kein

Ende war, wirkte die Liebe für das dolce far niente auch verunstaltend auf den Charakter des Ministers zurück. Wie Herzberg in Hinsicht der Offenkundigkeit die Liberalität selbst war, weil er, seiner Sache gewiß, mit Vergnügen arbeitete: so war Haugwitz der abgesagteste Feind der Publicität, weil er, ohne Grundsatz und System, die Arbeit, so viel er nur immer konnte, floh. Und wie Herzberg aus dem oben angeführten Grunde es für eine Todsünde gehalten haben würde, sich eine Lüge zu erlauben: so war Haugwitz'ens ganzes politisches Leben eine ununterbrochene Reihe von Lügen, indem er sich auf keine andere Weise zu retten wußte.

Zeitungsschreiber und Journalisten sprechen nicht selten da von Erholung nach ununterbrochener Anstrengung, wo diese gar nicht Statt gefunden hat. Auch Haugwitz'ens Dispensation von der weitern

tern Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten im Jahre 1804 wurde auf diese Art motivirt. Gleichwohl ist nichts gewisser, als daß sie eine Folge der vielfältigen Klagen über seine Nachlässigkeit auf der einen, und seines Abscheues vor der Arbeit auf der andern Seite war. Der Herr von Hardenberg, sein Nachfolger im Departement, würde am besten sagen können, in welcher Verwirrung er das Portefeuille angetroffen hat. Haugwitz'ens momentanes Abtreten mußte sehr nothwendig geworden seyn, weil er einen Posten verließ, der ihm nicht weniger als 14000 Rthlr. jährlich einbrachte, und weil er auf seinen Gütern keine Entschädigung für seinen Verlust fand; denn das Eigenthümliche dieses Ministers bestand darin, daß er seine eigenen Angelegenheiten eben so sehr vernachlässigte, als die des Staats, und daß er, trotz allen außerordentlichen Zu-

flüssen, die er im Laufe seiner Verwaltung erhielt, immer gleich arm blieb. Ein Umstand, der nur allzu erheblich ist, wenn man bedenkt, wie nothwendig ein geordnetes Hauswesen für jeden Minister, besonders aber für einen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ist!

Den Abschied hätte er bekommen sollen, und den würde er bekommen haben, wenn ein weniger humaner König sein Gebieter gewesen wäre. Anstatt dessen, erhielt er einen sogenannten illimitirten Urlaub, wobei Friedrich Wilhelm der Dritte sich ausdrücklich vorbehielt, von seinen Diensten Gebrauch zu machen, so oft er derselben etwa bedürfte. Diese Art von Entlassung war unstreitig das Werk des Cabinetsraths Lombard, welcher nicht auf der Stelle berechnen konnte, in wie fern Hardenberg seiner bedürfen würde. Haugwitz=

'ens Aufenthalt zu Krappitz in Schlesien dauerte nicht viel über ein Jahr. Die kritische Lage, in welche der Preussische Staat 1805 gerieth und das Wohlwollen, womit die Lombards ihm zugethan blieben, riefen ihn nach Berlin und Potsdam zurück. Er wurde in den letzten Tagen des Oktobers an den Kaiser Napoleon abgeschickt, um Friedensvorschläge zu machen. Napoleon ließ ihn aber erst nach der Schlacht bei Austerlitz vor sich. Man weiß, daß er nach dieser Schlacht, deren Ausgang ihm in Hinsicht seiner Mission nichts weniger als angenehm seyn konnte, zu dem Herrn von Talleyrand frohlockend sagte: Gott Lob! wir haben gesiegt! Die Unverschämtheit, in Wien auf Kosten des Kaisers zu leben, war hiermit, wie aus Einem Stück.

Die Vorschläge, womit er von Wien zurück kam; der Schatten, welcher von

der Französischen Regierung auf Hardenbergs Rechtlichkeit geworfen wurde; die Ungeschicktheit dieses Ministers in seinen Unterhandlungen mit dem Englischen außerordentlichen Gesandten — eine Ungeschicktheit, die sich unter andern auch darin äußerte, daß er dem, von Preussen anerkannten, Kaiser der Franzosen die ihm zukommenden Prädikate versagte —; die Bemühungen der Lombards, Haugwitz'en auf seinen alten Posten als Cabinets-Minister zu bringen; der Abschluß des Pariser-Traktats, der, so übereilt er auch seyn mochte, wenigstens Ruhe für die nächste Zukunft versprach: — alle diese Ereignisse und Umstände zusammen genommen brachten jenes Schwanken in die Verwaltung des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, welches sich mit Hardenbergs Austritt und mit Haugwitz'ens Wiedereintritt in dasselbe endigte. Auf eine

unverantwortliche Weise wurde bei dieser Gelegenheit dem Grafen von Keller mitgespielt, dem man Anfangs die größten Hoffnungen zu dem Posten eines Cabinets-Ministers machte, und dem der Graf von Haugwitz in eben dem Augenblicke, da diese Hoffnungen realisirt werden sollten, ein Bein unterschlug, indem er ihn nicht wie einen Mann seines Standes, sondern, unter der Aegide der Ministergewalt, wie einen ganz gemeinen Petitionair behandelte, den man Stundenlang im Vorzimmer warten läßt.

Wie wenig der Graf von Haugwitz im Stande war, den Krieg mit Preussen vermeidlich zu machen, hat der Erfolg hinlänglich bewiesen. Man sage nicht, die Aufgabe sey allzu schwer gewesen, da im Preussischen Alles den Krieg wollte. Dies entschuldigt zwar, es rechtfertigt aber nicht. Als Ludwig

XIV sich im Angesichte des ganzen Europa mit der Marquise von Maintenon vermählen wollte, da warf sich Louvois ihm zu Füßen, reichte ihm seinen Degen, und beschwor ihn, diesen Degen gegen seine (des Ministers) Brust zu kehren, ehe er die Königliche Würde schände. So handelt jeder Mann von Charakter, der seiner Sache gewiß ist. Hat der Graf Haugwitz so gehandelt? hat er Grundsätze gezeigt? hat er bewiesen, daß eine Idee in ihm sey? Nichts von dem allen! Er hat nachgegeben, den Vortheil, Cabinets-Minister zu seyn, jedem andern Vortheile vorgezogen und eben so läppisch geendigt, als er läppisch angefangen hatte.

Den Grafen von Haugwitz nach seinem wahren Gehalt als Cabinets-Minister darzustellen, giebt es kein besseres Mittel, als die Schilderung eines Auftrittes zwischen ihm und dem Juden

Ephraim. Und warum sollte ich nicht Gebrauch davon machen, da er zur Vollendung meines Gemählde dient?

Der Jude Ephraim, dessen ich so eben erwähnt habe, ist in Berlin unter der Benennung des Geheimen Raths Ephraim bekannt. Diesen Titel hat er unter der vorigen Regierung für einige Dienste erhalten, die er in den Niederlanden geleistet haben soll. Man erzählt von ihm, er habe zweimal .... Dem sey wie ihm wolle, die Preussische Regierung hat hierin keinen Stein des Anstoßes gefunden. Sogar der Herzog von Braunschweig gebrauchte diesen Ephraim, um hinter allerlei Geheimnisse zu kommen, und bewog Friedrich Wilhelm den Dritten, ihm für seine im Jahre 1805 treu geleisteten Dienste tausend Dukaten auszahlen zu lassen. Wo man in Berlin steht und geht, al-

lenthalben stößt man auf den Geheimen Rath Ephraim. Manche nennen ihn den diplomatischen Pflastertreter, weil er von einer Legation zur andern wallfahrtet, allenthalben horcht, allenthalben zuträgt, immer versichert, die Neuigkeiten aus der ersten Hand zu haben, und mitunter auch wohl den Geheimnißvollen spielt. Welche Benennung ihm auch zukommen möge: er ist ein so alberner, ekelhafter Schwätzer, und verbindet mit seiner Narrheit so zurückstoßende Sitten, daß ich meines Orts nie habe begreifen können, wie ein Mann von Kenntnissen, von Geschmack und von einigem Selbstgefühl ein so unerträgliches Wesen nur eine halbe Stunde um sich leiden könne. Indeß habe ich diesen Ephraim bei allen Preussischen Ministern in Berlin, den Herrn von Stein ausgenommen, angetroffen.

Bei dem Grafen von Haugwitz war

er fast täglich. Dem äußeren Scheine nach, fand zwischen Beiden sogar eine gewisse Gemüthsfreundschaft Statt; wenigstens lebten sie auf einem sehr vertraulichen Fuße. Als es nun zu Ende des August und zu Anfange des September kein Geheimniß mehr war, daß es zwischen Preussen und Frankreich zum Kriege kommen würde, begab sich Ephraim zu Haugwitz, um in dieser wichtigen Angelegenheit eine Gewißheit zu erhalten, durch welche er sich dem Französischen Gesandten verbindlich machen könnte; und so entspann sich zwischen Beiden folgender Dialog, welchen Ephraim selbst dem Publikum, oder wenigstens seinen guten Freunden, gedruckt mitgetheilt hat.

Ephraim. Aber Ew. Excellenz, was wird das Publikum sagen, wenn es erfährt, daß Sie jetzt den Krieg mit Frankreich wollen, dem Sie voriges

Jahr unter weit günstigeren Umständen so abgeneigt waren?

Haugwitz. Ich s....e 'was in's Publikum!

Ephraim. Na, so wird das Publikum wenigstens erfahren, wie die Minister-S....e stinkt.

Kann es eine größere Auflösung geben, als die, worin ein Staat sich befindet, in welchem zwischen dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten und einem schmutzigen, geschwätzigen und verrätherischen Juden ein solcher Dialog Statt findet? Aller Commentar ist hier überflüßig; und wer jetzt noch irgend eine gute Meinung von dem Grafen von Haugwitz, als Cabinets-Minister, haben kann, von dem behaupte ich, daß er entweder ohne allen moralischen Sinn geboren, oder, da dieses sich nicht denken läßt, in den fei-

neren Organen seines Wesens vom Schlagflusse gerührt worden ist. —

Wenige Tage nach dieser Unterredung wurde Ephraim auf öffentlicher Straße verhaftet und in die Hausvogtei gebracht. Hier blieb er, ohne daß irgend eine Untersuchung über ihn verhängt wurde, bis die Franzosen in die Hauptstadt kamen; denn nur wenige Tage früher wurde er nach Cüstrin transportirt. Seiner Versicherung nach, ist er sowohl unterweges, als auf der Festung selbst, sehr gemißhandelt worden; doch kann man ihm so etwas nicht auf sein Wort glauben, weil eine Lüge ihm nichts kostet.

Mit der Uebergabe von Cüstrin wurde seine Freiheit bewirkt. Er kam, um die Mitte des November, nach Berlin zurück, und ging von Hause zu Hause, seine klägliche Geschichte zu erzählen.

Unterdessen war Haugwitz dem Könige in's Feld gefolgt. Die Niederlage bei Auerstädt sprengte auch ihn in die Flucht. Er folgte dem Könige, bis er sich nicht länger verbergen konnte, daß er in Ungnade gefallen sey. Zum zweiten Male zog er sich nach seinem Krappitz zurück, wo er, wie man sagt, blind wurde. Ist dies wirklich der Fall so hat er um so weniger Wahrscheinlichkeit, jemals zurückgerufen zu werden.

V.

Einige andre Minister.

Vielleicht hatte kein Staat in der Welt so viele Minister, wie der Preussische vor dem Ausbruch des letzten Krieges; denn man zählte deren nicht weniger als sechzehn, sämmtlich in Aktivität stehende.

Dies war, wie mich dünkt, eine sehr natürliche Folge der schlechten Organisations-Principe, welche der Regierung zum Grunde lagen. Nie hatte man daran gedacht, die Verwaltungszweige gehörig von einander zu sondern, und an

die Spitze eines jeden derselben einen Mann zu stellen, dem die oberste Leitung des einzelnen Zweiges anzuvertrauen wäre. Es gab mehrere Justiz-Minister, obgleich Einer hingereicht haben würde. Eben so gab es mehr *als* Einen Minister des Cultus. An einem Polizei-Minister aber fehlte es immer; vielleicht nur, weil man nicht so recht wußte, was man aus der Polizei machen sollte, vielleicht auch, weil der Adel es nicht mit seiner Würde verträglich fand, Polizei-Geschäfte zu übernehmen. Der Finanz-Minister gab es eine ganze Schaar. Dies rührte von der sehr zusammen gesetzten Manier her, das öffentliche Einkommen zu erheben: eine Manier, bei welcher es zweifelhaft war, ob der Finanz-Minister mehr Guvernör einer Provinz oder Minister sey. Schlesien hatte, anstatt des Ministers, einen Suverän, oder, wenn man lieber

will, einen suveränen Minister, in der Person des Grafen von Hoym. Alle Finanz-Minister führten den Titel: wirklicher Geheimer Staats-Kriegs- und dirigirender Minister, ohne daß ihr besonderes Geschäft durch ihren Titel bezeichnet war. Die Minister des Cultus wurden „wirkliche Geheime Staats- und Justiz-Minister" genannt. Diese Verwirrung in den Benennungen mußte durchaus eine Verwirrung in den Geschäften nach sich ziehen, sie mochte nun zum Vorschein treten, wie sie wollte. Sehr oft ist man darauf aufmerksam gemacht worden; diese Verfassung war aber um so mehr ein Noli me tangere, je wunderlicher sie war. Eine Abänderung ließ sich um so weniger vornehmen, da es nicht bloß hergebracht, sondern in den letzteren Zeiten sogar gesetzlich geworden war, daß nur Adelige

in das Ministerium eintreten konnten, und da, wie ich schon oben bemerkt habe, für gewisse Zweige der Verwaltung vorzüglich ehemalige Militärs angestellt wurden, die, weil sie keine Ahnung von den Sachen hatten, nur desto fester an den Formen klebten. Schwerlich wird man es glauben, und doch ist es nur allzu wahr, daß in den Conferenzen des Staatsraths nur die Minister den Ausschlag gaben, welche in Stiefeln und Sporen und den übrigen Attributen eines Generals erschienen. Nie konnte ein Struensee irgend eine Idee durchsetzen (wie erwiesen nützlich sie auch seyn mochte), weil er nur in Schuhen und Strümpfen auftrat. Die Vermischung des Militärgeistes mit dem Civilgeiste hat dem Preussischen Staate nur allzu vielen Schaden gethan, indem sie bewirkte, daß keiner von beiden sich gehörig ausbilden konnte.

Von

Von jedem Mitgliede dieser Ministraille *) zu reden, würde zuletzt langweilig seyn; ich will also nur derer erwähnen, welche auch außer dem Preussischen Staate eine gewisse Berühmtheit bekommen haben, die, im Ganzen genommen, mehr das Werk der Umstände, als ihres besondern Verdienstes gewesen ist. Den Anfang mache ich mit dem Cabinets-Minister

K. Aug. Freihrn. v. Hardenberg.

Sein Austritt aus den Diensten des Kurfürsten von Hannover war, wie man versichert, eine nothwendige Folge seines Benehmens gegen einen Englischen Prinzen, der zu Göttingen studierte und seine

*) Ich mache mir dieses Wort nach der Analogie von Ducaille, welches kurz vor der Revolution in Frankreich sehr gäng und gebe war. Wie das Wort Ducaille entstanden ist, weiß wohl Jeder.

Frau liebenswürdig fand. Er fand bei dem Herzoge von Braunschweig Aufnahme, und wurde 1786 mit dem in Braunschweig niedergelegten Testamente Friedrichs des Zweiten nach Berlin gesandt. Hier machte er die nähere Bekanntschaft Friedrich Wilhelms des Zweiten, der ihn 1790 als dirigirenden Minister der beiden Fürstenthümer Ansbach und Baireuth in den Diensten des damals noch regierenden Markgrafen anbrachte. Als dieser Markgraf, des Regierens überdrüßig, im Jahre 1792 förmlich resignirte, und sich mit seiner Geliebten nach England begab, erhielt Herr von Hardenberg den Auftrag, die Huldigung vom Militär und Civil im Nahmen des Königs anzunehmen, die Preussische Verfassung einzuführen und die ganze Administration zu leiten. Er war von jetzt an für die beiden Fürstenthümer, was Hoym für

Schlesien war. Schon damals zum Cabinets-Minister ernannt und mit dem Rothen-Adler-Orden dekorirt, wurde er 1793 nach Frankfurt am Main berufen, wo er den nächsten Winter hindurch im Hauptquartiere blieb, und wo ihn, nachdem er eine Zeitlang für die Bedürfnisse der Armee hatte sorgen helfen, der König zu seinem Commissär in politischen Angelegenheiten ernannte. Er war es, an welchen Lord Malmesbury und Admiral Kinkel mit ihren Aufträgen gewiesen wurden; er war es ferner, der nach dem Tode des Grafen von Golz die Friedensunterhandlungen mit Frankreich fortsetzte, und durch den Baseler-Frieden vom 5ten April 1795 beendigte. Es scheint nicht, als wenn er sich bei dieser Gelegenheit die Achtung der Französischen Regierung erworben habe, da sie seitdem nie aufgehört hat, einen Schatten auf seine Rechtlichkeit zu wer-

fen. Nach dem Frieden ging er in die Fränkischen Fürstenthümer zurück, Theils, um die Organisation derselben zu vollenden, Theils, um die Durchmärsche zu leiten, welche den fremden Kriegsvölkern vertragsweise gestattet wurden. Er erwarb sich das unverkennbare Verdienst, die Reichsritterschaft in den Fränkischen Fürstenthümern zu mediatisiren; und zugleich schloß er mit mehreren benachbarten Fürsten Länder-Vergleiche und Tauschverträge ab; wodurch in die Verwaltung dieser Fürstenthümer mehr Einheit und Consistenz gebracht wurde.

Nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III hörte er zwar auf, suveräner Minister zu seyn, indem das Justiz-Departement seiner Provinzen mit dem Justiz-Ministerium, das Finanz-Departement mit dem General-Direktorium und das geistliche Departement mit dem Ober-Consistorium vereinigt wur-

den; indeß blieb Hardenberg, ob er gleich nun in Berlin wohnte, Chef der beiden Fürstenthümer, mit welcher Würde er, nach dem Tode des Ministers von Werder, das Magdeburg-Halberstädtische, und nach dem Tode des Ministers von Heinitz das Westphälische und Neufchatellische Departement vereinigte. Den schwarzen-Adler-Orden hatte er gleich nach dem Abschluß des Baseler-Friedens erhalten. In jeder Hinsicht betrachtete man ihn nun als einen vollendeten Staatsmann. Als daher der Graf von Haugwitz sich 1804 auf seine Güter zurück zog, glaubte man ihn vor allen andern zum Cabinets-Minister qualificirt. Er ward dazu ernannt, und bekam die Erlaubniß, mit dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten die Verwaltung des Magdeburg-Halberstädtischen Departements und der beiden Fränkischen Fürstenthümer zu ver-

binden. Aus diesem unglücklichen Amalgama ging zum Theil das Schicksal des Preussischen Staates im Jahre 1806 hervor.

Man hat behauptet, Hardenberg, als ein geborner Hannoveraner, und als ein Mann, der sich längere Zeit an dem Hofe von St. James aufgehalten, sey dem Englischen Interesse eben so ergeben, wie dem Französischen abgeneigt gewesen. Allein diese Behauptung sagt im Grunde gar nichts. Es ist völlig gewiß, daß Hardenberg den Krieg mit Frankreich im Jahre 1805 nicht wollte, welches auch seine Bewegungsgründe zu dieser Denkungsart seyn mochten. — Die Idee einer vollkommenen Neutralität war gewiß eben so unglücklich, als unausführbar. Indeß hatte er sie nun einmal, und mußte sie sogar haben, weil er, als ein geborner Edelmann, nicht den Gedanken fassen

konnte, daß es für den Preussischen Staat nützlich seyn würde, wenn er sich in dem Kampfe zwischen Frankreich und England, des ersteren auf eine positive Weise annähme. Vielleicht liebte er die Person des Französischen Kaisers nicht. Wie dem aber auch seyn mochte, er blieb seinem Neutralitäts-System bis zu dem Augenblicke treu, da der gewaltsame Durchmarsch durch das Ansbachische geschah. Jetzt zeigte sich, zu welchen Verwickelungen die unnatürliche Verbindung zweier so verschiedener Funktionen, wie die eines Cabinets-, und die eines Finanz- oder sogenannten Departements-Ministers, führen kann! Da Hardenberg die beiden Fürstenthümer Ansbach und Baireuth als seine Schöpfungen betrachtete, so liebte er sie auch, als solche. Der gewaltsaine Durchmarsch durch das Ansbachische erschien ihm daher als eine ihm persönlich zuge-

fügte Beleidigung. Ich müßte mich sehr irren, oder die Note, welche er unmittelbar nachher dem Französischen Gesandten in Berlin einhändigte, trägt ganz das Gepräge eines von einem Suverän *beleidigten* Privatmannes, dem es nur an den Machtmitteln fehlt, die ihm zugefügte Schmach auf der Stelle zu rächen. Nun war Hardendenberg mehr als jemals gegen Napoleon eingenommen, und begünstigte die Zusammenkunft Alexanders mit Friedrich Wilhelm in Berlin, die er, als Staatsmann, aus allen Kräften hätte verhindern sollen. Sogar den Krieg *wollte* er von jetzt an; wenigstens behaupten dies alle Diejenigen, welche ihn in dieser kritischen Periode zu beobachten Gelegenheit gehabt haben. Er erreichte indeß seinen Endzweck nicht. Napoleons schnelle Operationen gaben den Ausschlag über alle seine Wünsche, und

nach der Schlacht bei Austerlitz war sein Sturz so gut wie entschieden. Wäre er das gewesen, wofür er gelten wollte, ein wahrer Staatsmann: so würde er durch eine freiwillige Entsagung diesem Sturze zuvor gekommen seyn. Durch ein unkluges Zaudern verschlimmerte er aber seine Lage so sehr, daß ihm zuletzt nichts anderes übrig blieb, als die von ihm begangenen Fehler durch den Königlichen Willen zu rechtfertigen, unter welchem er, seiner Versicherung nach, gestanden hatte.

Man hätte glauben sollen, daß ein Mann, der mit Preisgebung seines Souveräns von der Bühne abgetreten war, nie wieder zu Ehren kommen könnte. Weit gefehlt, daß dies der Fall gewesen wäre, blieb Herr von Hardenberg nicht nur an der Spitze des Magdeburgisch-Halberstädtischen Departements, sondern wurde auch zu den Conferenzen

gezogen, welche im Sommer 1806 in Charlottenburg Statt fanden. Den größten Theil des Sommers verlebte er auf seinem Landgute Tempelhof, nicht weit von Berlin; indeß machte er auch mehrere Reisen, deren Zweck nicht bekannt geworden ist. Nach dem 14ten October folgte er dem Könige nach Preussen. Eine längere Zeit schien es, als wollte er sich nicht wieder mit dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten abgeben; als aber der General von Zastrow der Spannung, worin ihn die Krisis im December 1806 und im Januar 1807 setzte, überdrüßig war, nahm Hardenberg das Portefeuille wieder. Die Gewogenheit des Russischen Kaisers schien ihn behaupten zu wollen; denn wenigstens sprach man im Publikum von den Conferenzen, welche Alexander nach seiner Ankunft in Memel mit ihm hatte, als von lauter Gnadenbe-

zeugungen. Dies dauerte aber nur bis zur Schlacht bei Friedland. Derselbe Napoleon, der ihn, ein Jahr früher, aus dem Cabinet entfernt hatte, entfernte ihn auch jetzt daraus; und als der Friede zu Stande gebracht war, entschloß sich Herr von Hardenberg, der Unannehmlichkeiten überdrüßig, wie man sagt, sogar, sich in Rußland niederzulassen.

Es giebt viele Personen, welche diesem Minister mit Leib und Seele anhangen. Unstreitig trennen sie nicht den Minister von dem Menschen in Hardenberg. Als letzterer, mag er Achtung und Liebe verdienen; als erster hat er seine Bestimmung durchaus verfehlt. Ob er gleich arbeitsamer ist, als Haugwitz, so hat er doch eben so wenig wie dieser den Zeitgeist erkannt, noch demselben gemäß gehandelt. Er war ganz voll von jener Politik, welche

das System des Gleichgewichts mit sich brachte, und konnte sich daher nicht zu einer Idee erheben, welche über dieses System hinaus ging. Aus diesem Unvermögen sind alle die Fehler entstanden, welche er als Cabinets-Minister begangen hat, wenn man anders diesen Ausdruck da gebrauchen kann, wo nur von Negation und Unterlassung die Rede seyn sollte. Auch er befand sich gewiß immer sehr wohl, wenn er einen Courier expedirt hatte, der erst nach mehreren Wochen zurück kommen konnte, um die glückliche Muße zu unterbrechen, die bis dahin allerlei angenehmen Partieen gewidmet wurde.

Nur allzu lange habe ich mich bei dem Herrn von Hardenberg verweilt. Ich gehe jetzt in dem Verzeichnisse der Preussischen Minister zu einem andern fort, dem

Grafen von Hoym.

Es ist vielleicht unmöglich, noch mehr Freunde und Feinde zu haben, als der Graf von Hoym ihrer hatte. Gleichwohl hat sich dieser Minister sieben und dreißig Jahre hindurch unverrückt auf demselben Posten erhalten. Dies setzt, wenn nicht große Talente, doch wenigstens einen ungemeinen esprit de conduite voraus. Auch macht niemand dem Grafen von Hoym diesen Vorzug streitig, und wer, außer ihm, auch die übrigen Preussischen Minister kennt, gesteht sehr bereitwillig, daß er sie fast alle an Verstand übertraf. Es giebt wenige Verbrechen, die seine Feinde ihm nicht vorwerfen; es giebt nicht eine einzige Tugend, die seine Freunde nicht an ihm rühmen. Jene, wie diese, scheinen ihn indeß nicht in seinen sehr zusammengesetzten Verhältnissen be=

griffen zu haben, die sich wohl schwerlich anders beherrschen liessen, als Er sie beherrschte. Höym's ganzes Wesen wird nicht eher offenbar, als bis man weiß, daß er, als Minister von Schlesien, bei einem fixen Gehalte von 6000 Thalern, über zwei Millionen Thaler baar zu disponiren hatte, ohne zu irgend etwas anderm verpflichtet zu seyn, als die eben genannte Summe, im Fall einer Mobilmachung, bereit zu haben. Welche Mittel, sich Personen von aller Art zu verbinden, lagen in diesem Depot! Und wie vielen Undank mußte dieses Depot erzeugen, wenn der Minister, wie dies wahrscheinlich ist, nicht immer vorsichtig darüber verfügte! Man nehme noch dazu, daß unter den Ministern der Hauptstadt kaum einer oder der andere war, der nicht an Hoyms Stelle zu stehen gewünscht hätte, und folglich jedes nachtheilige Gerücht über

ihn, direkt oder indirekt, unterstützte. Indeß hat Hoym alle gegen ihn gerichtete Cabalen zu Schanden zu machen gewußt, bis es endlich dem Weltgeschicke gelungen ist, ihn in einem Alter von sieben und siebzig Jahren von seinem Posten herab zu werfen. In einem so hohen Alter fällt man freilich unbedauert, aber doch nicht ohne alle Ehre. An Hoym's Stelle, würde ich mir zu meiner Entlassung Glück gewünscht haben, da ich durch den Drang der Umstände doch einmal außer Stande wäre, eine sieben und dreißigjährige Rolle fortzuspielen.

Hoym's frühere Lage war beneidenswerth; der letzte Akt des Drama, wenn es wirklich dazu gekommen wäre, würde lamentabel gewesen seyn. Zu allen Zeiten tadelte er die Idee eines Krieges mit Frankreich; seine Gründe waren aber nicht tief geschöpft, ja beinahe hätte man es ihnen angesehen, daß sie auf

nichts anderem beruheten, als auf dem Gedanken an den Verlust, der ihm, als Banquier, während eines Krieges bevorstand. Hat man sich einmal an eine Einnahme von 40,000 Rthlrn. gewöhnt, so mag es sehr schwer seyn, sie wieder entbehren zu lernen.

Unter den übrigen Ministern des Preussischen Staats hat keiner so große Erwartungen von sich erregt, als der

Freiherr von und zum Stein.

Er war vorher Ober-Präsident der Krieges- und Domänen-Kammer in Münster, und wurde nach Struensee's Tode, zu Ende des Jahres 1804, zum wirklichen Geheimen Staats-Krieges- und dirigirenden Minister im General-Direktorio ernannt, um die Accise-, Zoll-, Commerz- und Fabriksachen zu leiten. Bald nach seinem Eintritt in das Ministerium that er den wichtigen

Schritt,

Schritt, die sämmtlichen Binnen-Zölle im Preussischen Staate aufzuheben. Allerdings ein wahres und nicht geringes Verdienst, da durch diese entscheidende Maßregel der Handel von vielen unnatürlichen Hemmungen befreiet wurde, und aus den Berechnungen des jährlichen Staatseinkommens zugleich das Chimärische verschwand, was vorher damit verbunden gewesen war.

Dagegen hat dieser Minister freilich einen Fehler begangen, als er sich der Einführung eines Papiergeldes nicht widersetzte, das schon vor mehreren Jahren von dem großen — Geldhändler, doch nicht eben so großen Staatsmanne, Grafen Schulenburg-Kehnert projektirt war, ja, nur in einer andern Gestalt, zum Theil schon bereit lag. Ich meine die Tresorscheine, denen der Krieg bereits ein Viertel ihres ursprünglichen Kredits geraubt hat, und die, nach dem

Kriege, um so weniger empor kommen werden, da wir in Zeiten leben, welche dem Papiergelde ganz und gar nicht günstig sind. In der That, es ist auch zu wünschen, daß diese Schöpfung bald zu Grunde gehe, da sie nicht nach richtigen Principien gemacht worden ist.

Man rühmt die ungemeine Energie des Ministers Freiherrn von Stein, und erwartet von ihm nichts Geringeres, als die Rettung des Staates, seitdem er im Oktober dieses Jahres an die Spitze aller Verwaltungszweige getreten ist, und als Premier-Minister und Depositär der höchsten Gewalt dasteht. Ich will diesen günstigen Erwartungen nicht unzeitig widersprechen; denn die Entwickelung einer Kraft, wie der Minister von Stein sie hat, und die man mit vollem Rechte ungemein nennen kann, geht über alle Berechnung hinaus. Aber freimüthig werfe ich folgende Fragen

auf: hat der Herr von Stein den schlüpfrigen Boden der Premier-Ministerschaft gehörig untersucht? Fühlt er sich durch die Ueberlegenheit seines Geistes allen den Hindernissen gewachsen, die sein eigener Stand, der Adel, ihm in den Weg legen wird, um ihn, einen Ausländer, von einem erhabenen Posten zu verdrängen, wo er alles verdunkelt, was sich gern neben ihm geltend machen möchte? Sieht er ein, daß der Preussische Staat zu einem Augias-Stalle geworden ist, der nur durch einen Herkules gereinigt werden kann, und daß ihm, bei aller seiner Energie, diese Reinigung nie gelingen wird, wenn er sich nicht mit dem Geiste der Zeit in's Gleichgewicht setzt? — mit einem Geiste, welcher die Vernichtung der erblichen Privilegien fordert und der Suveränetät ein ganz neues Fundament zu geben verspricht. Ist er endlich davon überzeugt,

daß es nicht bloß auf die Reorganisation des Einen oder des andern Zweiges der öffentlichen Verwaltung ankommt, sondern auf den Bau einer ganz neuen Regierung, die von der alten gänzlich verschieden ist? und daß diese Wiedergeburt nur unter der Bedingung gelingen kann, daß sich die Herrschaft der Principien plötzlich erweitert? —

Alle diese Fragen zu beantworten, bin ich nicht im Stande, da ich ihn zu wenig kenne; ich kann nur die Entschlossenheit bewundern, mit welcher er die Restauration eines Staates übernommen hat, der, weil er sich von den echten Principien entfernte, nothwendig zu einem Chaos werden mußte. Der Erfolg wird entscheiden; und nichts ist in der That mehr zu wünschen, als daß dieser Erfolg den Erwartungen entspreche, welche die Preussischen Staatsbürger von

dem Herrn von Stein haben. Brächte man, ohne an seine Energie und Kraft zu denken, nur die Größe seines Unternehmens in Anschlag: dann sollte man beinahe für einen glücklichen Ausgang besorgt werden. Auch Richelieu, Chatham und Pitt waren Männer von umfassendem Geiste, und hatten für ihre große Wirksamkeit einen weit freieren Spielraum, als der Herr von Stein; aber dennoch schwankten sie nur allzu oft, und das Höchste, was sie von sich sagen konnten war:

In magnis voluisse sat est.

Von den Ministern Angern, Goldbeck, Massow, Ostau, Reck, Reden, Schrötter, Voß besonders zu handeln, erlaube ich mir nicht, da die meisten von ihnen nicht Eigenthümlichkeit genug haben, um besondere Auf-

merksamkeit zu erregen, und da Einer oder der Andre, bei welchem der Fall anders seyn mag, nicht dahin gekommen ist, eine bedeutende Rolle spielen zu können. Ich beschränke mich auf einige Bemerkungen, die Theils alle betreffen, Theils einzelne berühren. Durch den Geist der Feudal-Aristokratie waren sie bei weitem mehr Maschinen, als selbstdenkende Wesen, und konnten also in den ihnen anvertraueten Wirkungskreisen nicht mit Freiheit operiren. Sie lobten neue Ideen, wenn ihnen dergleichen mitgetheilt wurden; sobald es aber auf die Ausführung ankam, zeigten sie wenigstens große Trägheit. In der Regel wurde ihren Räthen das letzte Urtheil über dergleichen Ideen überlassen; und diese Räthe, welche größten Theils im Mechanismus aufgewachsen oder doch späterhin dadurch verkrüppelt waren, hatten kaum erklärt,

daß der Vorschlag gegen diese oder jene Einrichtung anstoße, so wurden sie zu einem Reponatur ad acta autorisirt. Auf diese Weise konnte das politische System im Preussischen Staate weder seiner Construktion, noch seiner inneren Kraft nach verbessert werden. Als Bewunderer des Alten, und als entschiedene Feinde des Neuen, begriffen die Minister keine von den Erscheinungen, die rund um sie her vorgingen.

Im Kampfe zwischen Frankreich und England waren sie, besonders die Finanz-Minister unter ihnen, durchaus von der Parthei des letzteren. An einem Winterabende des Jahres 1804 wurde im Hause des Ministers von .... über die Folgen des Verlustes von San-Domingo gesprochen, und einer der Anwesenden bemerkte, daß die Engländer, als Urheber dieses Verlustes, Europa in eine sehr kritische Lage bräch-

ten. „Ich wollte,“ rief der Minister, „daß Frankreich bereits seine letzte Colonie verloren hätte.“ In diesem Falle, erwiederte man ihm, wäre es nicht unwahrscheinlich, daß wir die Franzosen nach wenigen Jahren in Berlin sähen. „Dagegen giebt es Mittel!“ antwortete der Minister. Die Erfahrung hat gegen ihn entschieden. Aber gerade eben so dachten die meisten seiner Collegen. Das noch nicht Ausgeführte für unmöglich halten, das so eben Vollbrachte anstaunen, darüber die Besinnung verlieren und, bei der ersten Rückkehr zu sich selbst, entweder bloß in der Stille tadeln, oder, wenn sie das durften, laut mißbilligen: dies war, mehr oder weniger, der Charakter aller der Männer, welche an der Spitze der einzelnen Verwaltungszweige standen. Der Justiz-Minister pries den Vorzug der Preussischen Gerechtigkeitspflege vor der Fran-

zösischen; die Finanz-Minister thaten eben dasselbe in Rücksicht ihres Verwaltungszweiges, ohne im mindesten zu bedenken, daß da, wo nicht gleiche Besteuerung ist, die Ungerechtigkeit selbst ihren Wohnsitz aufgeschlagen hat. Nur die Polizei wagte es nicht, sich mit der Französischen zu vergleichen, wiewohl auch sie, um sich nicht selbst verachten zu müssen, ihre Zuflucht zu gewissen Lobsprüchen nahm, die sie ihrer eigenen Humanität machte, indem sie meinte, „es sey doch etwas Abscheuliches, die Freiheit des menschlichen Willens durch Anstalten zu beschränken," welche — dem Verbrechen zuvorkommen.

Nie gab es seit dem dreißigjährigen Kriege einen Zeitpunkt, wo der Staat vortrefflicher Minister zu seiner Erhaltung mehr bedurft hätte; und nie, seit jener Epoche, hatte er solcher Minister weniger. Alle waren nur mit dem ge-

genwärtigen Augenblicke beschäftigt; keiner bekümmerte sich um die Zukunft: ungefähr eben so, wie die Wilden, die, ohne an den folgenden Tag zu denken, ihren kleinen Vorrath auf der Stelle verbrauchen. Nirgends zeigten sich der Mangel an Einsicht, und die Nothwendigkeit eines starken Antriebes auffallender, als in den Versammlungen des Staatsraths, worin schwerlich jemals eine gemeinschaftliche Maßregel verabredet wurde. Sich persönlich geltend zu machen, dies war die Tendenz jedes Einzelnen; und diese Tendenz vernichtete durch sich selbst das Gemeinwohl. Beinahe jährlich wurden kostspielige Reisen in die Provinzen gemacht; aber das Resultat dieser Reisen war aus dem sehr natürlichen Grunde =0, weil man vor lauter Schmausereien nicht zu Untersuchungen gelangen konnte. Ehe irgend ein Gebrechen zur Sprache gebracht

wurde, mußte es den höchsten Grad der Verschlimmerung erreicht haben, und wenn man endlich nicht mehr umhin konnte, auf die Fortschaffung desselben bedacht zu seyn, so verfuhr man dabei so glimpflich, daß man zu Veruntreuungen und Pflichtverletzungen aller Art mehr aufmunterte, als davon abschreckte.

Alle diese Minister, deren Charakter-Schwäche ich bisher geschildert habe, mochten sehr ehrliche Männer seyn; dies ist aber nicht genug für den Wirkungskreis eines Ministers. Dazu kommt noch, daß da, wo die Ehrlichkeit alles in allem seyn soll, sehr viel geschieht, was der wahren Ehrlichkeit — derjenigen, die aus der Idee selbst hervorgeht — ewig widerspricht. So sprach man in Berlin ganz laut von der Kornaufkäuferei, welche von einzelnen Finanz-Ministern, Theils selbst getrieben, Theils gebilligt und begünstigt

würde, um die Bedürfnisse erster Nothwendigkeit in einem hohen Preise zu erhalten. Und eben so erzählte man sich Thatsachen, welche nicht das günstigste Licht auf die Unbestechlichkeit des Einen oder des andern ehemaligen Justiz-Ministers warfen.

VI.

Heinrich von Bülow.

Gewisse Köpfe nennt man excentrisch. Versteht man darunter solche, die sich mit Gewalt aus dem Centrum, worin sie seyn sollten, herausreißen? oder solche, welche ohne Unterlaß nach Anziehung verlangen, aber keine finden können, weil die anziehende Kraft für sie nicht Stärke genug hat? Ich bin, offenherzig gestanden, sehr geneigt, der letzteren Meinung zu seyn; und hier sind meine Gründe.

Es giebt in der moralischen Welt eine anziehende Kraft, welche ich die

Intelligenz nenne. Man findet sie durch die ganze Gesellschaft verbreitet; doch zum Mittelpunkte dient ihr die Regierung eines Staates. Je kräftiger nun diese Regierung ist, d. h., je mehr Intelligenz sie hat, desto mehr wird sie alles an sich zu ziehen wissen, was eben diese Eigenschaft besitzt. Deshalb sieht man unter einer solchen Regierung alle gesellschaftliche Kräfte zur Ordnung, Einheit und Harmonie hin streben. Unter einer schwachen Regierung hingegen werden sich, wo nicht Partheien und Faktionen, doch wenigstens aufrührerische Köpfe erheben, die ihr den Krieg ankündigen, weil sie die Kräfte nicht zu gebrauchen weiß, mit denen sie ausgestattet sind. Müssen sich nun unter einer schwachen Regierung nicht alle genialische Köpfe höchst unglücklich fühlen? Sie wünschen, ihre Talente dem Dienste des Staates zu widmen. Das Genie umfaßt alles

mit Liebe; d. h.: es wünscht, sich mit allem, wovon es umgeben ist, in Harmonie zu setzen, und nur ein so verderbtes Zeitalter, wie das unsrige zum Theil ist, kann demselben den Hang zum Isoliren Schuld geben. Dieser Wunsch ist aber nicht zu erfüllen, weil zwischen Männern von Genie und der schwachen Regierung eine Verschiedenheit Statt findet, die sich in eben dem Maße vergrößert, als jene sich bemühen, sie zu heben. Um sie nun vor dem Kampfe zu bewahren, worein sie gewöhnlich mit der Regierung zu gerathen pflegen, giebt es nur ein einziges Mittel: nämlich, daß sie ruhig genug sind, ihr Verhältniß zu der Regierung zu beurtheilen, so daß sie mit Bestimmtheit wissen, wie weit sie in ihren Forderungen gehen dürfen, damit sie, wenn die Regierung nicht im Stande ist, sie anzuziehen, sich begnügen, in ihrer eignen Kraft ihren Mittelpunkt zu finden.

Ohne diese Einsicht sind sie unvermeidlich verloren; denn, indem sie durchaus von einer Regierung angezogen seyn wollen, die dazu unfähig ist, provociren sie dieselbe durch jeden ihrer Schritte; und so gern diese Regierung ihrer auch schonen möchte, sieht auch sie zuletzt sich genöthigt, um ihrer eigenen Sicherheit willen, ihre Zuflucht zu einer lettre de cachet, oder zu noch strengeren Maßregeln, zu nehmen. Dies ist, wenn ich nicht irre, die Geschichte mancher Männer, welche, bei ihren Verdiensten, unter andern Umständen die Zierden ihres Geschlechtes und die Wohlthäter ihres Jahrhunderts geworden seyn würden. Wenigstens ist dies die Geschichte des merkwürdigen Mannes, dessen Nahmen die Ueberschrift nennt. Die Schicksale seines Lebens sind an sich selbst so anziehend, daß die Kunst ihnen nichts zu ihrer Verschönerung zu leihen braucht.

Heinrich von Bülow war der Sohn eines wohlhabenden Edelmannes, den seine Lebhaftigkeit zu allerlei thörichten Verschwendungen hinriß. Er genoß in dem Hause seines Vaters einer liberalen Erziehung, machte sich dann in der Militär-Akademie zu Berlin mit den Französischen Formen vertraut, und wurde in einem Alter von vierzehn oder funfzehn Jahren bei dem Infanterie-Regimente angestellt, das zuletzt von Thiele hieß und damals zu Berlin in Garnison stand. Der Militärdienst konnte diesem jungen Feuerkopfe nicht sehr behagen; da er aber nicht wußte, ob er sich deshalb an sich selbst oder an die Pflichten seines Metiers halten sollte, so glaubte er, sich ein glücklicheres Schicksal zu verschaffen, wenn er den Dienst in der Infanterie mit dem in der Reiterti vertauschte.

Sein Wunsch wurde erfüllt, indem

sein Vater ihn zu sehr liebte, als daß er ihm irgend etwas hätte abschlagen können. Er wurde bei einem Cavallerie-Regimente, welches zuletzt von Reitzenstein hieß, angestellt, und war sehr zufrieden mit seiner Lage, so lange ihn das Reiten interessirte. Als aber dieses seinen Reitz für ihn verloren hatte, fühlte er bei seinen neuen Beschäftigungen eben die Leere, die er bei den vorigen in Berlin gefühlt hatte. Er lebte bald sehr einsam; denn er war eben so unfähig, an den Zeitvertreiben seiner Cameraden Antheil zu nehmen, als diese sich für das, was ihn beschäftigte, interessiren konnten. Dies war nämlich nichts Geringeres, als das Studium des Polybius, des Tacitus, und des J. J. Rousseau. Diese Schriftsteller erfüllten seinen Kopf mit so vielen neuen Ideen, daß sie sein ganzes Wesen veränderten und ihn zuletzt dahin brachten, auf den ihm angewie-

senen Wirkungskreis mit Verachtung herab zu sehen.

Eben diese Schriftsteller würden den Freiheitssinn, der in ihnen lebt, in seine Seele übergetragen haben, wenn sich derselbe in ihm nicht von selbst in eben dem Maße entwickelt hätte, worin sich sein Ideen-Kreis erweiterte. Eine Kraft, welche hingereicht hat, die Schranken des Wirkungskreises zu zerbrechen, in welche sie von dem Schicksale gesetzt worden ist, strebt, von diesem Augenblicke an, nach gänzlicher Freiheit. Gewiß, man kann Menschen nicht verachten, denen so etwas begegnet, obgleich die Gemeinheit sich immer bemühet, ihre Handlungen zu mißdeuten und ihnen Bewegungsgründe unterzuschieben, die ihnen fremd sind.

Bülow verlangte und bekam seinen Abschied. Er glaubte, einen ihm angemessenern Wirkungskreis zu finden,

wenn er nach den Niederlanden ginge, wo damals eine Insurrektion gegen Kaiser Joseph den Zweiten ausgebrochen war. Die hohe Meinung, welche man von der Preussischen Taktik hatte, verschaffte ihm bald eine Stelle in einem Regimente; doch die Talentlosigkeit und Indolenz des Generals Schönfeld gaben ihm gar keine Gelegenheit, sich auszuzeichnen.

Die Geschichte dieser Insurrektion ist bekannt genug. In seinen Hoffnungen getäuscht, kehrte Bülow in sein Vaterland zurück. Hier faßte er eine leidenschaftliche Liebe für das Theater, und brachte eine Gesellschast von Schauspielern zusammen, die er mit allem Nöthigen versah. Sie wollte in einer Provinzialstadt debütiren; allein die Schwierigkeiten, die der Magistrat machte, vielleicht auch eine geheime Scham, die Bülow'n anwandelte, als er seine

Geschäfte als Theater-Direktor antreten sollte, bewogen ihn, seine Unternehmung plötzlich aufzugeben. Er verkaufte sogleich die Kleider und Dekorationen, die er mit großen Kosten angeschafft hatte, an einen Schauspielunternehmer Nahmens Butenop, der noch jetzt mit seiner Truppe umher zieht, entließ seine Schauspieler, und sann auf andere Beschäftigungen.

Man kann leicht denken, daß er, als Edelmann, über diese Epoche seines Lebens gern einen Schleier warf. Was man davon weiß, verdankt man einigen Personen, die ihn nie aus den Augen verloren, weil sie durch seine Sonderbarkeit zu ihm hingezogen wurden.

Nachdem er das Schauspielerleben auf diese Art verlassen hatte, faßte er den Entschluß, eine Reise nach Amerika zu machen. Ich glaube, die Schwierigkeiten, welche der Magistrat von Tan-

germünde seinem ersten Debüt entgegen stellte, indem er ihn nach seinem Privilegium fragte, veranlaßten ihn zu dem raschen Entschlusse, in ein Land zu gehen, wo, wie er glaubte, die vollkommenste bürgerliche Freiheit herrsche. In Begleitung seines Bruders, schiffte er sich dorthin ein. Er fand indeß in Amerika die Freiheit nicht, die er suchte, und von der er selbst keine deutliche Idee hatte. Mit dem Ueberdrusse, den getäuschte Erwartungen immer erregen, verließ er die vereinigten Staaten, und kehrte nach Europa zurück. Sein Bruder schrieb über Amerika, und dieses Buch beweiset hinlänglich, daß Beide in den vereinigten Staaten eine vollkommene Verfassung zu finden glaubten, (eine Verfassung, wie sie ihrem Privatinteresse gemäß war, und worin die besten bürgerlichen Gesetze durch die beste organische Gesetzgebung oder Verfassung

gesichert sind); daß diese getäuschte Erwartung sie ungerecht machte, und sie hinderte, einzusehen, daß diese Staaten wenigstens nach einer vollkommenen Constitution streben.

Indeß hatte der Handelsgeist der Amerikaner beide Brüder angesteckt. Es war ihnen aufgefallen, daß in Neu-York und Philadelphia die Glaswaaren zu ungeheuren Preisen verkauft wurden; und hierauf gründeten sie eine Spekulation, durch welche sie ihren gesunkenen Glücksumständen wieder aufhelfen wollten. Sie wendeten den letzten Rest ihres väterlichen Erbes zum Ankauf einer beträchtlichen Quantität von Glaswaaren an, und schifften sich damit in Hamburg zum zweiten Male nach Amerika ein. Da sie aber nicht Kaufleute von Profession waren, und, um ihr Glas bald abzusetzen, vielen Kredit geben mußten; da, mit Ei-

nem Worte, ihre Unternehmung auf die Redlichkeit der Amerikaner berechnet war: so sahen sie sich bald auf allen Seiten betrogen, und waren genöthigt, nach Europa zurück zu kehren.

Mehrere Personen, die Bülow'n in Amerika gekannt haben, versichern, er habe daselbst in frommen Conventikeln gepredigt. Dies ist auf der Einen Seite sehr wahrscheinlich, auf der andern aber nicht: wahrscheinlich ist es, weil es zu Bülow's Eigenthümlichkeiten gehörte, von den erhabenen Lehren in Schwedenborg's Schriften durchdrungen zu seyn; unwahrscheinlich, weil er das Talent des mündlichen Vortrags eben nicht in einem vorzüglichen Grade besaß. Da er selbst dieses Umstandes nie erwähnt hat, so mag der Leser darüber denken, was ihm beliebt.

Mancher, der Bülow'n gekannt hat, könnte ihn vielleicht wegen seines freien

und eben nicht keuschen Lebens nur für einen unechten Schüler Schwedenborgs halten wollen. Man bedenke indeß, daß es ihm mit seinem Mysticismus eben so gehen mußte, wie mit seinem militärischen System. Da dieses von niemand befolgt wurde, und da er nicht im Stande war, sich eine äußere, seinem Innern entsprechende, Welt zu schaffen: so trat er, durch die Umstände verleitet, sehr oft das mit Füßen, was ihm für das Heiligste galt. Wenn sich zuweilen in der Handlungsweise und dem System genialischer Menschen eine Verschiedenheit zeigt, so liegt der Fehler nicht so wohl in ihnen selbst, als in ihren Umgebungen. Die Umstände setzen sie oft in Widerspruch mit sich selbst. Wären sie für Bülow günstiger gewesen, so würde er ein Heiliger geworden seyn.

Als Bülow, arm an Vermögen, doch reich an Geist und Gemüth, aus Amerika

zurück gekommen war, dachte er auf Mittel, sich auszuzeichnen. Er that Verzicht auf merkantilische Spekulationen, weil er jetzt wohl fühlte, daß sie sich nicht mit seinem Charakter vertrugen, und sein ehemaliges Metier trat auf's neue in sein Gemüth zurück.

Bährenhorsts Betrachtungen über die Kriegskunst waren damals so eben erschienen: ein Werk, worin der Verfasser zu beweisen sucht, daß die Kriegskunst nur deshalb so oft in der Praxis scheitere, weil sie in der Theorie fehlerhaft sey.

Jeder Vernünftige mußte dieser Meinung beipflichten. Das Lesen dieses Buches elektrisirte Bülow's Kopf; der göttliche Funke in ihm wurde zu einer leuchtenden Flamme. Er hatte die glückliche Idee, daß man die Mangelhaftigkeit der theoretischen Kriegskunst der Militär-Philosophie zuschreiben müsse, welche zu oberflächlich und in ihren Abstraktionen

noch nicht so hoch gestiegen sey, als der menschliche Geist steigen könne.

Geleitet durch diesen Gedanken, arbeitete er sein System der Kriegskunst aus. Nachdem er einen, bis dahin zu wenig beachteten Unterschied zwischen Strategie und Taktik festgestellt hatte, führte er alle militärische Operationen auf die Form des Triangels zurück, bestimmte das Verhältniß der Basis zu der Spitze dieses Triangels, und gab Anweisungen über die Taktik, die, wenn nicht neu, doch wenigstens der Vergessenheit entrissen waren, worein man sie seit langer Zeit hatte sinken lassen.

Dies Werk bewies auf eine eminente Weise sein Genie. Er fühlte dies selbst, und, voll leichtgläubiger Hoffnungen, sah er sich schon als den Urheber einer veränderten Kriegskunst in Europa an, die Französische etwa ausgenommen, von welcher die seinige abstrahirt war. Es

gab in der That viele Leute, die sein Genie anerkannten und ihn mit Lobsprüchen überhäuften: doch gegen Einen, der sein System zu würdigen wußte und es annahm, gab es Hundert, die es ihrer Aufmerksamkeit nicht werth hielten; und da immer die Mehrheit entscheidet, so erlangte Bülow bei seinen Zeitgenossen den Ruhm nicht, den er sich versprochen hatte.

Dies war es unstreitig, was seine Galle aufregte und in seine Seele eine Bitterkeit brachte, die ihm sonst fremd war. Durch das Gefühl seines Werthes, vielleicht auch durch Vaterlandsliebe geleitet (denn Patriotismus ist immer das Erbtheil des Genie's), kam er im Jahre 1799 nach Berlin zurück. Seine feurigsten Wünsche strebten dahin, entweder im Generalstabe oder im Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt zu werden. In bei-

den Fächern wäre er gleich gut zu gebrauchen gewesen: im Generalstabe, durch seine theoretischen Kenntnisse der Kriegskunst, in denen er, das kann man ohne Uebertreibung sagen, einzig war; im Departement der auswärtigen Angelegenheiten durch seine ausgezeichnete Länderkunde und die große Vollkommenheit, womit er sich in der Englischen und Französischen Sprache ausdrücken konnte. Wäre er wirklich angestellt worden: wie ganz anders würde dann sein Schicksal gewesen seyn! Zu seinem Unglücke, vielleicht auch zum Unglücke für sein Vaterland, fühlten die Männer, welche damals an der Spitze dieser beiden Verwaltungszweige standen, keinen Beruf, sich mit einem so genialischen Menschen einzulassen. Zwar gestanden sie diesen Widerwillen nicht laut ein; denn wer möchte sich wohl freiwillig mit einer solchen Schmach bedecken? Aber sie erin=

nierten an Bülow's revolutionäre Ideen, und meinten er sey ein Schwindelkopf, der sich nicht in Dienstverhältnisse zu finden wissen würde.

Da er sich so zurückgesetzt sah, und, um leben zu können, sich allein auf seine Talente verlassen mußte, so war er genöthigt, von der Schriftstellerei Profession zu machen, so weit dies nämlich einem Manne von Genie möglich ist. Er schrieb ein Buch über das Geld, in welchem er die Ideen eines, ich weiß nicht welches, Schweden über diesen Gegenstand entwickelte. Außerdem übersetzte er Mungo Park's Reisen aus dem Englischen. Diese Beschäftigungen machten ihn in der That sehr unglücklich, weil er in der Schriftstellerei nur ein Surrogat für das Handeln sah, zu dem er sich berufen fühlte. Die Abhängigkeit, worin er sich von der mehr oder minder vollen Kasse seines Verlegers befand,

brachte ihn in Verzweiflung. Indeß was half das Sperren? Wenn er leben wollte, so mußte er schreiben, und so schrieb er im Winter 1801 die „Geschichte des Feldzuges von 1800," ein historisches Werk, für welches er, außer seinem reichen Genie, keine andere Quelle hatte, als den Hamburger-Correspondenten, und wovon ihm der gedruckte Bogen nur mit 6 Thalern honorirt wurde.

Nach mancherlei Händeln, die seine Genialität ihm zugezogen hatte, faßte er den Entschluß, nach England zu gehen. Nichts war natürlicher; denn er verachtete ein undankbares Vaterland, das ihn verschmähet hatte, und er glaubte, diese Verachtung nicht deutlicher an den Tag legen zu können, als dadurch, daß er es verliesse. Gewiß dachte er damals im Herzen: Ingrata patria, nec ossa mea habebis. Ich werde nie die Aeußerung vergessen, mit welcher er sei-

nen Entschluß gegen mich zu rechtfertigen suchte. „Die Engländer," sagte er, „sind die exerrabelste Nation in Europa, aber sie sind auch die einzige, die Energie hat und sie zu schätzen weiß." Ich wünschte ihm aufrichtig Glück. Der Hauptmann Nothard, ein Mann von seltenem Edelmuthe, schoß ihm 600 Thaler zur Reise vor.

Bülow wollte ein Journal über England schreiben, und kam mit dem Buchhändler Frölich dahin überein, daß dieser ihm, sobald er das Manuskript zu den ersten drei Heften erhalten haben würde, die Summe von hundert Pfund Sterling übersenden sollte.

Er kam glücklich in London an. Die ersten Hefte seines Journals erschienen; sie fanden aber keine Käufer, weil Bülow nicht der Mann war, der mit Ruhe beobachten und das Beobachtete mit Anspruchlosigkeit niederschreiben

ben

ben verstand. Frölich, der sich in seinen Erwartungen betrogen sah, fand nicht für gut, sein Wort zu halten, und die Verlegenheiten, die für Bülow hieraus entstanden, endigten damit, daß er zu einem Aufenthalte in Kingsbench gezwungen wurde.

Ich weiß nicht, durch welche Umstände er seine Freiheit wieder erhalten hat; genug, nach einem sechsmonatlichen Aufenthalte in England schiffte er sich nach Calais ein, und ging von dort nach Paris.

Von Paris wollte er Anfangs eine Reise nach Afrika machen; aber, sey es nun, daß er von selbst diese Idee wieder aufgab, oder, daß er durch Aufträge, die er erhielt, in der Hauptstadt festgehalten wurde: genug, er blieb daselbst bis zum Sommer 1804, wo er, Allen unerwartet, nach Berlin zurückkam. Wenn ich das, was er selbst mir

gesagt hat, recht verstanden habe, so war er in Paris Agent der Deutschen Reichsritterschaft gewesen, mit dem bestimmten Auftrage, die Mediatisirung derselben zu verhindern. Hieraus läßt sich die Möglichkeit eines mehr als dreijährigen Aufenthaltes in Paris vielleicht erklären, ob er gleich wohl schwerlich als Agent der Reichsritterschaft anerkannt seyn konnte, da er zuletzt der Polizei in Paris verdächtig wurde und von ihr den Rath erhielt, sich so bald als möglich aus der Stadt zu entfernen. Dies hatte er sich selbst durch seinen ausschließlichen Umgang mit ehemaligen Adeligen zugezogen.

Kaum war er in Berlin angekommen, als er schon in einen literarischen Streit verwickelt wurde. Es war so eben eine Broschüre, „Sendschreiben an Napoleon Bonaparte,“ erschienen, in welchem der Verfasser, diesem mit mehr

Leidenschaft als Verstand, vorwarf, daß er, anstatt der Consularwürde, die erbliche Kaiserwürde angenommen habe. Obgleich Bülow Bonaparte'n nicht liebte, und in ihm, nach seinem eigenen Ausdruck, nur „a man of cruel frigidity" sah: so fand er doch für gut, seine Sache in Berlin zu vertheidigen; er schrieb zu dem Ende eine Broschüre, unter dem Titel: Napoleon Bonaparte, und dedicirte sie, wenn ich nicht irre, dem Französischen Gesandten. Hieraus entstand ein Federkrieg zwischen beiden Schriftstellern, der, nachdem er beinahe ein Jahr gedauert hatte, und vorzüglich von Seiten des Verfassers des Sendschreibens mit großer Erbitterung geführt worden war, sich mit einer Versöhnung und gegenseitigen Beweisen von Freundschaft endigte.

Bülow trat in Berlin auf eine Art auf, die nicht geeignet war, ihm Freun=

de zu erwerben. Es gab Leute, die ihn für einen Französischen Spion hielten; dies war die lächerlichste Idee, die man von ihm fassen konnte, da gewiß niemand auf der Welt ungeschickter zu diesem Geschäft war, als er. Andre betrachteten ihn als einen unerträglichen Sonderling; und diese hatten nicht ganz Unrecht: denn da er sich vom Schicksal verfolgt glaubte, und seine Erbitterung darüber immer mehr zunahm, so konnte es nicht fehlen, daß sie in seinen Werken eben so sehr, als in seinen Gesprächen, hervorbrach.

Da er, um leben zu können, wieder zur Schriftstellerei seine Zuflucht nehmen mußte, so war er fleißiger, als je. Mehrere Werke von ihm folgten einander sehr schnell. Es waren die Lehrsätze des neuern Krieges, oder reine und angewandte Strategie aus dem Geiste des neuen

Kriegs-Systems abgeleitet; dann die Geschichte des Prinzen Heinrich von Preussen (den er, als Feldherrn, weit über Friedrich den Zweiten setzte), dann seine militärische Monatsschrift, und endlich seine Taktik der Neueren, wie sie seyn sollte. Die Aufmerksamkeit, welche diese Schriften im Publikum auf sich zogen, und die baaren Vortheile, durch die er in den Stand gesetzt wurde, anständig zu leben, vermochten indeß nicht, ihn über die Zurücksetzung und Verachtung, die er von Seiten der Regierung erfuhr, zu beruhigen: eine Behandlung, die ihn um so mehr kränkte, je weniger er das Verhältniß zwischen einem Manne von Genie, und einer schwachen Regierung begriff.

Der Unmuth, der in ihm lebte, ging in alle seine Schriften über, und offenbarte sich in ihnen durch eine Men-

ge starker Züge und beißender Bemerkungen, welche die Leser vielleicht mehr angezogen haben, als ihr wissenschaftlicher Werth. Von der anhaltenden, durch nichts zu besiegenden Gleichgültigkeit der Regierung gegen seine Verdienste im Innern tief verwundet, verfiel er endlich in eine äußerst große Niedergeschlagenheit, aus welcher er sich nur durch berauschende Getränke reißen konnte. Wer hätte glauben sollen, daß ein Mann, der, wie Bülow, von der Natur mit einem so reichen Genie ausgestattet war, jemals dahin kommen würde, zu einer künstlichen Begeisterung seine Zuflucht zu nehmen? Aber da sieht man, wie durch das Unglück die schönsten Naturen zerrüttet werden, wenn ihre Seele nicht Kraft genug hat, das Schicksal zu beherrschen, und nicht aufhört, das außer sich zu suchen, was sie nur in sich finden kann, und was sie schon

längst besitzt! Bülow war nur deshalb so unglücklich, weil er die Schriftstellerei verachtete, weil er sich nicht von der, einem Edelmanne so natürlichen, Eitelkeit losmachen konnte, durch seine Persönlichkeit gelten zu wollen, und weil er das, was das Vortrefflichste in ihm war, seine Kraft, die Welt mit neuen Ideen zu bereichern, zu wenig achtete.

Wir nähern uns der Entscheidung seines Schicksals. Bülow hatte im Allgemeinen den Ausgang des Feldzuges von 1805 vorher gesehen. Nach der Schlacht von Austerlitz bekam er Lust, die Geschichte dieses Feldzuges zu schreiben. Er schrieb sie in seiner Manier, das heißt, er erlaubte sich unzählige Ausfälle auf die Generale der Alliirten, und mischte tausend übel angebrachte Episoden ein. Da die Censur in Berlin dieses Werk nicht passiren ließ, weil sie dies nicht konnte; so ließ er

es im Sommer 1806 in Leipzig bei Gerhard Fleischer drucken. Das Buch wurde um so begieriger gelesen, da man einem nahen Bruche zwischen Preussen und Frankreich entgegen sah. Die Regierung, die schon gewohnt war, ihm vieles zu gute zu halten, würde von dieser neuen Ergießung seiner Galle keine Notiz genommen haben, wenn nicht fremde Gesandten es von ihr verlangt hätten. Seine Freunde wußten lange vorher, daß ein Verhaftsbefehl gegen ihn ausgefertigt würde, und gaben ihm den Rath, zu entfliehen. Er verwarf dies, und er hatte Recht: denn wohin sollte er fliehen, da er mit der ganzen Welt gebrochen hatte?

Er wurde in den Armen eines Mädchens verhaftet, das er liebte, und von welchem er wieder geliebt wurde. Eine sehr harte Scene erwartete ihn im Gefängnisse. Er, der sich selbst in der Ge-

schichte des Feldzuges als der Richter der Könige erschienen war, und, um seine Petulanz zu rechtfertigen, immer versichert hatte, er verstehe sich nur darauf, Armeen zu kommandiren und Völker zu regieren — er sah eine Commission von Aerzten Untersuchungen über seinen Gemüthszustand anstellen! Einer von den Aerzten, denen diese Untersuchung aufgetragen war, berichtete: Da die Lebensgeister des Herrn von Bülow in einem sehr gereizten Zustande wären, so könne eine längere Gefangenschaft ihm sehr gefährlich werden; es sey daher zu wünschen, daß man ihn so bald als möglich wieder in Freiheit setze, und ihm rathe, sich künftig behutsamer zu benehmen.

Der Arzt hatte ohne Zweifel Recht. Bülow war gewiß nichts weniger als verrückt; auch gab er so ausgezeichnete Beweise seines gesunden Verstandes, daß

seine Mitgefangenen darüber erstaunten. Auf dem Hofe des Gefängnisses demonstrirte er ihnen unter andern, daß die Preussen in ihrer Stellung zwischen der Saale und der Elbe unfehlbar geschlagen werden müßten.

Das mit vieler Treuherzigkeit abgefaßte Zeugniß des Arztes war die Veranlassung zu einem Criminal-Prozesse, den man gegen Bülow einleitete. Unter den Klauen einer mit stachelichten Formen umgebenen Justiz sollte der arme Bülow von den Abschweifungen seines Genie's Rechenschaft geben, er, der, wenn er die Feder in die Hand nahm, um das Publikum zu ergetzen und zu unterrichten, gewiß weit davon entfernt war, zu wissen, was in seiner Seele vorging. Man kann leicht denken, daß seine Rechtfertigung die Sache nur verschlimmern konnte. Wäre alles im Gange geblieben, so würde er gewiß zu ei-

nem lebenslänglichen Gefängnisse verurtheilt worden seyn, und nur die Gnade des Königs hätte ihn davon befreien können.

Der Ausgang der Schlachten bei Jena und Auerstädt gab seinem Schicksale unvermuthet eine neue Wendung. Als man der Ankunft der Franzosen in Berlin entgegensah, beschloß man, ihn nach Colberg zu transportiren. Im Augenblick der Abreise soll er mit sardonischem Lächeln gesagt haben: „So geht es, wenn man die Generale in's Gefängniß sperrt, und einfältige Menschen an die Spitze der Armeen stellt!"

Bei seiner Durchreise durch Stettin bewarf ihn der Pöbel mit Koth, weil er ihn für den (in die Ungnade der Königin gefallenen) Cabinetsrath Lombard hielt, mit welchem er in der Statur einige Aehnlichkeit hatte. Aus Colberg schrieb er an seine Freunde in Berlin

in einem triumphirenden Tone: „Bin ich nicht ein Prophet? Dafür hat man mich aber auch wie einen Ezechiel behandelt!" Er hatte Lust, die Geschichte des Feldzuges von 1806 zu schreiben; doch kein Buchhändler wollte ein so gefährliches Buch übernehmen, weil das Schicksal Gerhard Fleischers, der den Feldzug von 1805 verlegt hatte, noch in zu frischem Andenken war. Was die Buchhändler wohl noch außerdem davon abschrecken mochte, war Bülow's Versprechen, einen Abriß des Schwedenborgischen Systems in seine Geschichtserzählung zu verweben.

Er rechnete darauf, bald durch die Franzosen aus seiner Gefangenschaft befreiet zu werden; doch in dem Augenblick, wo sie Colberg zu belagern anfingen, ließ man ihn, ich weiß nicht ob zu Wasser oder zu Lande, nach Königsberg transportiren.

Sein weiteres Schicksal habe ich nicht erfahren; doch hat sich das Gerücht verbreitet: er habe in Königsberg Mittel gefunden, sich in Freiheit zu setzen und nach Curland zu entkommen; hier sey er aber Kosaken in die Hände gefallen, die ihn, unter grausamen Mißhandlungen, nach Riga geschleppt hätten, wo er bald nachher im Gefängnisse gestorben sey.

Wenn diese Umstände gegründet sind, so möchte man über die Härte des Schicksals weinen, welches nicht aufhörte, ihn zu verfolgen. Was mich betrifft, so gestehe ich, daß ich Bülow'n für einen der interessantesten Menschen in den Preussischen Staaten gehalten habe und noch halte. Während alle Andern im Mechanismus des gewöhnlichen Geschäftslebens versanken, war er der Einzige, der sich bemühete, durch Verbreitung neuer Ideen Leben und Thätigkeit zu erwecken. Doch die vis inertiae

seiner Gegner war allzu groß, und so mußte sein Bestreben wohl ohne Erfolg bleiben. Sobald noch einige Jahre verflossen seyn werden, wird man ihm volle Gerechtigkeit widerfahren lassen und von Horaz'ens Worten: sublatam ex oculis virtutem invidi quærimus! eine ehrende Anwendung auf ihn machen können.

In seinem Charakter lag nicht die Erhabenheit, welche Ehrfurcht gebietet; allein seine Fehler verschwanden, gegen sein göttliches Genie, wie die Flecken der Sonne sich in dem Glanze dieses Gestirns verlieren; und man wird von dem lebhaftesten Schmerze durchdrungen, wenn man bedenkt, daß ein ungünstiges Schicksal ihn hinderte, sich in seiner vollen Herrlichkeit offenbaren zu können.

VII.

Johann von Müller.

Ich habe dieses Gelehrten bei der Charakteristik des Prinzen Louis Ferdinand erwähnt; jetzt muß ich auf ihn zurückkommen, weil die Rolle, die er während der letzten Jahre in der Preussischen Monarchie gespielt hat, allzu wichtig ist, als daß ich ihn gänzlich aus der Acht lassen könnte.

Es giebt Männer, welche so viel Genie haben, daß sie gar nicht wissen, was Ruhm ist, oder, wenn sie es wissen, sich wenig darum bekümmern, weil sie alles, was nicht sie selbst ist, als

Schatten betrachten und behandeln; und solche Männer sind des Ruhmes nur um so gewisser. Es giebt andere Männer, denen der Ruhm für etwas Wesentliches gilt, dem sie aus allen Kräften nachjagen zu müssen glauben, und die eben deswegen keine Anstrengung sparen, um in dessen Besitz zu gelangen; und solche Männer quälen sich ihr ganzes Leben hindurch, ohne jemals an das Ziel zu kommen. In der That, es geht den Ruhmjägern, wie den Glücksjägern: vor beiden fliehet, was sie suchen, weil Ruhm und Glück nichts weiter sind, als Zugaben, die sich von selbst einfinden, wenn es nicht an dem Wesentlichen fehlt. Anders steht die Sache, wenn von bloßem Rufe die Rede ist: dieser läßt sich finden. Nicht einmal eines ausgezeichneten Talentes bedarf es, damit man sich seiner bemächtige; es bedarf nur eines hohen Grades von

Eitel-

Eitelkeit mit sogenannter Herzensgüte gepaart; und das Recept des Terenzianischen Simo ist sogar überflüßig. *)

Lieset man die „Briefe eines jungen Gelehrten" (Müllers) „an seinen Freund" (Bonstetten); so wird man — vorausgesetzt, daß man noch ein wenig unbefangen ist — durch nichts so sehr frappirt, als durch die heftige Ruhmliebe ihres Verfassers. Sie ist ein höllisches Feuer, das in seinen Eingeweiden lodert, das er zwar zu dämpfen wünscht, das sich aber nicht löschen läßt, weil es

*) Dies Recept heißt:

----- Facile omnes perferre ac pati
Cum quibus aeris cunque una, iis te dedere,
Advorsus nemini; eorum studiis obsequi,
Nunquam praeponens te illis: Ita facillume
Sine invidia laudem invenias et amicos pares.

in Beziehung auf sein ganzes Wesen asbestischer Natur ist. Der Gegensatz von Anmaßung und Schwäche, der durch diese Sammlung von Briefen fortläuft, reizt eben so oft zum Mitleiden, als zum Lachen. Derselbe Mann, der durch seine Studien, durch seine neuen Entdeckungen im Gebiete der Moral und Politik, durch seine hinreißende Beredtsamkeit endlich, die ganze Welt zu bezaubern verspricht — was thut er? Sondert er sich ab, brütet er über einzelnen Gedanken, achtet er die tiefen und consequenten Denker aller Nationen? Oder treibt er sich täglich in Gesellschaften um, zerstreuet er sich durch die heterogenste Lektüre, und fühlt er sich bloß von solchen Schriftstellern angezogen, welche blenden, ohne jemals zu erleuchten? — Müller konnte nur das Letztere; und weil seine Kraft nicht weiter reichte, so gab es nur einen Ruf,

nicht einen Ruhm, für ihn. Jenen erlangte er dadurch, daß er sich an gelehrte Societäten anschloß, fleißig für sie arbeitete; in seinen Mechanismus Präcision brachte, Gelehrsamkeit zeigte, und in denen Werken, durch welche er Unsterblichkeit zu erringen glaubte, den Geist seiner Leser auf die Folter spannte. Doch über dies letztere muß ich mich ausführlicher erklären.

Es giebt eine Zerrissenheit der Gedanken, die den Leser, der sie in sich aufnehmen soll, nicht wenig belästiget. Ist er ein Selbstdenker, der sich nicht durch Autoritäten, am wenigsten durch die Autorität kritischer Blätter, irre machen läßt: so kommt er über den Werth des Schriftstellers sehr bald in's Reine, und die Folge davon ist, daß er verwirft, was ihn berauscht, aber nicht erfreuet. Ist er kein Selbstdenker, ist er in jedem Betracht noch ein Schüler,

der seinen Geist durch einen fremden Geist erziehen will: so weiß er nicht, woran er sich wegen der tödtlichen langen Weile, die er bei der Lektüre empfindet, halten soll, ob an der eigenen Schwäche, oder an der eigenthümlichen Beschaffenheit des Schriftstellers; und die Folge davon ist, daß er lobt, was ihn so lange gemartert hat, bis er darüber eingeschlafen ist. Dies auf die Müllerschen Compositionen angewendet, behaupte ich, daß sie von neun Zehntheilen ihrer Leser bloß deswegen erhoben werden, weil sie im höchsten Grade ermüdend sind. Nicht, als ob nicht hier und da ein glänzender Gedanke hervorträte, der den Geist des Lesers beschäftigt; ihre Fehlerhaftigkeit besteht darin, daß sie, um mich so auszudrücken, nicht aus Einem Gusse sind, daß die an einander gereiheten Notizen nicht durch Darstellung zu Fakten werden, daß sie, mit Einem Worte,

nicht bloß chronikenmäßig, sondern sogar zeitungsmäßig abgefaßt sind. Ist nach zehn bis zwölf Jahren das Interesse des Augenblicks verschwunden und alsdann der Zeitpunkt gekommen, wo man seine Meinung über die Geschichten der Schweizerischen Eidgenossenschaft sagen kann, ohne sich dem Vorwurfe des Neides oder der Heterodoxie auszusetzen, so wird es, meine ich, nicht an Stimmen fehlen, welche es laut tadeln, daß man Müllern (der vielleicht von jeher ganz unfähig gewesen ist, etwas von dem Inhalte der Geschichte zu fassen und darzustellen) den ersten Geschichtschreiber oder auch den Tacitus der Deutschen zu nennen wagte. Vielleicht ist ein großer Ruf nie schlechter begründet gewesen, als der, dessen Müller als Geschichtschreiber genießt. Die Nachwelt wird darüber entscheiden. Es wäre das Wunder aller

Wunder, wenn sie von diesen, zwar mühsam zusammen getragenen, aber sehr geschmack- und geistlos geschriebenen Geschichten nur die mindeste Notiz nähme: die Herausgeber kritischer Blätter in Deutschland mögen dagegen einwenden, was sie wollen.

Von Ehrgeitz gefoltert, kam Müller schon im Jahre 1780 nach Berlin. Seinen Gesinnungen nach, war er nichts weniger als ein Freund Friedrichs des Zweiten, den er in einem Schreiben an Bonstetten sogar einen großen Räuber genannt hatte *). Der heftige Wunsch, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu werden, gab den Ausschlag über diese Gesinnungen, und bestimmte ihn noch obendrein, sich mit einem Jahrgehalte von vierhundert Thalern zu begnügen. Die Aufgabe war, wie er zum

*) Siehe: Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund. Nr. 15.

Zwecke gelangen sollte; denn Friedrich der Zweite verstand sich allzu gut auf die Köpfe, um sich ein Blendwerk vormachen zu lassen. Indem Gleim, Herzberg und der damalige Thronerbe gleich sehr geschäftig waren, Müllers Wünsche in Erfüllung zu bringen, gerieth man auf den Gedanken, den jungen Gelehrten durch d'Alembert empfehlen zu lassen. D'Alembert schlug ein. „Man hat mir gemeldet,“ schrieb er unter dem 9ten Februar 1781 an den großen König, „es befinde sich jetzt in Berlin ein junger Gelehrter, Nahmens Müller, der kürzlich eine vortreffliche Geschichte der Schweiz in Deutscher Sprache herausgegeben. Man habe diese Geschichte in's Französische übersetzt; sie sey voll Philosophie und voll dreister Wahrheiten; der Verfasser sey im Stande, Französisch zu schreiben, habe Lust, sich in den Staaten Ewr. Majestät zu fixiren,

und die Akademie werde an ihm ein vortreffliches Mitglied bekommen, wenn Ew. Majestät für dienlich hielten, ihn bei derselben aufzunehmen; er werde sich Anfangs mit einem mäßigen Gehalte von vierhundert Thalern begnügen, bis er durch seinen Fleiß verdiene, eine ansehnlichere Belohnung zu erhalten. Ew. Majestät könnten wegen dieses Gelehrten Erkundigungen einziehen; und da ich Theil an dem Flor von Dero Akademie nehme, so bin ich so frei, Ew. Majestät um Dero Güte für Herrn Müller zu ersuchen, im Fall Sie denselben, nach eingezogener Erkundigung ihrer würdig finden." Diese Verwendung blieb nicht ohne Erfolg. Friedrich ließ Müllern zu sich kommen. Man weiß nichts von der Unterredung, die er mit ihm hatte; allein das Resultat derselben ist in einem Briefe aufbewahrt, welchen Friedrich unter dem 24sten Februar 1781 an

d'Alembert schrieb. „Ihr Herr Meyer," heißt es darin, „ist hier gewesen." (Friedrich verwechselte den Nahmen unstreitig, weil Müller so ganz und gar keinen Eindruck auf ihn gemacht hatte.) „Ich gestehe Ihnen, daß ich ihn sehr für das Kleine fand. Er hat Untersuchungen über die Cimbern und Teutonen angestellt, für die ich ihm keinen Dank weiß. Auch hat er einen Abriß der Universalgeschichte geschrieben, in welchem er sorgfältig wiederholt, was Andere besser als er gesagt und geschrieben haben. Will man bloß nachschreiben, so wird man die Zahl der Bücher in's Unendliche vermehren, ohne daß das Publikum etwas dabei gewinnt. Das wahre Genie hält sich nicht bei kleinlichen Untersuchungen auf; entweder stellt es die Sachen unter neuen Gestalten dar, oder es überläßt sich der Imagination, oder (was noch besser ist) es wählt inter-

essante und neue Gegenstände. Allein unseren Deutschen ist das Uebel eigen, welches man Logon-Diarrhöa nennt; eher würde man sie stumm, als sparsam mit Worten machen *)." D'Alembert war viel zu sehr Hofmann, um nach einer solchen Erklärung noch ein Wort zu Müllers Vortheil zu verlieren. Ohne ihn wieder bei seinem wahren Nahmen zu nennen, schrieb er, in Beziehung auf ihn, unter dem 20sten März 1781: „In Ansehung des Urtheils, welches Ew. Majestät über den Herrn Meyer, dessen ich gegen Dieselben zu erwähnen die Ehre hatte, gefällt haben, verlasse ich mich ganz auf Ew. Majestät. Man hatte mir Wunderdinge von ihm geschrieben, und ich hatte sie leicht genug geglaubt, um Ew. Majestät zu fragen: ob Ihnen dieser Gelehrte bekannt sey.

*) Siehe das eben angeführte Werk, B. XI, S. 287.

Nun bin ich von seinem Werthe vollkommen unterrichtet und sehr ruhig über den Entschluß, den Ew. Majestät seinetwegen fassen werden. Sehr gern glaube ich, daß die Deutschen Gelehrten noch ziemlich an der Unpäßlichkeit leiden, die Ew. Majestät so scherzhaft einen „Wortdurchfall" nennen. Diese Gelehrten dürften nur öfter und aufmerksam Ew. Majestät anhören, oder vielmehr hinhorchen, um von Denselben zu lernen, nur das zu sagen, was, und wie man es sagen muß *)."

So scheiterte also Müllers Plan, sich zum Mitgliede der Berlinischen Akademie der Wissenschaften zu machen. Er selbst hat in seiner Autobiographie, in Beziehung auf diesen Umstand, gesagt: der Gedanke einer außerordentlichen Anstellung hätte, gleich Minerven, nur aus Jupiters Kopfe hervor gehen dürfen,

*) B. XV, S. 117.

und in diesem sey er im entscheidenden Augenblicke durch Neid und List unterdrückt worden *). Ich glaube indeß, daß weder das Eine noch das Andere im Spiele war, und daß Friedrichs des Zweiten richtiger Geschmack einen Schriftsteller verwarf, der ihm in keiner Hinsicht bedeutend genug schien, um Mitglied einer Akademie zu werden, an deren Spitze er selbst stand. Zwischen Friedrich dem Zweiten und Johann Müller gab es schwerlich irgend einen Berührungspunkt.

Wie Müller, durch Friedrichs des Zweiten Gleichgültigkeit aus Berlin entfernt, den Entschluß faßte, nach Genf zurück zu gehen; wie er auf dem Wege dahin durch die Verwendung des Staatsministers und Generallieutenants von

*) S. Bildnisse jetztlebender Berliner Gelehrten, mit ihren Selbstbiographieen. S. 27.

Schlieffen eine kleine Anstellung bei dem Carolinum in Cassel fand (1781); wie er, zwei Jahre später, diesen Posten wieder verließ, um zu Valeires, einem Gute seines Freundes von Bonstetten, dem Studium der Geschichte obzuliegen; wie er, auf einen Ruf des letzten Kurfürsten von Mainz, nach Mainz ging (1786) und daselbst, in dem vertrautesten Umgange mit Friedrich Karl Joseph, zugleich als Staatsrath und als Geschichtschreiber arbeitete; wie er bald nach dem Ausbruche des Revolutions-Krieges, ungefähr sechs Wochen vor dem Einfall der Franzosen unter Cûstine, von Aschaffenburg nach Wien gesandt wurde, und, ohne daselbst irgend etwas auszurichten, sich eine Anstellung bei der geheimen Hof- und Staats-Kanzelei gefallen ließ; wie er, von lästigen Berufsarbeiten gemartert, „zur Vertheidigung des Deutschen Nahmens,

der Selbstständigkeit einer großen Monarchie, und eines Gleichgewichts in Europa," Deutschen Muth gegen ausländische Präpotenz aufrief; wie er, von Wien aus, eine Reise in sein Vaterland machte, und sich nach Wien zurückzog, als eben der Revolutions-Sturm über sein Vaterland ausbrechen sollte; wie er, als Custos der Kaiserlichen Bibliothek, sich mehrere Jahre hindurch sehr wohl befand, bis er sich durch das Censurwesen und durch Zurücksetzung genirt und beleidigt fühlte: dies Alles mag man, wenn man Lust dazu hat, in seiner Autobiographie nachlesen, ohne daß wir uns eine andre Bemerkung erlauben, als die, daß sich Müller da von seiner starken Seite geschildert hat, wo es der Wahrheit gemäßer gewesen seyn würde, sich von seiner schwachen Seite darzustellen.

Als Müller, nach einer zwei- und zwanzigjährigen Abwesenheit, am Schluſ-

se des Jahres 1803 nach Berlin zurückkam, um sich daselbst anstellen zu lassen, war ihm die öffentliche Meinung nicht sehr günstig. — — — — — — — — — — — — — — — — — —. Diese öffentliche Meinung wurde indeß durch allerlei überwogen. Von der Einen Seite schmeichelte es der Regierung, daß ein Gelehrter von Ruf sie um ihren Schutz ansprach, um gewisse Werke drucken lassen zu dürfen, deren Bekanntmachung sich nicht mit den Gesetzen der Oestreichischen Monarchie vertrüge; von der andern, war aber diese Regierung schon seit Jahren gewohnt, sich mancher fremden Reputation, sogar auf Kosten der Gerechtigkeit gegen einheimische Gelehrte und Künstler, zu bemächtigen. Gleichwohl würde Müllers Anstellung Schwierigkeiten gefunden haben, wenn er nicht den Ausweg gebraucht hätte, sich gegen die Französische Regierung, und nahmentlich ge-

gen den damaligen ersten Consul, zu erklären, welcher allen Berlinischen Aristokraten ein Dorn im Auge war, weil er eine Ehrenlegion gestiftet hatte, die das Verdienst über die Geburt erhob. Ein berühmter Geschichtschreiber, dachte man, müsse doch etwas von der Sache verstehen, wenn er sich so bestimmt gegen Präpotenz erkläre und dem Gleichgewichts-System das Wort rede. So erfolgte denn seine Anstellung bei der Akademie der Wissenschaften mit dem Titel eines Geheimen Raths und mit einem Gehalte von dreitausend Thalern, wobei man noch die Miene annahm, als ob man sehr wohlfeilen Kaufes eine große Acquisition gemacht hätte. Nur sehr Wenige lächelten im Stillen darüber, daß man sich selbst täuschte, oder sich täuschen ließ.

Müller seiner Seits sprach von nichts als von großen Dingen. Er vor Allen

wollte

wollte das Leben des unsterblichen Friedrichs des Zweiten schreiben. Nach Jahr und Tag machte er endlich in einer akademischen Vorlesung seine Idee über die Geschichte Friedrichs des Zweiten bekannt. Die Art, wie dies geschah, war für bescheidene Leute noch weit anstößiger, als es der Mangel an Zusammenhang in dieser kleinen Schrift für Kenner war. Schon sehr früh würde sich in Berlin eine Opposition gegen Müller erhoben haben, wenn er sich durch seine Verbindungen mit den Ministern und andern Vornehmen der Hauptstadt nicht zu schützen gewußt hätte. Er huldigte den Vorurtheilen dieser Gewalthaber, und versteckte seine Ruhmsucht hinter Patriotismus und Tugend; vor allen Dingen aber erklärte er sich laut gegen die Präpotenz Frankreichs, und erhob, zum Contrast, Englands großen Edelmuth gegen das feste Land von Eu-

ropa bis an den Himmel. Dadurch fand er denn Mittel sich zu halten, und verstärkte diese Mittel, so Gott will, noch durch seine Verbindungen mit ...., ..., ... und andern unsinnigen Schreiern, welche dem Gefühl ihrer innern Erbärmlichkeit dadurch zu entrinnen glaubten, daß sie, wie Müller, von hohen Dingen sprachen. —

Als endlich, für Müllers Wünsche viel zu spät, der Continental-Krieg im Jahr 1805 wieder ausbrach, bot er alles auf, Preussen zur Theilnahme daran zu bewegen, und zwar so, daß es der dritten Coalition gegen Frankreich beitreten sollte. Sein stärkstes Argument war von dem Erfolge hergenommen, womit Eugen und Malborough im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts Ludwigs des Vierzehnten Ehrgeitz gebrochen hatten; und sein Mangel an Beurtheilung in den großen Welt-

begebenheiten offenbarte sich besonders darin, daß er dieses Argument sogar gegen solche Personen gebrauchte, die ein wenig tiefer in die Begebenheiten eindringen, als Höflinge und Weiber. Da indeß dieser unzeitige Eifer ohne allen Erfolg blieb, so wurde er im folgenden Jahre der Herausgeber einer abenteuerlichen Schrift von einem jungen Freunde, welche, wenn ich nicht irre, unter dem Titel: Kriegsposaune Mahomeds, *) heraus gekommen ist.

Nichts kann wohl einen stärkern Contrast bilden, als Müllers kriegerische Denkungsart mit seiner Gestalt und seinem ganzen Wesen. Diesen an Körper kleinen Mann, der nie die mindeste Anwandelung von Muth in sich verspürt,

*) Sie soll von dem Herrn von Hammer, Oestreichischen Legations-Sekretär in Constantinopel, einem guten Orientalisten, aber nicht eben so guten Politiker, herrühren.

in die Kriegsposaune stoßen zu sehen, war in der That ein etwas drolliger Anblick. Er glich in dieser Hinsicht den kleinen Schauspielern des Lucian, die den Herkules mit so vielem falschen Aufputz machen, daß sie unter der Last desselben beinahe erliegen. Doch genug hiervon.

Ich muß noch eine Anekdote erzählen, welche zugleich den Geheimen Rath von Müller, und den ministeriellen Theil der Preussischen Regierung charakterisirt.

Herr D. Merkel, bis zum 17ten oder 18ten Oktober 1806 Redakteur des „Freimüthigen," und ein entschlossener Lobredner Alexanders des Ersten, in welchem er ein Genie erster Größe sieht, hatte bald nach der Schlacht bei Ulm den heroischen Gedanken, Herausgeber eines politischen Blattes zu werden, dessen Kühnheit die Welt in Er-

staunen setzen, und den Moniteur, wenn nicht verdrängen, so doch ihm wenigstens das Gleichgewicht halten sollte. Er theilte seinen Gedanken mehreren Ministern mit, die ihn vortrefflich fanden und Hrn. M. Unterstützung versprachen; vorzüglich begünstigten Hardenberg und Schulenburg diese, ihrer Meinung nach, dem Preussischen Staate sehr angemessene, Unternehmung. Es war indeß ein Unglück daß der kühne Merkel (nebenher anzumerken, gleichfalls ein kleiner, gewiß nicht fünf Fuß hoher, Mann) kein Jota von der Politik verstand. Wie war nun diesem Uebel abzuhelfen? Er wendete sich an den Geheimen Rath von Müller, in der Voraussetzung, daß dieser aus allen Kräften an dem Blatte mit arbeiten würde, das er selbst nur zu redigiren gedachte. Und hierin betrog er sich nicht ganz. Müller schlug ein, sobald Merkel nur seinen Antrag

vollendet hatte, und versprach für's Erste eine Einleitung in den Preussischen Moniteur, die eine große Sensation hervorbringen sollte. Mit diesem Versprechen kam Merkel zu Friedrich Buchholz, wahrscheinlich weil er voraussetzte, daß man für Geld und gute Worte alles in der Welt erhalten könne. Buchholz erkundigte sich nach der Tendenz des soi-disant Regierungsblattes, das, wenn ich nicht irre, der Zuschauer genannt werden sollte. Merkel machte ihm kein Geheimniß daraus, daß es gegen Frankreich gerichtet seyn sollte. „Wer leistet die Garantie für ein solches Blatt?" fragte Buchholz. — Der Preussische Staat! erwiederte Merkel. — „Nun, so kann ich keinen Antheil an dem Blatte nehmen," fuhr Buchholz fort; „denn ich halte diese Garantie für keine. Wozu überhaupt eine solche Opposition? Der Moniteur, in

so fern er beleidigt, ist nur gegen England und dessen Bundesgenossen gerichtet, und diese Richtung ist gut, weil Englands Verfassung, wenn sie nur noch zwanzig Jahr fortdauert, den Untergang der ganzen kultivirten Welt nach sich zieht."

Es war unmöglich, Merkeln hiervon zu überzeugen. Gelockt von dem großen Gewinne, den er sich von der Herausgabe eines Preussischen Regierungsblattes versprach, hörte er nicht auf, Buchholzen zur Theilnahme an demselben bereden zu wollen; und als dieser sich gleich blieb, setzte er Personen in Bewegung, von deren Autorität er sich etwas versprach. Buchholz beharrte indeß auf seinem einmal gefaßten Entschluß, und rettete sich zuletzt von weiteren Zudringlichkeiten durch die sarkastische Erklärung, „daß er sich nicht aufgelegt fühle, zwischen einem Let-

ten (Merkel) und einem Schweizer (Müller) in der Mitte zu stehen, und daß er einen Schwaben dazu in Vorschlag bringen wolle." Diese Erklärung wurde ungefähr um eben die Zeit gegeben, da sich die Russen in den Gefilden von Austerlitz schlagen liessen; und nach dieser denkwürdigen Schlacht war denn nicht länger die Rede von einem Preussischen Regierungsblatte, welches dem Moniteur das Gleichgewicht halten sollte. Nie kam also Müllers kraftvolle Einleitung zu Stande.

Durch den Krieg zwischen Preussen und Frankreich wurden Müllers heißeste Wünsche endlich erfüllt; er war aber wie aus den Wolken gefallen, als die Schlachten bei Jena und Auerstädt ein Resultat gaben, welches an Schrecklichkeit alles, was sich im schlimmsten Falle befürchten ließ, bei weitem übertraf. Blaß und zitternd sah man ihn an eben

dem Tage, an welchem die Franzosen in Berlin einrückten, in Begleitung eines seiner Herzensfreunde, die Linden auf und nieder gehen *). Er hatte ganz die Miene eines Menschen, dessen letzte Stunde geschlagen hat Die Franzosen waren indeß nicht so sehr eine Horde von Tataren, wie er sie sich gedacht haben mochte. Sein Muth lebte noch mehr auf, als er erfuhr, daß der General Hulin zum Commandanten von Berlin ernannt sey. Durch diesen Landsmann (Hulin ist, so viel ich weiß, ein Genfer) und durch einige andere Bekanntschaften, die er unter den Franzö-

*) So heißt eine schöne und sehr breite Straße in Berlin, weil sie mit einer sechsfachen Reihe Bäume, größten Theils Linden, besetzt ist. Sie wird durch das berühmte, nach den Propyläen zu Athen gebauete, Brandenburger-Thor geschlossen, auf welchem die Viktoria stand, die, nebst anderen Kunstwerken, nach Paris gebracht worden ist. A. d. Ueb.

sischen Generalen machte, wußte er, der bis dahin den Französischen Kaiser nicht geliebt und wohl gar mit einem zerstörenden Donnerwetter verglichen hatte, es dahin zu bringen, daß Napoleon ihn zu sich rufen ließ. Von diesem Augenblick an ging mit ihm eine Metamorphose vor, wie sie bei allen schwachen Menschen in der Regel ist *)! Die Präpotenz Frankreichs hatte nun nichts mehr zu bedeuten; die Universalmonarchie war

*) Hier muß der Herausgeber den Verfasser erinnern, daß aus diesem Umstande wohl noch nicht auf Charakter-Schwäche zu schließen seyn möchte. Es ist mehreren nicht schwachen Personen gerade eben so gegangen, wie dem Geh. Rath Johann von Müller: sie waren gegen Napoleon eingenommen; sobald sie ihn aber gesprochen hatten, wurden sie seine erklärtesten Bewunderer und Verehrer. Sein erhabnes Genie beugt nicht blos die politische Welt mit unwiderstehlicher Gewalt, sondern auch die intellektuelle und moralische. A. d. Herausg.

nicht länger ein Kirchhof der Cultur; Napoleon, weit entfernt ein Attila zu seyn, galt für den ersten aller Helden, für einen Mann von allumfassendem Genie, u. s. w. So entstand denn, 1807, jene akademische Vorlesung am Geburtstage des großen Friedrich, worin bewiesen wurde, daß Ein Held es mit der Nachkommenschaft eines anderen Helden nie ganz übel meinen könne: eine Vorlesung, auf welche der Hof in Memel wohl nicht sehr gefaßt seyn mochte, da er sich bis dahin sehr oft nach dem ehrlichen Müller erkundigt hatte, indem man glaubte, er, vor allen andern Patrioten, sey durch das allgemeine Elend zu Boden gedrückt.

Es war wohl natürlich, daß dieses Betragen allen biedern Einwohnern von Berlin sehr auffiel. Was darin Schwäche seyn mochte, verdient Nachsicht; aber hatte sich denn nicht eben dieser

Mann, in welchen jetzt diese Schwäche zum Vorschein kam, beständig für die Stärke selbst ausgegeben, und achtete man ihn nicht gerade als einen entschiedenen Feind Napoleons? Kein Wunder also, daß geschah, was immer zu geschehen pflegt, wenn man sich in seinen Erwartungen von der moralischen Kraft gewisser Individuen betrogen sieht! Man sprach in Beziehung auf Müller von Verstellung, und vermied einen Umgang, den man sonst gesucht hatte. Er selbst fühlte das Mißliche seiner Lage, und suchte einen Abschied, von welchem sich vorhersehen ließ, daß er ihn leicht bekommen würde. Müller bewarb sich um eine Stelle bei dem Hamburgischen Magistrat, bekam sie aber nicht. Ob die Bewerbung um eine Professur in Tübingen glücklicher ausgefallen seyn mag, weiß ich nicht; wenigstens wußte ein Französisches Blatt, das über

diesen Umstand zuerst öffentlich sprach, nichts Bestimmtes *).

Da er sein ganzes Leben hindurch abwechselnd Republikaner und Monarchist war, und da er das Glück immer nur da sucht, wo es nicht ist: so wird er Mühe haben, einen Ort zu finden, wo er den Rest seines Daseyns mit Ruhe verleben kann **).

Den Ruhm, nach welchem er strebte, möchte er wohl nicht erlangen.

*) Dieses Blatt sagte: Jean de Muller, historien de la Suisse, va se rendre à Tubingue, pour se rapprocher de sa patrie, et pour satisfaire ses goûts.

**) So eben, da dieses Blatt in die Druckerei gegeben werden soll, lies't man in öffentlichen Blättern: „Joh. v. Müller sey nach Paris berufen worden und habe den großen Holländischen Orden erhalten." Wie es scheint, ist er also zu einem praktischen Staatsmanne bestimmt; und als solcher wird er sich Ehre erwerben. M. s. übrigens, in Betreff dieses hier nicht billig beurtheilten Gelehrten die Vorrede.

A. d. Herausg.

VIII.

Der Professor Kiesewetter.

Unter den Philosophen Deutschlands giebt es, leider! mehrere, die, wenn man sie als Abstrakta betrachtet, nichts weiter sind, als eine Widerlegung des Satzes, womit Sallust seine Beschreibung des Catilinarischen Krieges anhebt *). Sie haben in ihrer Wissenschaft nie etwas Anderes gesehen, als

*) Omnes homines qui sese student praestare ceteris animalibus, summa opera niti decet, ne vitam silentio transeant, veluti pecora, quae natura prona et ventri obedientia finxit.

das Metier, welches sie ernähren soll. Als solches, treiben sie denn diese Wissenschaft, von welcher Deutschlands erster Dichter sagt:

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin; dem Andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Uebrigens würde man, dünkt mich, zu weit gehen, wenn man von Profanation der Philosophie sprechen wollte. Die Herren, von welchen hier die Rede ist, können — dem Himmel sey es gedankt! — nichts profaniren. Durch sie entheiligt, hat das Heilige sein Wesen so verändert, daß es nur noch in der Gestalt des Gemeinen dasteht. Was sie geben, ist nicht die Wissenschaft, sondern ihr theures Selbst. Mag dies aufgenommen werden, von wem es wolle: dies ist die gleichgültigste Sache von

der Welt, so lange die Wissenschaft nicht ein Monopol geworden ist.

Der Professor Kiesewetter machte sein Glück in Berlin, als man anfing, auf den Philosophen von Königsberg aufmerksam zu werden; denn er constituirte sich selbst zu einem Apostel dieses Philosophen, und versprach, das aufzuhellen, was in Kant's Lehre dem gemeinen Verstande dunkel geblieben war. Nun kann man zwar nicht sagen, daß es ihm damit gelungen sey; doch, so wie in der Welt das in magnis voluisse sat est, so nahm man es auch mit Kiesewetter nicht so genau. Ueberhaupt hätte er sich, für sein beschränktes Talent, keinen besseren Schauplatz wünschen können, als die Hauptstadt der Preussischen Staaten. Hier, wo alles in den gröbsten Materialismus versunken war; hier, wo nur noch einzelne Weiber der langen Weile, von welcher

sie gefoltert wurden, durch Beschäftigung mit den Künsten und Wissenschaften zu entrinnen suchten; hier, wo man in der allergemeinsten Geistesarmuth auf Kant, als auf einen geistigen Giganten, hinblickte; hier, wo selbst angebliche Philosophen ihn den alles zermalmenden nannten, und sich von der Anstrengung, die er ihnen verursachte, dadurch zu erholen suchten, daß sie die Dachziegel zählten *): hier mußte Kiesewetter in kurzer Zeit Zulauf und Achtung gewinnen. Kein Wunder, daß er sich dadurch gehoben und geehrt fühlte! Als Erklärer der Kritik der reinen Vernunft und der Kritik der Urtheilskraft, hätte er billig nachweisen sollen, wie Kant zu seinen Abstraktionen gelangt war; dies bekümmerte ihn indeß nicht. Die selt-

*) Dies sagte und that Moses Mendelssohn, nach seinen eigenen Aeußerungen.

A. d. Uebers.

samen Begriffe, die man in Berlin von den philosophischen Wissenschaften hatte, überhoben ihn der Mühe, das zu studieren, was jenen ewig zum Grunde liegt; und indem er sich damit begnügte, über die Kantischen Sätze eine verdünnende Brühe zu gießen, welche sie schmackhafter machen sollte, erhielt er sogar den Vortheil, in der Meinung seiner nichts begreifenden Zuhörer, für einen gründlichen Denker, für einen tiefsinnigen Philosophen, für einen hellen Kopf zu gelten: denn der große Haufe achtet nur das, was ihm unbegreiflich bleibt, und würde die Gottheit selbst schänden, wenn sie sich seinen Blicken nicht so sorgfältig entzöge. Was sag' ich viel! Herr Kiesewetter wurde durch ein Zusammentreffen glücklicher Umstände der Philosoph von Berlin, und nur die besseren Köpfe sahen in ihm den Stadt-Philosophen (philosophe bannal), nach

einer Analogie, die keiner Erläuterung bedarf.

Terenz beklagt sich in dem Prolog zu seiner Hecyra darüber, daß man, bei der ersten Vorstellung dieses Meisterstücks der dramatischen Kunst, das Theater verlassen habe, um den Sprüngen eines Seiltänzers, und den Stößen eines Fechterpaars zuzusehen. Herr Kiesewetter würde ähnliche Klagen geführt haben, wenn die Kantische Philosophie für ihn eben das gewesen wäre, was die dramatische Kunst für Terenz war; denn die Einwohner großer Städte sind alle einander darin gleich, daß sie alles dem Amüsement unterordnen, und immer nur Dem nachlaufen, wovon sie sich den besten Zeitvertreib versprechen. Klüger als Terenz, hat sich Herr Kiesewetter indeß nie über die Unbeständigkeit und Flatterhaftigkeit der Berliner beklagt, und, da ein gescheidter Mann für

seinen Bogen mehr als Eine Sehne braucht, seinen Kredit benutzt, um sich, als Handhaber philosophischer Disciplinen, bei mehrern öffentlichen Instituten anstellen zu lassen. Doch auch hiermit nicht zufrieden, hat er durch allerlei kleine Künste, von welchen die wahre Philosophie sich nichts träumen läßt, sein Ansehen bei Hofe dergestalt zu erhalten gewußt, daß er beinahe in dem ausschließenden Besitze des höhern Unterrichts für die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses gewesen ist. In dieser letzten Eigenschaft verdient er einige Aufmerksamkeit; denn da das, was von ihm ausgehen kann, das Einzige ist, wodurch diese Prinzen die Welt begreifen lernen, so dürfte man sich hinterher nicht darüber wundern, wenn sie eben nicht so gar viel davon begriffen hätten.

Es ist nicht zu leugnen, daß Herr

Kiesewetter, da er ein erträglicher Mathematiker ist, ihnen ganz nützlich hätte werden können; da er aber von der andern Seite ein eben so schlechter Philosoph ist, so verdirbt er, als solcher, wieder, was er als Mathematiker hätte leisten können. Nichts macht ihn dem unbefangenen Beobachter unausstehlicher, als seine Anekdotenkrämerei, die eben so gemein als geschmacklos ist, und womit er höchstens Personen amüsiren kann, die an breit erzählten Geschichten Geschmack finden.

Seine Verbindung mit dem Hofe hat dem Philosophen Kiesewetter eine Aufgeblasenheit gegeben, welche sich schwerlich noch größer denken läßt. Mir ist er immer vorgekommen, wie jener reiche Geizhals, von welchem Horaz sagt, daß er sich über das öffentliche Gespötte durch den Anblick seiner blanken Thaler ge-

tröstet habe *). Was die nummi für diesen Geitzhals waren, dasselbe ist der Beifall des Hofes für den Philosophen Kiesewetter; und man kann nicht eine halbe Stunde mit ihm zusammen seyn, ohne ihn von den hohen Häuptern erzählen zu hören, zu welchen ihm der Zutritt offen steht. Er trägt sogar kein Bedenken von den Hoffeten zu sprechen, die er zu arrangiren habe; so bestimmt ordnet er dem maître de spectacle oder de plaisirs den Philosophen unter. Wenn ich anders recht unterrichtet bin, bekam er den wichtigen Auftrag,

*) - - - Ut quidam memoratur Ahenis
Sordidus ac dives populi contemnere voces
Sic solitus: „Populus me sibilat, at mihi plaudo
Ipse domi, simulac nummos contemplor in arca.
Horat. Serm. lib. I.

den sogenannten Bal masqué anzuordnen, auf welchem sich die Königin dem Publikum als Statira zeigte. Doch diese Aufgabe war für ihn zu stark. Um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, worein er sich durch seine Albernheit gesetzt hatte, wendete er sich an den Hofrath Hirt; und dieser hatte denn auch die Gefälligkeit, ihm die Hauptpartie des Bal masqué abzunehmen, so daß ihm, wenn man mir anders die Wahrheit gesagt hat, nichts anderes übrig blieb, als die Erfindung der Kegelpartie. Ich beziehe mich in Hinsicht dessen, was ich hier sage, auf die von dem Bal masqué bekannt gewordene Beschreibung *), und füge hinzu, daß die Philosophie schwerlich noch tiefer herabgewürdigt werden

*) Sie ist, wie man sagt, von einem Berlinischen Gelehrten, der seine Talente und seine Zeit auch wohl zu etwas Anderem hätte anwenden können! A. d. Ueb.

kann, als wenn man ihre Organe zu solchen Geschäften verbraucht.

Obgleich ein Philosoph kein Fremdling in der Politik seyn darf; so möchte ich doch nichts über Kiesewetters politisches System aussagen. Es ist mir immer vorgekommen, als machte er es in dieser Hinsicht wie Schach Baham, der die Regierung der Welt den Göttern und den Feen überließ, und, wenn es schief ging, sich auf seine Unschuld zu berufen pflegte. Zufällig stand ich im Jahr 1805 einmal nicht weit von ihm, als er zu Friedrich Buchholz voll Herablassung sagte, daß dessen „neuer Leviathan" auf seinem Schreibtische läge, um nächstens gelesen zu werden. Dieser erwiederte mit stolzer Bescheidenheit: „Ein Buch, wie der neue Leviathan, ist der Lektüre eines Kantianers völlig unwerth, und höchstens dazu gemacht, einen Alltagsgeist zu instruiren." Hier-

auf antwortete Kiesewetter mit einer Plattheit, wodurch er zu verstehen gab, daß er doch keine ganz schlechte Meinung von dem Verstande eines Mannes habe, der ihn so eben bitter genug verspottet hatte. Ein ander Mal hörte ich eben diesen, an Plattheiten wirklich äußerst reichen, Philosophen sagen: er traue dem Napoleon nicht, „weil er ein Italiäner sey." Ex ungue leonem! Wie hätte wohl ein solcher Philosoph bei Hofe irgend etwas Heilsames und Rettendes sagen können!

Nach dem Einmarsch der Franzosen in die Hauptstadt der Preussischen Staaten lag dem Herrn Professor Kiesewetter alles daran, seine Teppiche verschont zu sehen, und sich überhaupt der gemeinschaftlichen Last, welche auf seine Mitbürger drückte, zu entziehen. Zu diesem Ende ließ er sich von der Kurprinzessin von Hessen-Kassel, Schwester

des Königs, die in Berlin zurückgeblieben war, in aller Eil irgend einen diplomatischen Titel ertheilen, der sich auf den Kurfürsten von Hessen bezog. Dieser Betrug dauerte indeß nicht länger, als die Existenz des Kurfürstenthums Hessen, und man hat mir gesagt, es habe den Herren vom Einquartierungs-Büreau Vergnügen gemacht, den Stadtphilosophen von der Löwenhaut, womit er sich bedeckt hatte, entkleidet zu sehen.

Berlin ward ihm unerträglich, als es keinen Hof mehr hatte. Um in den Sonnenschein desselben zurück zu kommen, machte er eine sehr beschwerliche Reise über Kopenhagen nach Memel. Hier verweilte er eine längere Zeit, und als er nach dem Frieden von Tilsit im Sommer 1807 nach Berlin zurückkam, offenbarte sich sein Hochmuth in nichts so sehr, als in der mysteriösen Art und Weise, womit er von einer Unterredung

sprach, die er mit dem Kaiser Alexander gehabt hatte.

Ich würde es schwerlich der Mühe werth gehalten haben, dem Professor Kiesewetter einen besonderen Abschnitt zu widmen, wenn er nicht von allen Gelehrten in Berlin Der gewesen wäre, welcher mit dem Hofe in der nächsten Berührung stand, und folglich — Einsicht und Charakter in ihm vorausgesetzt — die beste Gelegenheit hatte, sich nützlich zu machen. Leider veranlaßt er keine andre Reflektion, als — Ein tüchtiger Philosoph an einem gewöhnlichen Hofe ist ein so großer Widerspruch, daß ich keinen größeren kenne. Was soll er daselbst? „Aufklären!" Aber man will nicht aufgeklärt seyn; man verlangt nur Belustigungen. Nun, so mag es denn, unter der Firma von Philosophen, an

manchem Hofe so lange Schalksnarren geben, bis die Zeiten erscheinen, wo aus den Schalksnarren wieder Philosophen werden.

Armer Kant, der du in deinen einsamen Morgenstunden bei einer Tasse Thee mit unverwandtem Blick auf Einen und denselben Gegenstand hinstarretest, um die Wahrheit desto sichrer zu finden: hättest du wohl jemals geglaubt, man würde deinen am meisten Geräusch machenden Schüler in eben den Zimmern von Sans-souci, welche du nicht ohne Anwandlung von Achtung denken konntest, Späße treiben sehen?

IX.

Der Hofrath Hirt.

Nichts setzt einen denkenden Beobachter Anfangs mehr in Erstaunen, als die Anmaßung der Unwissenden, sobald es einmal dahin gekommen ist, daß die Regierung in ihrem politischem Systeme schwankt; man muß aber die Sache selbst nur allzu natürlich finden, wenn man erwägt, daß eine schwache Regierung, ihrem ganzen Wesen nach, die Meinung entfesselt, und jedem Urtheile freien Spielraum giebt. Unter einem Friedrich dem Zweiten, unter einem Napoleon u. s. w. wagt man es nicht, ein

eigenes politisches System zu haben; unter einem Ludwig dem Sechzehnten, einem ...., u. s. w. hingegen, getrauet sich Jeder, das Problem einer starken Regierung zu lösen, und mit Zuversicht festzusetzen, was geschehen müsse, damit der Staat bestehe. Und dies wird fortdauern, bis bessere organische Gesetze den Regierungen eine solche Vollkommenheit gegeben haben, daß die individuelle Beschaffenheit des Monarchen nicht mehr der einzige Stützpunkt aller Hoffnungen ist.

Der Hofrath Hirt war einer von denen Anglomanen, welche unaufhörlich gegen Frankreich und Napoleon deklamirten, in Englands Verfahren gegen die Französische Regierung nichts anderes sahen, als eine überschwengliche Großmuth gegen die Völker des Continents, und den Krieg mit Frankreich gewissermaßen als einen heiligen pre-

digten. Man konnte Anfangs nicht begreifen, aus welchen Bewegungsgründen und zu welchem Endzweck er eine solche Sprache führte; und noch mehr erstaunte man darüber, daß ein Mann der so schlecht spricht, daß er kaum über die gemeinsten Dinge mit Bestimmtheit zu reden weiß, sich zum Demosthenes gegen den modernen Philipp aufwarf. Diese Räthsel verschwanden indeß, sobald man dem Eiferer ein wenig näher trat, und sich von ihm selbst erzählen ließ, auf welche Weise er dazu gekommen ist, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin zu werden.

Er ist ein geborner Schwabe, und verlor sich in seiner Jugend nach Italien. Hier machte er den Cicerone für fremde Reisende. Ich sage: er machte den Cicerone; denn um ein wirklicher Cicerone zu seyn (etwa so wie Winkelmann es eine Zeitlang war), fehlte es ihm an allen gelehrten Kennt-

nissen, besonders an Bekanntschaft mit der Griechischen Literatur, ohne welche es schlechterdings unmöglich ist, in den wahren Geist der alten Kunst einzudringen. Reisende Engländer wissen indeß nur selten, was sie sehen wollen, und haben in der Regel keine Ahnung davon, wie das Alterthum in seinen kostbaren Ueberbleibseln betrachtet werden müsse. Dies rettete unsern Cicerone, welcher sogar ihren Beifall hatte, und reichlich von ihnen belohnt wurde.

Als die Gräfin Lichtenau nach Rom kam, hatte er das Glück, ihr zum Führer zu dienen. Nicht lange nachher machten die Franzosen große Fortschritte in Italien. Da er furchtsam zu seyn scheint, und vielleicht auch berechnete, daß sein Metier eine längere Zeit hindurch in's Stocken gerathen könnte, so faßte er den Entschluß, Rom zu verlassen und nach Deutschland zurück zu gehen.

gehen. Unterwegs stößt er auf die Gräfin von Lichtenau, die auch ihrer Seits Anstalten zur Rückreise macht. Sie ist bereit, ihn in ihr Gefolge aufzunehmen, welches er, bei seiner hübschen Figur, (der es, beiläufig angemerkt, nur nach obenhin an Lebendigkeit fehlt) keinesweges verunstaltet. Man kommt in Berlin an. Die Gräfin Lichtenau benutzt ihren Einfluß, den Schwäbischen Cicerone bei dem Prinzen Heinrich, drittem Sohne des Königs, als Lehrer anzubringen. Daß er diesen Prinzen nicht viel Nützliches lehren kann, versteht sich ganz von selbst; indeß ist daran nichts gelegen, wenn man seinen Zweck nur im Uebrigen erreicht. Für Hirt sollte sein Lehramt nur den Uebergang zu einer einträglichen Stelle bei der Akademie der Wissenschaften bahnen; und in diesen Hafen literarischer Krüppelhaftigkeit wurde er denn

auch früh genug hinein bogsirt. Ein Gehalt von 1800 Thalern war eine nicht zu große Belohnung für einen Mann, von dem die Gelehrten-Republik freilich niemals irgend eine Notiz genommen hatte, der aber dafür so glücklich gewesen war, einer königlichen Mätresse zu gefallen.

Hirt, der, vermöge seiner mönchischen Geistes-Indolenz, den Zustand der Beschaulichkeit jedem andern Zustande vorzieht, würde mit dem Loose, das ihm gefallen war, sehr zufrieden gewesen seyn; wenn nicht süße Zurückerinnerungen an seinen Aufenthalt in Italien, und an seine dortigen Verbindungen mit allerlei Personen von Stande (vorzüglich mit reichen Engländern), durch die Kriege der Franzosen in Italien, ihm die ganze Französische Nation verhaßt gemacht hätten. Was Italien in anderer Hinsicht litt, würde er allenfalls

noch verschmerzt haben; aber daß der ehrgeitzige Bonaparte seine verwegene Hand an Italiens Kunstschätze legte, dies schien ihm so unverzeihlich, daß er es gern zum Gegenstand einer ewigen Rache an Frankreich gemacht hätte. Also ewige Deklamationen gegen Frankreich, und eben so ewige Lobreden auf England. Stellte man ihm vor, daß England's Aussaugungs-System den gesellschaftlichen Zustand auf dem ganzen Continent zerstören werde, und daß das Verfahren dieser Macht gegen Frankreich und Spanien sehr dazu geeignet sey, den ganzen Süden von Europa in eine Syrische Wüste zu verwandeln, so war das eine Idee, die in seinen harten Kopf gar nicht hinein wollte; denn er sah im ganzen Süden von Europa weiter nichts, als den schrecklichen Bonaparte, von dessen Sturz er das Heil der Welt erwartete. Im Grunde war es

nie der Mühe werth, eine politische Idee mit ihm zu besprechen. Da er in seinen Begriffen etwas verworren ist und nicht weniger schlecht redet, als schreibt, so verlor er sich gleich bei der ersten Discussion in einen Schwall von Worten, der auf den Geist seines Interlocutors wie Torfdampf wirkte.

Hätte man auf dergleichen Energumenen in Berlin nur nicht Werth gelegt! Was ihrem Verstande zu offenbarer Unehre gereichte, das rechnete man ihrer patriotischen Denkungsart zum Verdienst an; und so betrachtete man auch den Hofrath Hirt, der als Akademist kein andres Geschäft hatte, als alle drei Monate eine antiquarische Abhandlung — gleichviel ob über das Vogelbauer des Varro, oder über den Tempel der Diana zu Ephesus — vorzulesen, troß seiner geringen Kenntniß der Geschichte, troß seiner Unkunde der politischen Ver-

hältnisse, trotz seinem höchst langwelligen Vortrage, in dem Lichte eines wackern Gelehrten und eines sehr rechtschaffenen Bürgers, bloß weil er ohne Maß und Ziel, selbst mit Hintansetzung aller Schicklichkeit, unaufhörlich gegen Napoleon deklamirte, in welchem er weiter nichts erblickte, als das, was Mancher, ehe er Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde, in Friedrich dem Zweiten wahrnahm. Ich habe oft im Stillen gedacht, welche plötzliche Veränderung in dem Innern dieser Herren vorgehen würde, wenn das National-Institut, auf Napoleons Antrieb, sie mit guten Pensionen in seine Mitte beriefe. Schwerlich würde irgend einer von diesen Energumenen hinter dem Beispiele zurück bleiben, welches Denina gegeben hat.

X.

Friedrich Buchholz.

Ich gestehe, daß ich, während meines ersten Aufenthalts in Berlin im Jahre 1805, nicht wenig begierig war, den Verfasser des „neuen Leviathan" kennen zu lernen; eines Buches, das, wie gerufen, zu eben der Zeit erschien, da der Krieg zwischen Frankreich auf der einen, und den coalisirten Mächten Oestreich und Rußland auf der andern Seite, von neuem ausbrechen sollte. Meine Begierde diesen Mann kennen zu lernen, war um so größer, je mehr mein Vaterland bei diesem neuen Kriege in=

teressirt war, und je auffallender sich die in dem eben genannten Buche aufgestellte Ansicht von der allgemeinen unterschied. Da ich daran verzweifelte, ihn in einem der von mir besuchten Zirkel zu finden, so suchte ich ihn geradezu in seiner Wohnung auf.

Friedrich Buchholz ist von ziemlich hohem Wuchse und festem Körperbau. In seinem Gesichte fällt gleich Anfangs nichts so sehr auf, als seine vorgetriebene Stirn. Seine dunkelbraunen Augen, welche ein wenig tief liegen, vereinigen mit dem Ausdruck des Ernstes eine Lebhaftigkeit, die auf Regheit des Geistes schließen läßt. Sanfte Augenbraunen, und ein dünner Haarwuchs verkündigen in ihm einen Sinn, in welchem keine Heftigkeit liegt. Seine Sprache ist langsam, und sein Periodenbau abgemessen, wie bei allen De-

nen, die mehr schreiben, als sprechen. Den Autorstolz, dessen man ihn beschuldigt hat, habe ich nicht an ihm gefunden, außer etwa, in so fern er seine Ansicht der politischen Welt gegen die Einwendungen vertheidigt, die man ihm macht; wobei ich noch bemerke, daß er sich zu resigniren weiß, wenn er auf Köpfe stößt, denen ihre Vorurtheile über alles theuer sind.

Er war ehemals Professor an der Ritterakademie in Brandenburg an der Havel, gab aber ungefähr vor acht oder neun Jahren diesen Posten auf, um sich mit einer Frau verbinden zu können, die er, wie man mir erzählt hat, eine längere Zeit hindurch, troz der Entfernung liebte, in welcher er von ihr zu leben verdammt war. In Berlin hatte er für seine Subsistenz keine andere Grundlage, als seinen schriftstellerischen Fleiß.

Es war in den ersten Tagen des Oktober 1805, als ich zu ihm ging. Er nahm mich mit dem Wohlwollen eines alten Freundes auf; denn er hatte bereits von meinen Schicksalen gehört, und, wie er mir sagte, meine Grundsätze immer gebilligt. Die Rede kam bald auf den Krieg. „Man erwartet," sagte er, „dies Mal ein glücklicheres Resultat, weil das Phantom republikanischer Freiheit, für welches die Franzosen bisher gekämpft haben, dahin ist; aber man irrt sich. Ich wollte allenfalls darauf wetten, daß um die Mitte dieses Monaths der ganze Feldzug bereits zu Frankreichs Vortheil ausgeschlagen seyn wird." Ohne die Wette anzunehmen, fragte ich nach den Gründen dieser Voraussagung. „Ich habe keinen andern Grund," erwiederte er, „als den, daß ein Mann von Genie an der Spitze des Französischen Heeres

steht; denn wo so etwas Statt findet, da kann man des Erfolges zum Voraus gewiß seyn: die anziehende Kraft des Genie's macht die Niederlage unmöglich; und bedarf es eines noch größeren Unterpfandes für den Sieg?" Ich fragte ihn, ob er mit der Maßregel zufrieden wäre, welche die Regierung seines Vaterlandes genommen hätte, in diesem Kriege neutral zu bleiben? — „Wenn Sie den neuen Leviathan gelesen haben, so können Sie sich diese Frage selbst beantworten. In Wahrheit, es thut mir unendlich leid, daß man sich hier zu Lande so wenig auf seinen Vortheil versteht. Preußen hätte es ganz in seiner Gewalt, den neuen Continental-Krieg zu verhindern. Ich habe darauf zu rechter Zeit aufmerksam gemacht; man fürchtet aber Rußland viel zu sehr, als daß man eine klare Ansicht von den Wirkungen haben könnte, welche eine ent-

schlossene Sprache gewiß hervorbrächte. Ueberhaupt bemerke ich mit Wehmuth, daß man in unserem Cabinet über Europa's höchstes Interesse im Dunkeln tappt, in so fern man glaubt, daß es durch Frankreich in Gefahr sey. Lenkt man nicht bald ein, so ist alles verloren; denn Frankreich kann Preussen nur in so fern begünstigen, als es zur Zertrümmerung des Englischen See-Despotismus beiträgt, und es muß Preussen zerschmettern, sobald dieses Miene macht, das Hypomochlium von Rußland werden zu wollen."

Aber, fragte ich hierauf, befürchten Sie denn nichts von Frankreichs Präpotenz in Beziehung auf Preussen?

„Dieser Präpotenz," war seine Antwort, „kann man nur dadurch begegnen, daß man sich bis auf bessere Zeiten mit ihr verbindet. Ich kenne das Geschrei, das man darüber erhebt; doch

ich lache dazu, so weit man über einen Unverstand lachen kann, der sehr ernstliche Folgen erwarten läßt. Diese einfältigen Schreier begreifen nicht, daß Frankreich im Kampfe mit England unterstützen, eben so viel heißt, als Frankreich schwächen, und daß auf gleiche Weise Frankreich bekriegen, nichts weiter heißt, als Frankreich verstärken, und sich selbst vernichten."

Da mir dies nicht einleuchtete, so setzte er erklärend hinzu: „Nie war Frankreich schwächer, als unter Ludwig XV und XVI. Worin auch Andere den letzten Grund dieser Schwäche finden mögen: — für mich liegt er nur in der doppelten Tendenz, die es hatte, Seemacht und Landmacht zugleich zu seyn. Beides verträgt sich nicht mit einander, wie sehr auch Frankreich, vermöge seines gesellschaftlichen Zustandes genöthigt seyn mag, beides vereinigen

zu wollen. Je mehr Frankreich aufgehört hat, eine Seemacht zu seyn, desto mehr ist es Landmacht geworden. Man unterstütze es im Kriege gegen England, und man darf mit Zuversicht darauf rechnen, daß man ihm seine gegenwärtige Furchtbarkeit nehmen wird. Coalitionen, so furchtbar sie auch scheinen mögen, werden nie ein solches Resultat geben. Gerade in ihnen liegt das Mittel, Frankreich zum Gebieter des ganzen Europa zu machen; denn — je mehr Feinde man hat, desto leichter wird der Sieg, weil Einer sich auf den Andern verläßt, und Jeder gern so vortheilhaft als möglich von der Fechtschule kommen will. Friedrich der Zweite würde sich im siebenjährigen Kriege zu Tode gekämpft haben, wenn er es nur mit Oestreich, nur mit Frankreich, oder auch nur mit Rußland zu thun gehabt hätte; doch im Kampfe gegen alle Dreie zugleich konnte er siegen."

So ungefähr endigte sich meine erste Unterredung mit dem Verfasser des neuen Leviathan. Nach der Schlacht bei Ulm sah ich ihn wieder. Ich glaubte, ihm ein Compliment zu machen, wenn ich von seinem Talent zum Prophezeien spräche. Indeß hatte ich kaum davon angefangen, als er die Augenbraunen zog, und nur mit Bedauern von der Niederlage der Oestreicher sprach. — Unser Gespräch betraf hauptsächlich Bernadotte'ns Durchmarsch durch das Ansbachische. Er fand darin keine Beleidigung für Preussen. „Man ist," sagte er, „um so empfindlicher, je weniger man sich versteht; und man sollte sich verstehen, um nicht das Wohlseyn so vieler Millionen Menschen auf's Spiel zu setzen. Was man in der Regel die Ehre nennt, ist nichts als eine Abgeschmacktheit; die wahre Ehre hat ihr Asyl im Verstande, und ist gegen alle die

Verletzungen gesichert, die man ihr zufügen könnte. Vielleicht wird jetzt um einer Kleinigkeit willen das mühsame Werk mehrerer Jahrhunderte vernichtet. Preussen befindet sich gegenwärtig in eben der Lage, worin sich die Mark Brandenburg unter Georg Wilhelm befand, als ein katholischer Minister die Angelegenheiten des damals noch sehr unbedeutenden Staates leitete. Der Herr von Hardenberg gleicht dem Grafen von Schwarzenberg darin vollkommen, daß eben so wenig eine Ahnung von dem Willen des Zeitgeistes in ihm ist, als Schwarzenberg sie in dem Augenblicke hatte, wo er seinen Herrn, dem wahren Interesse seines Landes ganz entgegen, mit dem Hause Oestreich verflocht, als dieses den Katholicismus zum Umsturze der Deutschen Verfassung benutzen wollte. In jenen Zeiten war es die theokratische Universal-Monarchie, gegen wel-

che der Zeitgeist sich erklärt hatte; in unsern ist es die merkantilische, welche nicht länger fortdauern soll."

Da ich von diesen Aussprüchen wenig verstand, so bat ich ihn um Erläuterungen. Er besann sich einige Augenblicke, und fuhr dann fort: „Sie setzen, wie es scheint, — gleich so vielen Andern, unter welchen sich sogar nahmhafte Geschichtforscher befinden — das Wesen der Universal-Monarchie in die Größe des Territorial-Umfanges, und in die überschwengliche Masse der Bevölkerung. Nach meiner Ansicht aber, ist die Universal-Monarchie nichts weiter als eine Institution, wodurch der unmäßige Umfang der Reiche und die damit auf's innigste verbundene Vernichtung der Völker-Eigenthümlichkeit verhindert werden soll. Solcher Universal-Monarchieen hat es, seit dem Umsturze der Römischen Weltherrschaft,

zwei gegeben, von denen man die eine echt, die andre unecht nennen könnte. Die echte war die theokratische, mit dem Papst an ihrer Spitze, welche die Welt durch die Idee: Gott, regierte; die unechte ist die merkantilische, mit dem Englischen Premier-Minister an ihrer Spitze, welche die Welt durch die Idee (oder Chimäre) vom Gleichgewichte der Macht regieren wollte, und wirklich regierte. Echt nenne ich jene, weil sie sehr allmählich dahin gelangte, ihre Macht zum Verderben der Völker zu mißbrauchen; unecht nenne ich diese, weil sie, von dem ersten Augenblick ihrer ersten Existenz an, nur durch diesen Mißbrauch bestanden hat. So wie nun die theokratische Universal-Monarchie durch den dreißigjährigen Krieg zu Grabe getragen werden sollte, weil alle ihre Regierungsmittel die Kraft zu regieren verloren hatten: eben so soll ge-

genwärtig die merkantilische zu Grabe getragen werden, weil sie in eine unerträgliche Despotie ausgeartet ist, in so fern sie nämlich in dem ausschließenden Besitz eines von den beiden Elementen verharren will, auf welche die Natur den Menschen angewiesen hat. Sie sehen hieraus, daß es nichts weniger als gleichgültig ist, welche Parthei man in dem großen Kampfe ergreift, der die Freiheit der Meere zum Endzweck hat, und, wie spät er auch vollendet werden mag, nicht anders aufhören kann, als mit dem Untergange der merkantilischen Universal=Monarchie. Um zu seinem Zwecke zu gelangen, mußte England unaufhörlich vor Frankreichs Ehrgeitz warnen, und dadurch, daß es ein Gleichgewicht der politischen Macht vorspiegelte, Glauben bei den Völkern auf dem festen Lande finden. Die Französische Revolution machte diesem grausa=

men Spiel ein Ende. Als Frankreich aus seinen alten Gränzen herausgezerrt wurde, zerstörte es die Chimäre von einem Gleichgewichte der politischen Macht. Alle Versuche sie zurückzurufen, sind seit dem Jahre 1794, wo Belgien erobert wurde, vergeblich gewesen, und werden es auch bleiben. Nur die Völker dürfen auf Fortdauer rechnen, welche mit Frankreich gemeinschaftliche Sache machen; alle übrige sind, wo nicht dem Untergange, doch wenigstens großen Erschütterungen ausgesetzt, von welchen sie sich nur mit vieler Mühe, und spät werden erholen können. Die erste Regel in der Politik ist, nie dem Zeitgeist entgegen zu streben, weil dies gerades Weges in's Verderben führt; doch hiervon haben die sogenannten Politiker nie eine Ahnung gehabt. Da sie alles auf Personen, und nichts auf die Dinge beziehen, so sind sie die Nar-

ren im Spiele, ohne es zu wissen; und um vor sich selbst Recht zu behalten, stempeln sie ein Raisonnement, wie das gegenwärtige, mit der Benennung: Metapolitik, wiewohl sich Schritt für Schritt aus der Geschichte der letzten hundert und zwanzig Jahre beweisen läßt, wie England ganz Europa am Narrenseil herum geführt hat."

Er zeigte mir hierauf — ich weiß nicht mehr, ob in Harrington's Oceana, oder in der Abhandlung „über die Volksregierung" von eben diesem Schriftsteller, eine Stelle, welche ungefähr Folgendes enthielt: „Man denke von mir, was man wolle; genug, alle Völker der Europäischen Welt sind in einer Gährung, welche für die Verbesserung der Constitutionen nicht ohne allen Erfolg bleiben kann. Welche von diesen Nationen nun sich zuerst dauerhaft constituirt, die wird

überalle andern herrschen. Sey es Deutschland oder Frankreich, oder Italien, oder Spanien, oder England; genug, es schreibt allen übrigen Reichen Gesetze vor." —

„Harrington," fügte Buchholz hinzu, „der unter allen Politikern der modernen Welt, Machiavelli vielleicht allein ausgenommen, die meiste Aufmerksamkeit verdient, schrieb dies einige Jahrzehende nach dem dreißigjährigen Kriege. Was er ahnete, ging nach mancherlei Krämpfen, welche Jakobs des Zweiten priesterlicher Sinn veranlaßte, für England in Erfüllung. Jene Constitution aber, durch welche die gesetzgebende und die vollziehende Macht von einander getrennt wurden, ist zu einem Kakodämon von Europa geworden, indem sie dem Großbritannischen Reiche, durch das Anleihe-System eine Begehrlichkeit eingeimpft hat, die selbst durch die größten

Opfer nicht gesättigt werden kann. Dies hatte gerade ein Jahrhundert gedauert, als durch den Ausbruch der Französischen Revolution das erste Signal zu einer Empörung gegen die merkantilische Universal-Monarchie gegeben wurde, welche ihr Fundament in der Chimäre vom Gleichgewichte der politischen Macht hatte. Die Abschaffung des Feudal-Wesens, die Gleichstellung des Anspruchs, kurz, jenes neue politische System, welches man das System der Freiheit und Gleichheit nannte, mußte nothwendig einen gewaltigen Riß in den Verhältnissen der Europäischen Staaten hervorbringen. Je mehr dadurch die Stärke auf Frankreichs Seite gebracht wurde, desto vergeblicher mußten alle Versuche der Unterdrückung ausfallen; und ist irgend ein Plan in den Weltbegebenheiten, so läßt sich mit der größten Bestimmtheit vorhersagen, daß das

Fehlerhafte der Englischen Constitution — durch die Kraft der Französischen, so wie diese seit dem Jahre 1800 dasteht — fortgeschafft, und dadurch alle politische Beziehungen in Europa verändert werden müssen. Ich, meines Theils, sehe schon das hochberühmte Großbritannische Reich sich in einen Raubstaat verwandeln, und alle Europäische Mächte, die jetzt noch dessen Freunde sind, seine bittersten Feinde werden. Ueberall verspreche ich mir von den nächsten funfzig Jahren sehr wenig Gutes. Da Europa nicht ohne einen universalmonarchischen Impuls bestehen kann; so wird Frankreich denselben zwar übernehmen, doch ihn nie auf eine dem Glücke der Völker angemessene Art geben. Dieses Reich ist viel zu groß, um der Wohnsitz einer Institution zu seyn, welche die Tendenz hat, den unmäßigen Umfang der Staaten, und die damit

in der engsten Verbindung stehende Vernichtung der Völker-Eigenthümlichkeit, zu verhindern. Die wahre Universal-Monarchie muß sich in der Gewalt einer Idee offenbaren, nicht in der Macht einer Person, wie die eines Französischen, oder wohl gar eines abendländischen Kaisers seyn würde; denn die Idee gewährt Ruhe, die Person hingegen erregt Zwietracht und Streit. Sie wird entstehen, diese Universal-Monarchie; aber wir werden es nicht erleben. Das Elend der gegenwärtigen Generation soll, nach dem Plane des Weltgeistes, dem Glücke künftiger Generationen zur Unterlage dienen. Mirabeau pflegte zu sagen: die Freiheit wohnt nur auf einem Polster von Leichnamen; und Mirabeau hatte Recht. Die Freiheit, der wir entgegen gehen, ist die politische. Sie kann nur dadurch entstehen, daß ein Völker-

recht möglich wird, welches ich in die Befugniß setze, die Volkskraft innerhalb der Schranken auszubilden, die von den Gesetzen der Europäischen Staaten vereinigt vorgeschrieben und durch ein großes Tribunal, wie das der Amphiktyonen in Griechenland, aufrecht erhalten werden."

Ich erinnerte den Verfasser des neuen Leviathan an das letzte Capitel seines Werkes, worin von einem Congresse der sämmtlichen Staaten von Europa auf der Insel Malta, zur Aufrechthaltung des See-Völkerrechtes, die Rede ist. „Dieses Capitel," erwiederte er mir, „enthält nur die Grundlinien der Universal-Monarchie, auf deren Nothwendigkeit für Europa ich mit so vielem Nachdruck bestehe. Außerdem hat dieses Capitel offenbar den Fehler, daß ich mich darin mancherlei Vorurtheilen accommodirt habe. Im Ganzen genom-

men, wollte ich in dem neuen Leviathan nur aufmerksam machen auf das Verhältniß, in welchem England nicht bloß gegen Frankreich, sondern auch gegen alle übrige Reiche in Europa steht. Es war meine Absicht, durch eine vollständige Darstellung dieses Verhältnisses neuen Continental-Kriegen zu begegnen. Diese Absicht ist nicht erreicht, weil das Schicksal Recht behalten will. Ich unterwerfe mich demselben; doch nehme ich nichts von dem zurück, was ich in dem letzten Buche des neuen Leviathan ausgesprochen habe."

Würde es nicht gut seyn, fragte ich, wenn Sie Ihre Idee von einer neuen Universal-Monarchie für Europa vollständig ausgebildet dem Publikum vorlegten? Wenigstens würde man dann wissen, worauf man loszusteuern hat; die Zerstörung eines großen Vorurtheils, welches in Ansehung einer Universal-

Monarchie Statt findet, nicht einmal in Anschlag gebracht.

„Das ist es," erwiederte er, „womit ich mich jetzt beschäftige. Ich will nämlich ein Buch schreiben, in welchem ich die Natur der theokratischen und merkantilischen Universal-Monarchie vollständig aus einander setze. Glauben Sie indeß nicht, daß ich mir einbilde, durch Entwickelungen dieser Art das Weltverhältniß nur im mindesten aufhalten zu können. Historische Abstraktionen, wie ich sie in meinem „Rom und London" niederzulegen gedenke, sind Denen, die sich gegenwärtig Staatsmänner nennen, eben so wenig geläufig als das Griechische und Hebräische; und so lange diese Adeligen, welche bisher an der Spitze aller Verwaltungszweige standen und die einzigen Handhaber des sogenannten Völkerrechtes waren, im Besitz ihrer Vorrechte bleiben, ist gar nicht daran

zu denken, daß man auf Abkürzung oder Verminderung des öffentlichen Elends Bedacht nehmen werde. Der größte Vortheil, den ich mir von meinen politischen Arbeiten verspreche, besteht in der wahrhaft trostlosen Erwartung: die Nachwelt (wenn es anders für mich eine giebt) werde mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich mein Zeitalter begriffen, und künftige Ereignisse mit aller der Bestimmtheit vorher gesehen habe, die von richtigen Principien unzertrennlich ist. Mein Vaterland (Preussen), welches ich vor allen Dingen gern retten möchte, gebe ich verloren; denn ich sehe, daß alle Diejenigen, denen die Bestimmung seines Schicksals anvertrauet ist, nichts von dem Zeitgeiste begreifen, und daß selbst die Wenigen, welche einem Kriege mit Frankreich abgeneigt sind, den allerschlechtesten Bewegungsgründen folgen,

und sich bei weitem mehr durch die Furcht, als durch irgend einen Grundsatz, bestimmen lassen. Der Umsturz der Monarchie muß schon darum erfolgen, weil die organischen Gesetze des Preussischen Staates keine dauerhafte Harmonie mit Frankreich gestatten, und weil der Geist des Preussischen Militärs, welcher mit jenen Gesetzen in dem genausten Zusammenhange steht, ein Verderben beschleunigt, das sich, ob es gleich bei solchen Umständen unvermeidlich ist, wenigstens verzögern liesse."

So viel von meinen Unterredungen mit Friedrich Buchholz, über die ich, wenn ich weitläuftig werden wollte, sehr leicht noch mehr sagen könnte.

Was ich über diesen Schriftsteller noch sonst zu bemerken habe, betrifft erstlich seine Lebensweise, und zweitens eine Eigenthümlichkeit seines Geistes, von welcher ich gestehe, daß ich sie bis jetzt noch nicht begriffen habe.

Ich habe bereits gesagt, daß er für seine Existenz in Berlin, kein anderes Fundament hat, als seine Schriftstellerei; er selbst macht daraus kein Geheimniß. Als Schriftsteller nun lebt er sehr zurückgezogen und einsam. Den größten Theil seiner Freuden (die der Arbeit, wie sich von selbst versteht, abgerechnet) findet er auf Spaziergängen, und im Zirkel seiner Familie, von welcher er sich nur selten trennt. Er ist dabei höchst mäßig, und ich gestehe, daß mir selten ein Mann vorgekommen ist, der die Freuden der Tafel weniger in Anschlag brächte, als er. Eben deswegen sucht er den Umgang mit den Reichen und Vornehmen so wenig, und findet es sogar anstößig, daß man in Berlin, nach der Ankunft irgend eines Gelehrten von Ruf, immer nur fragt: h a t e r s c h o n d a u n d d a g e g e s s e n? „Ich möchte," sagte er einmal zu mir,

daß ich Bedürfnisse dieser Art in der kürzestmöglichen Zeit abmachen könnte, und über die Gefahr hinaus wäre, davon incommodirt zu werden; denn nur in der vollkommensten Nüchternheit ist man der größten Geistesarbeiten fähig." Er arbeitet immer sitzend, „weil," wie er sagt, „das Gedankenwerk nur bei der völligsten Ruhe des Körpers gelingen kann." Sein Unterleib hat dabei nie gelitten, weil er nie zu viel genießt. Auch kann man darauf rechnen, ihn immer bei gleicher Laune zu finden.

Die Eigenthümlichkeit seines Geistes, deren ich so eben erwähnt habe, besteht darin, daß er sich getrauet, Personen, die er nie gesehen hat, nach ihren körperlichen Eigenschaften, Manieren u. s. w. zu beschreiben, wenn ihm eine nur einigermaßen treue Schilderung von ihrer geistigen Beschaffenheit gemacht worden ist. So beschrieb er, nach der Lek-

türe von Werners Söhnen des Thales, den Verfasser in seiner ganzen körperlichen Individualität, den Haarwuchs nicht ausgenommen, von welchem er behauptete, daß er bedeutend stark seyn müsse, weil es Wernern an schaffender Kraft fehle. Ich selbst stellte ihn auf eine solche Probe, indem ich ihm Jouffroy's allgemeines See-Völkerrecht in die Hände gab, und ihn bat, nach diesem Werke die physischen Eigenthümlichkeiten des Verfassers zu bestimmen; und er that es mit einer Präcision, die mich nur in Erstaunen setzen konnte. Ich erstaunte indeß noch mehr, als ich ihn einige Wochen später, in einem Familien-Zirkel, einer Dame, deren erste Bekanntschaft er machte, nach einer Unterredung von einer halben Stunde, ihren Gemahl, den er nie gesehen hatte, so vollkommen beschreiben hörte, daß, nach dem eigenen Geständ-

niß

niß dieser Dame, auch nicht Ein wesentlicher Zug an dem Gemählde fehlte. Beim Weggehen fragte ich ihn, wie er das angefangen habe; und seine Antwort war: „Ich machte in Gedanken die Dame zu einem von ihrem Manne geschriebenen Buche, und verließ mich im Uebrigen auf den Antagonismus, den die Natur in beide Geschlechter gelegt hat." Geisterseherei ist dies nicht zu nennen; in gewisser Hinsicht ist es sogar das Gegentheil der Geistesseherei, indem eben das Geschäft, welches von den Geistersehern, ihrer Versicherung nach, durch das physische Auge von Statten geht, in dem vorliegenden Falle von dem Verstande vollzogen wird, und nur der Körper, und nicht der Geist, der Gegenstand des Gesichtes ist. Gleichwohl liegt in dieser Virtuosität so viel Merkwürdiges, daß ich es der Mühe werth gefunden habe, davon zu reden.

Ich darf aber dabei nicht unerwähnt lassen, daß Buchholz nie mit Gall in Verbindung gestanden, und bei des Letztern Anwesenheit in Berlin, keinen Schritt gethan hat, um sich von einem System zu unterrichten, welches dem seinigen, wie er behauptet, nur auf eine sehr entfernte Weise ähnlich ist. Ich wiederhole noch einmal, daß ich hiervon nichts begreife, und setze hinzu, daß es mir Schwärmerei schien, als Buchholz mir bei einer gewissen Gelegenheit sagte: In einer höheren Ansicht der Dinge sey der Körper mit dem Geiste Eins und dasselbe.

Bio.
Gallerie

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Buchholz, Friedrich,

Gallerie Preussischer Charaktere Aus der französischen Handschrift ü
bersetzt

Germanien [i.e. Berlin] 1808

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bio 2428
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11235719-7